Wir Myschkins

Anmerkungen zu Dostojewskis "Idiot" aus der Sicht eines Idioten

Von Walter Altvater Stand 9.11.2013

This work is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Unported License. To view a copy of this license, visit http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/.

Inhaltsverzeichnis

Wir Myschkins 1
Anmerkungen zu Dostojewskis "Idiot" aus der Sicht eines Idioten 1
Vorbemerkung 6
„Dialektik der Höhe und Tiefe“ - Wie Myschkins gesehen werden 8
Charenton 8
„Ein bedauerlicher Zwischenfall“ 8
Der Fall der Anneliese Michel 10
Das Nachleben der Anneliese Michel 12
Vom Bösen 13
Von der Würde des Menschen 20
Der Tod der Anneliese Michel – kein bedauerlicher Zwischenfall 21
Die Sünden der Väter 22
Epilepsie und „Perversion“ 25
Die epileptische „Canaille“ 25
„Die Schwachen sollen zu Grunde gehen“ 25
Janz und die „Aufwachepilepsie“ - eine neue Sicht auf Epilepsien und Epileptiker 26
Einige Anmerkungen zu Tellenbachs „Phänomenologie der Wesensveränderung durch Anfallsleiden“. 26
Was ist überhaupt Dialektik ? 27
Warum „schwarze Schwäne“ nichts beweisen 29
Abschied von der Metaphysik 30
Vernunft und Verstand 30
Das „apriori“-Problem 34
42er-Fragen oder von der Suche des Magens nach dem letzten Grund 36
The answer is 42 36
Der Sinn des Lebens 44
Der gütige und allmächtige Gott 44
Das Leib-Seele-Problem 45
Die Frage der Rechtfertigung und des letzten Grundes 47
Die Rechtfertigung der Eva 47
Müssen wir uns rechtfertigen ? 49
Braucht die Wahrheit einen Grund ? 50
Die Suche des Magens nach dem letzten Grund – Eine Auseinandersetzung mit Rorty 52
Kritik der kritischen Kritik oder: Wie konstruiere ich meine eigene spekulative Philosophie 55
Schluss des Exkurses: Was ist und was soll Dialektik 59
Tellenbachs „Dialektik der Höhe und Tiefe“ 60
Vom richtigen Erzählen 62
Freud über den Epileptiker Dostojewskij 64
Hermann Hesse über Myschkin 67

Nietzsches Hass auf die „Idioten“.....75
Myschkin und Ich – Skizzen vom Anderssein.....79
Wie ich einmal beinahe in die Ludwigshafener Müllverbrennung gefallen wäre.79
Konnte Myschkin einen Ball fangen ?.....80
Willensfreiheit, Determinismus und Wechselwirkung.....81
Meine Spezialität sind saudumme Fehler.....83
Wie wird der Wein ?.....83
Über die Flüssigkeit unserer Begriffe.....84
„Warum sagen sie das zu diesen Menschen ?“.....86
Myschkin macht Fehler, doch Rußland verzeiht keine Fehler.....90
Mit Computern machen alle Fehler.....91
Hat Myschkin keinen Humor ?.....92
Über die "Naivität" Myschkins oder warum seine Ehrlichkeit ein Teil seiner Krankheit ist.....94
Mangelnder Respekt.....95
Taxi nach Ringsted.....98
Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten werden die Letzten sein...101
Die „platonische Liebe“ und der „arme Ritter“.....104
Die platonische Liebe
.....106
Ideen sind nicht ewig
.....107
Ohne Frauen kein Schmerz !
.....108
Noch ein paar Bemerkungen zu Epikur und den Frauen 110
Warum „Humanismus“ nicht Menschlichkeit heißt !.....112
Das „keuche“ und „finstere“ Mittelalter
oder Ritter und Liebe in Eschenbachs Parzival
.....116
Parcival: König der Frauen.....117
Die fremden Welten sind Frauenwelten.....119
Tannhäuser und Frau Venus.....120
Der Ritter Don Quichotte.....125
Der „arme Ritter“
.....125
Der „Arme Ritter“ von Alexander Block
.....130
Ein Yankee aus Conneticut an König Artus Hof -
Mark Twain und das Rittertum.....130
Kann Myschkin ein Ritter sein ?
.....131
Rogoschin und Myschkin 133
Ein paar fragwürdige Behauptungen.....133
Rogoschin und Eros.....133
Myschkin und Agape.....134
Lieben Rogoschin und Myschkin sich ?.....135
Das „Weib“ Myschkin 139
Rogoschin Kaufmannssohn.....142
Die Hölle sind nicht die anderen.....145
Rogoschins Hölle.....152
Myschkins Furcht vor Rogoschin 155
Liebt er sie oder liebt er sie nicht ? - Myschkin und die Frauen 156

Der „arme" Ritter Myschkin 157
Maria und das Glück 158
Von Wölfen, Pavianen, Schimpansen, Bonobos und der Frage der Moral 174
Natasja und ihr „weisser Ritter".....185
Die Geschichte von Isis und Osiris.....187
Die zwei Göttinnen und ihr „Held" 188
Die neue Art um Frauen zu werben: Oder: Myschkin und Aglaja auf der Parkbank.188
Zwei Frauen beschliessen eine Hochzeit.....200
Vom Tragischen im Leben und unserer unstillbaren Sehnsucht nach einem immer währenden „Sommernachtstraum" 201
Im Garten 201
Epikur und der Abschied vom Schicksal 202
Über die Grenzen unseres Strebens nach Lust und Glück.....203
Nachdenken über die Schönheit.....205
Vom Mitleiden.....206
Von der Achtsamkeit.....207
Philosophie und Religion 207
Verschiedene Konzepte der Zeit.....209
Nochmal über die Zeit.....213
Die große Leere 214
Von den wirklichen Problemen wirklicher Menschen.....214
Reden über den Kommunismus.....217
Der Mythos Proletariat.....218
Das Konzept der zwei Revolutionen.....224
„Proletarier und Edelinge".....228
Von der Diktatur des Proletariats.....237
Alles ist Geschichte 243
Die Pariser Kommune.....245
Gegen den „freien Volksstaat".....246
Staat statt Revolution – Der Leninismus.....247
„Das Schlimme aber ist, dass Bucharin nicht an Bescheidenheit leidet." 249
Zum Problem der -ismen.....256
Die Macht der vereinigten Individuen.....257
Der Einzige und seine Einbildung.....259
Morgens Fischer, mittags Jäger – die Befreiung des Individuums durch eine „wirkliche Gemeinschaft".....263
Schlussbemerkung.....267

Vorbemerkung

Wenn ich ihnen sage, dass ich schon epileptische Anfälle hatte, beschreibe ich ihnen keine Krankheit. So wenig wie ich ihnen eine Krankheit beschreibe, wenn ich ihnen sage: "Damals hatte ich Fieber".
Als ich 4 Jahre alt war, hatte ich schweres Fieber: Ich hatte die Masern und eine leichte Lungenentzündung. Und irgendwann hatte ich das, was man in der Pfalz die "Gischdere" nennt.
Auf Hochdeutsch: Ich hatte Fieberkrämpfe.
Mit Fieber wehrt sich der Körper gegen eine Infektion. Und mit Epilepsie wehrt sich das Gehirn. Die Frage ist: Wogegen ?
Es kann eine Geschwulst sein, eine Hirnverletzung oder die Ursache ist „idiopathisch".
„Idiopathisch" steht im Medizin-Jargon für „I don't know".
An einer solchen „idiopathischen Epilepsie" auch „genuine Epilepsie" genannt leide ich.
Genauer gesagt an einer „Aufwachepilepsie". Man vermutet bei einer solchen Epilepsie einen Zusammenhang mit dem Schlaf-/Wach-Rhythmus mit zu vielen Träumen und zu wenig Tiefschlaf.
Wir gelten gewissermaßen als Träumer und Chaoten unter den Epileptikern.

Jeder Mensch kann einen Anfall bekommen. Die Ärzte wissen sogar sehr gut, wie sie einen Anfall provozieren.
Auch ohne jede Provokation erleiden ca.5% der Bevölkerung einmal im Leben einen Anfall.

Diese Menschen gelten aber nicht als epilepsiekrank.
Als krank gilt man erst, wenn man immer wieder Anfälle bekommt.
Zwischen meinem 16. und meinem 18. Lebensjahr hatte ich ca. alle 14-Tage mindestens einen Anfall. Danach, vor allem nach richtiger medikamentöser Einstellung bekam ich nur noch ca. alle 3 Jahre einen Anfall.
Inzwischen nehme ich seit ca. 20 Jahren keine Tabletten mehr und bin anfallfrei.

Ich kann somit sagen: ich bin gesund.

Trotzdem bin ich anders. Und um dieses Anderssein soll es hier gehen.

Dabei beziehe ich einen radikal subjektiven Standpunkt:
Ich versuche mich selbst zu erkunden und die Ergebnisse dieser Erkundung mit der eines Anderen zu konfrontieren, ihn als meinen Spiegel zu benutzen.
D.h. mein Gegenstand ist jener Fürst Myschkin und die Frage in wie fern ich selbst ein Myschkin bin.
Wobei das für mich gar keine Frage ist:
Der Fürst ist so was wie mein älterer Bruder.
Deswegen möchte ich ihn auch ein bisschen in Schutz nehmen z.B. gegen Fehlinterpretationen. Fehlinterpretationen z.B. von Ärzten für die er zu Recht eine Art Modellkranker ist, Fehlinterpretationen aber auch durch ihn selbst bzw. seinen großen Schöpfer Dostojewksij.
Nein, er ist kein verhinderter Heiliger, der die Idee der Liebe der körperlichen Liebe vorzieht. Er scheitert nur, weil er so wie er ist, bestimmte Forderungen und Anforderungen seiner Mit- und Umwelt nicht gerecht werden kann u.a. auch beim üblichen Balzritual.
Er ist auch nicht das große, naive Kind als das ihn andere abstempeln.

Er „tickt" einfach nur anders.
Und sein größter Wunsch ist es, so zu sein wie alle anderen.
Das ist zugleich sein größter Fehler.
Und damit steht er nicht allein: Alle Myschkins dieser Welt möchten nicht mehr als das: sein wie alle anderen.

Wir sind es aber nicht.
Manches, was andere für schwierig erachten, fällt uns leicht.
Und anderes, von dem alle meinen: das kann doch jeder, können wir nicht.
Und so meinen wir ständig uns entschuldigen müssen, für das was wir nicht können und wundern uns, wenn andere uns für etwas loben, was doch ganz leicht ist und keine Mühe macht.

Nur wenn wir uns offen dazu bekennen, dass wir so wie wir sind, anders sind, haben wir die Chance allen Peinlichkeiten zu entgehen und nicht zu scheitern.

Natürlich gehören dazu immer zwei:
Die, die den Mut haben zu sagen: Ja, ich bin anders.
Und auf anderen Seite eine Gesellschaft die Anderssein nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung ihrer Identität erlebt.
Eine Gesellschaft, die das Nicht-Identische nicht vernichten will, sondern sich einverleiben.
In so fern lebe ich heute hoffentlich in besseren Zeiten als Myschkin.
In Zeiten, die auch deshalb besser sind, weil Leute wie ich dafür gekämpft haben.
Und die mir deswegen auch den Mut geben, über dieses Anderssein zu reden.

„Dialektik der Höhe und Tiefe" - Wie Myschkins gesehen werden

- **Charenton**

„Ein bedauerlicher Zwischenfall"

Im Stück „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade" von Peter Weiss ereignet sich im 1.Akt in der 14.Szene ein „bedauerlicher Zwischenfall", wobei man nicht weiß, was am Bedauerlichsten ist:
Der Zwischenfall selbst oder dass Weiss diesen „Zwischenfall" so auf die Bühne bringt:

„Im Hintergrund wird ein Patient, der sich eine priesterliche Halskrause umgelegt hat, von einem Anfall ergriffen und hüpft auf den Knien nach vorn.

PATIENT *überstürzt stammelnd*

Betet betet

betet ihn an

Satan der du bist in der Hölle

dein Reich komme

dein Wille geschehe

wie in der Hölle also auch auf Erden

Vergib uns unsere Unschuld

erlöse uns von allem Guten

Führe uns

Führe uns in Versuchung

in Ewigkeit

Amen

Coulmier ist aufgesprungen. Pfleger werfen sich über den Patienten, binden ihn, schleppen ihn nach hinten ab. Er wird unter eine Dusche gestellt.

AUSRUFER *schwingt die Holzrassel*

Zwischenfälle dieser Art sind nicht zu vermeiden

sie gehören bei uns zum Bild der Leiden

Lassen Sie uns mit Ehrfurcht bedenken

daß jener den sie dort hinten zur Besinnung lenken

einmal als Prediger sehr bekannt

einem berühmten Kloster vorstand

Lassen Sie es als eine Erinnerung gelten

an die Undurchschaubarkeit himmlischer und irdischer Welten

schwingt die Rassel zum Abschluß.

Coulmier setzt sich.

Die Patienten ziehen sich zurück und strecken sich, von Schwestern und Pflegern überwacht, auf den Bänken aus."

Soweit der „bedauerliche Zwischenfall". In der nähsten Szene „Fortsetzung des Gesprächs zwischen Marat und Sade" sagt Sade:
„Um zu bestimmen was falsch ist und was recht ist

müssen wir uns kennen

Ich

kenne mich nicht"

Vielleicht sollten Weiss/Sade die Sache nicht zu hoch hängen: Auch wenn wir uns in einem umfassenden Sinn nicht kennen und vielleicht gar nicht kennen können, wäre doch schon viel gewonnen, wenn wir wenigstens Kenntnisse hätten.

Die absolute Kenntnisslosigkeit mit der Weiss das Thema Epilepsie hier auf die allerdümmste und primitivste Art abhandelt, lässt uns selbst im Nachhinein noch rot vor Scham werden.

Zumal gerade Weiss wusste und wissen musste, dass das „Vergasen", bevor es in Auschwitz und Maidannek im industriellen Maßstab ausgeführt wurde, in den „Anstalten" im Technikums-Maßstab an den verschiedenen Sorten von „Idioten" erprobt wurde.

Natürlich lebt Theater vom Rummel, vom Spektakel.

Die Herkunft vom Jahrmarkt ist offensichtlich und überhaupt keine Schande.

Und natürlich verlangt der Rummel nach dem deutlichen Knalleffekt, nach der „Theatralik". Es soll donnern und blitzen.

Trotzdem oder gerade deswegen gehört das Verbreiten primitiver und für die Betroffenen potentiell bedrohlicher, ja lebensbedrohlicher Vorurteile nicht zu dem, was dem Theater erlaubt ist.

Dabei geht es nicht um Zensur, sondern um Verantwortung.

Die Verächtlichmachung Schwacher ist eines intelligenten und klugen Menschen

unwürdig.

Das Spielen mit Vorurteilen um der Effekthascherei willen, können wir nur aus tiefstem Herzen verachten.

Zumal eine epileptischer Anfall, einfach nur als Anfall dargestellt, durchaus dramatisch und effektvoll ist.
Meistens wirkt er verstörend und erschreckend, auf die Zuschauer.
Das Auf-die-Bühne hoppeln, das Weiss zu einem Teil des Anfalls werden lässt, wirkt dagegen nicht erschreckend, sondern lächerlich.

Und die Anrufung des Satans durch den Epileptiker (der auch noch ein gewesener Priester sein soll) ist bloßes Vorurteil.

Allerdings brandgefährlich für jeden Idioten.

Schließlich hat die katholische Kirche den Exorzismus noch in ihrem Repertoire.

Wir erinnern uns, dass in den siebziger Jahren in der Gegend von Würzburg Anneliese Michel, einer Epileptikerin solange der Teufel ausgetrieben wurde, bis sie qualvoll gestorben war.

Und wir wissen auch, dass damals noch ein Theologieprofessor in Würzburg lehrte und seinen Bischof beriet, der später zum Haupt der Inquisition und sogar der ganzen katholischen Kirche wurde.

Damit ist und bleibt die Verknüpfung von Epilepsie und Teufel gefährlich, mitunter lebensgefährlich für EpileptikerInnen.

Von Peter Weiss hätte man erwarten können, dass er das weiß.

Der Fall der Anneliese Michel

Aus der Wikipedia erfahren wir dazu folgende Geschichte:

„Ab 1959 besuchte Anneliese Michel die Volksschule in Klingenberg, zur 6. Klasse wechselte sie an das Karl-Theodor-von-Dalberg-Gymnasium in Aschaffenburg, wo sie als hochintelligent galt, aber wegen nervlicher Probleme auffiel.

So biss sie sich im Jahr 1968 bei einem Krampfanfall in die eigene Zunge, woraufhin bei ihr eine generalisierte Epilepsie mit Anfällen vom Typ *Grand Mal* diagnostiziert wurde, wogegen sie antikonvulsive Mittel erhielt.

Anneliese Michel ging mehrmals wöchentlich zur Messe, betete regelmäßig Rosenkränze, schlief zur Sühne manchmal auf dem Fußboden. Sie war Mitglied im Sportverein und erhielt Klavier- und Akkordeonunterricht.

Nach einer Mandeloperation, einer Rippenfell- und anschließender Lungenentzündung erkrankte sie an einer Lungentuberkulose. Sie hielt sich deswegen im Jahre 1970 sechs Monate in der Lungenheilanstalt von Mittelberg im Allgäu auf.

Anneliese war außergewöhnlich gut in der Schule und hatte den Wunsch, Lehrerin zu werden. Ihre Eltern unterstützten sie in diesem Vorhaben. Nach ihrem Abitur im Jahr 1973 studierte sie ab dem Herbst desselben Jahres an der Pädagogischen Hochschule in Würzburg. Sie wohnte im *Ferdinandeum*, dem katholischen Wohnheim der PH.

Beim Besuch verschiedener Ärzte wurde eine Temporallappenepilepsie diagnostiziert und mit dem Antikonvulsivum Carbamazepin behandelt. Eine eingehende psychiatrische Untersuchung mit psychopathologischem Befund fand anscheinend nie statt. So ist unklar, ob sie zusätzlich noch an einer psychischen Krankheit litt (z. B. einer neuronalen Störung wie Trance- und Besessenheitszustand ICD 10 F 44.3). Sie starb 1976 an den Folgen von Unterernährung und Entkräftung. Bei der Obduktion wurde eine Lungenentzündung festgestellt. Eine pathologische Veränderung im Schläfenlappenbereich ließ sich nicht feststellen, allerdings ist dies kein Beweis dafür, dass sie keine Epilepsie hatte. In den letzten Monaten ihres Lebens war mit Genehmigung des Würzburger Bischofs Josef Stangl von Pater Arnold Renz († 1986) und Pfarrer Ernst Alt der Große Exorzismus nach dem Rituale Romanum durchgeführt worden. Schon mehrere Jahre lang hatte sie auffallend wenig gegessen und in den letzten Monaten schließlich jegliche Nahrungsaufnahme verweigert. Bei ihrem Tod wog sie nur noch 31 kg. Pfarrer Alt nahm daraufhin selbst mit der Staatsanwaltschaft in Aschaffenburg Kontakt auf.

Anneliese Michel brachte sich nach den Aussagen der Anwesenden schwere Verwundungen bei, darunter Blutergüsse im Bereich beider Augen. In den letzten Wochen ihres Lebens wurde sie zeitweise ans Bett gefesselt, um schlimmere Verletzungen zu verhindern. Darüber hinaus ist noch von abgebrochenen Zähnen und Wundmalen die Rede, die an Körperstellen aufgetreten waren, wie sie häufig mit Jesus Christus in Verbindung gebracht werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach beruhen sämtliche Verletzungen auf Selbstgeißelungen oder unkontrollierten Handlungen während spontaner Anfälle. Sie sind auf mehreren Fotos dokumentiert.

Befreundete Kommilitoninnen berichten, dass Anneliese schon im Studentinnenwohnheim einer Rosenkranzgebetsgruppe angehörte. Als sich ihr Zustand verschlimmerte, hätten diese das Herbeirufen eines Notarztes verhindert und stattdessen einen Exorzisten geholt, der sich als Annelieses Hausarzt ausgegeben habe; somit habe Anneliese schon in einem verhältnismäßig frühen Stadium ärztliche Hilfe gefehlt.

Aus Tonbandaufzeichnungen geht hervor, dass Anneliese Michel mit stark veränderter Stimme sprach und immer wieder spontane Schreie ausstieß. Sie benutzte grob unflätige Ausdrücke, welche die Exorzisten Dämonen zuschrieben. Auch *menschliche Dämonen*, die sich als Hitler oder Nero ausgegeben hätten, wollen die Priester bei dem Mädchen ausgemacht haben.

Im Gerichtsverfahren, das als der *Aschaffenburger Exorzismus-Prozess* weltweit bekannt wurde, beantragte die Staatsanwaltschaft am 19. April 1978 die Bestrafung der Angeklagten wegen „fahrlässiger Tötung durch Unterlassung“. Die Priester sollten eine Geldstrafe erhalten, für die Eltern wurde kein Strafmaß gefordert, da sie am Verlust der Tochter schon schwer genug zu tragen hätten. Richter Elmar Bohlender folgte diesem Antrag nicht, sondern verurteilte sowohl die Eltern als auch Pater Renz und Pfarrer Alt am 21. April 1978 zu je sechsmonatigen Haftstrafen, die auf drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt wurden. Das Gericht warf ihnen vor, sie hätten für medizinische Hilfe sorgen und einen Arzt hinzuziehen müssen.

Am 25. Februar 1978 fand eine Exhumierung der Toten statt. Als Grund gaben die Eltern an, Anneliese hätte in großer Eile in einem billigen Sarg bestattet werden müssen, jetzt wolle man sie in einen mit Zink ausgeschlagenen Eichensarg umbetten. Im Hintergrund stand aber vermutlich auch die Behauptung einer Nonne aus dem Allgäu, Anneliese sei ihr erschienen. Sie hätte angekündigt, ihr Körper sei bisher

unverwest. So würde die übernatürliche Natur des Geschehenen belegt. Das offizielle Ergebnis der Exhumierung lautete aber auf eine dem Zeitrahmen entsprechende Verwesung. Von den Angeklagten hat sie niemand gesehen. Pater Renz sagte, er sei am Betreten der Leichenhalle gehindert worden."

Das Nachleben der Anneliese Michel

Im Internet finden sich unter dem Stichwort „Anneliese Michel" zahlreiche Seiten, die vor allem eines beweisen:

Dass die religiösen Fanatiker über ihre Untaten keinerlei Reue empfinden !

In einem der „Wikipedia" nach empfundenen „Kathpedia" erfahren wir folgendes: „Das **Exorzitat** (Exozist) ist die zweite Niedere Weihe zum Priestertum in der außerordentlichen Form des römischen Ritus. Sie entfiel im ordentlichen römischen Ritus durch das Motu proprio Ministeria quaedam vom 15. August 1972 des Papstes Paul VI. über die Reform der Weihestufen in der lateinischen Kirche.

Das Wort Exorzismus kommt aus dem Griechischen. Man versteht darunter einen im Namen Gottes an den Teufel gerichteten Befehl, einen Menschen oder einen Gegenstand zu verlassen und ihm nicht zu schaden. In einer Zeit, in der sogar Christen den Teufel leugnen und andererseits der Satanismus in erschreckendem Ausmaß ständig neue Blüten treibt, ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass sowohl die Existenz des Satans als auch einer ewigen Hölle sicheres katholisches Glaubensgut ist [vgl. KKK 391 und 1035].

Der Exorzistendienst hat sich in der frühen Kirche als ein eigenes Amt herausgebildet. Wenn auch die Kirche später das Recht, Exorzismen vorzunehmen, stark eingeschränkt hat, so hat sie doch die Exorzistenweihe als Vorstufe zum Priestertum beibehalten. Der Exorzist erhält Anteil an der priesterlichen Gewalt, das Böse zu bannen. Sie wird verliehen als eine potestas ligata, d. h. als eine zwar reale, aber gebundene Gewalt. Um sie auszuüben bedarf es nach geltendem Kirchenrecht einer besonderen und ausdrücklichen Erlaubnis des Ortsbischofs [vgl. CIC Can 1172 § 1).

(www.kathpedia.de/index.php?title=Exorzist)"

Die Autoren scheinen gar nicht zu begreifen, dass es ein Unterschied ist, ob man an die Existenz des Bösen glaubt (und es als „Satan" personifiziert) oder ob man behauptet, dass jemand vom Teufel besessen ist.

Es ist ein Verbechen, auch im christlichen und katholischen Sinn, wenn man Kranke, statt ihnen zu helfen, als vom „Teufel besessen" diffamiert.

In der gleichen „Kathpedia" wird übrigens die Verurteilung der Eltern und des Exorzisten als „Schauprozess" abqualifiziert.

So als sei es eine lässliche Sünde jemand verhungern zu lassen.

Paradigmatisch für das fehlende schlechte Gewissen ist auch die Abhandlung eines Herrn Christian Sieberer: *Kommentar zum „Fall Klingenberg", Anneliese Michel.* „Der Autor ist römisch-katholischer Priester." heißt es dazu im Wikipedia-Artikel zu

Anneliese Michel.

Bei Herrn Sieberer finden wir folgendes:

„In der Presseerklärung zum "Fall Klingenberg", die **Kardinal Josef Höffner**, der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz am 28. April 1978 veröffentlichte, bestätigte der höchste Vertreter der katholischen Kirche Deutschlands die grundsätzliche Möglichkeit einer dämonischen Besessenheit, indem er schrieb "**Die katholische Theologie hält an der Existenz des Teufels und dämonischer Mächte fest**. Es besteht auch für den Menschen des ausgehenden 20. Jahrhunderts kein Grund, das Wirken Satans und böser Geister in unserer Welt zu leugnen oder die Aussagen darüber als absurd zu empfinden. Die Kirche lehrt in ununterbrochener Tradition, dass Gott unsichtbare Wesen mit Erkenntnis und Willen erschaffen hat. Einige wandten sich aus freier Entscheidung gegen Gott als den Urheber alles Guten und wurden böse. Die Kirche ist ferner der Überzeugung, dass diese bösen Geister auch einen unheilvollen Einfluss auf die Welt und den Menschen auszuüben versuchen. Diese Einwirkung hat viele Formen. **Eine dieser Formen kann die Besessenheit sein**."

Zeitgeist

Der einzigartige rund um den so genannten "Aschaffenburger Exorzistenprozess" machte auch die Früchte zweier damals aktueller Werke sichtbar: "Abschied vom Teufel" von Herbert Haag und "Der Exorzist" von William Friedkin. Die von den Medien kolportierte öffentliche Meinung rechnete nicht mehr mit der Existenz des Teufels, und die von hohen Vertretern der katholischen Kirche veröffentlichten Schreiben ließen erkennen, dass viele Würdenträger dies höchstens nur mehr in der Theorie taten. Einig waren sich diese beiden Seiten vor allem in der negativen Beurteilung eines durch Jahrhunderte bewährten Rituals der größten Glaubensgemeinschaft der Welt, des Exorzismus der katholischen Kirche.“

Zitiert aus Christian Sieberer: Kommentar zum „Fall Klingenberg“, Anneliese Michel. Der Autor ist römisch-katholischer Priester.

Ob Leute, die uns die persönliche Existenz von Dämonen und Teufeln verkaufen wollen, überhaupt einen angemessenen brauchbaren Begriff des ohne jeden Zweifel realen Bösen haben, darum geht es im folgenden Kapitel.

Vom Bösen

Gut und Böse sind elementare Gegensatzpaare, genau so elementar wie hell und dunkel, hungrig oder satt, richtig oder falsch, süß oder sauer.

Die Selbstverständlichkeit mit der wir diese Begriffe benutzen, verdeckt aber nur wie wenig selbstverständlich sie sind.

Speziell meine Generation (ich bin Jahrgang 1952) war mit einer ganzen Genaration

von Erwachsenen konfrontiert, deren Moral streng unterteilt war in die Zeit vor und nach 1945. Vor 45 war der Gehorsam gegenüber dem „Führer" ein unter Umständen über Leben und Tod entscheidendes Kriterium für „Gut" und „Böse". „Gut" war, was dem nationalsozialistischen Staat und dem „Führer" nützte und gefiel, „böse" und todeswürdig war es gegen beide zu rebellieren.

Nach 45 mussten diese Menschen lernen, dass sie nur gut gehandelt hätten, wenn sie nach „alten" Maßstäben „böse" gehandelt hätten.

Wobei es auch ein vor 33 gegeben hat, als die nationalsozialistischen Werte noch nicht galten.

Diese zweimalige Umwertung aller Werte lies spätestens in unserer Pubertät unsere Erzieher in unserer Sicht zu verachtenswerten Kretins schrumpfen.

Inzwischen haben wir genügend eigene Sauereien gut geheißen um von unserem hohen Ross ab zu steigen.

Um so dringender stellt sich allerdings das Problem wie wir Moral neu definieren, wenn die alten Lehrer und ihre Lehren so offenkundig versagt haben und unsere jugendlichen Schnellschüsse auch nicht besser waren.

Traditionell unterscheiden wir in unserer Kultur zwischen dem „bösen" Tier, das seinen Trieben folgt und dem „zivilisierten" „guten" Menschen, der seine Triebe beherrscht.

Das „Böse" wäre demnach in den Trieben zu Hause. Dass wir essen wollen, wenn wir Hunger haben und so wenig warten wollen, wie der Säugling, der sofort nach der Mutter schreit, wäre demnach eine Quelle des „Bösen".

Dass wir trinken wollen, wenn wir durstig sind, auch.

Und ganz besonders schlimm: Dass wir bei einem hübschen, runden Hintern Lust verspüren, ist gewissermaßen der Gipfelpunkt jeglicher Sünde.

Was ist aber böse daran satt werden zu wollen ?

Und stehen nicht Tiere (jedenfalls die meisten) sowie so jenseits von Gut und Böse ?

Die Selbstverständlichkeit mit der Freud das „Es" als zu zähmendes, triebhaftes potentiell böses Tier in uns sah und das von den erwachsenen Erziehern geformte „Über-Ich", das Gewissen, als die Instanz, die das Tier kontrollieren muss, damit wir nicht in Mord und Todschlag enden, erweist sich angesichts der Orgie des Bösen im 20 Jahrhundert als gefährlicher Aberglaube.

Die Massenmörder mordeten mit einem erstaunlich guten Gewissen.

Zur katholischen Tradition gehört die Lehre von den 7 Todsünden.

In der Wikipedia lesen wir dazu folgendes:

„Todsünde

Wechseln zu: Navigation, Suche

Der Titel dieses Artikels ist mehrdeutig. Weitere Bedeutungen sind unter

Todsünde (Begriffsklärung) aufgeführt.

Hieronymus Bosch (1450–1516): *Die Sieben Todsünden*; in den Ecken: Die vier letzten Dinge

Mit dem Begriff **Todsünde** (*peccatum mortiferum*) werden im Katechismus der Katholischen Kirche bestimmte, besonders schwerwiegende Sünden bezeichnet.

Davon grenzt die katechetische Tradition der römisch-katholischen Kirche die „lässliche Sünde" als minderschweres, geringfügiges Vergehen ab. Bestimmte Vergehen bilden als „himmelschreiende Sünden" eine Unterkategorie der Todsünde, die als Steigerung wahrgenommen wird.

Den Todsünden werden die Haupttugenden gegenübergestellt.[1]

Inhaltsverzeichnis

Definition

Damit eine Sünde als schwer zu beurteilen ist, muss sie drei Voraussetzungen erfüllen:[2]

- Sie muss eine schwerwiegende Materie, insbesondere einen Verstoß gegen die zehn Gebote, zum Gegenstand haben; traditionell werden Ehebruch, Mord oder Apostasie (= Glaubensabfall) genannt.
- Der Sünder muss die Todsünde „mit vollem Bewusstsein" begehen, die Schwere der Sünde also bereits vorher erkennen.
- Die Sünde muss „mit bedachter Zustimmung" (also aus freiem Willen) begangen werden.

Papst Johannes Paul II. konkretisierte den Begriff Todsünde im Apostolischen Schreiben über Versöhnung und Buße in der Kirche *Reconciliatio et paenitentia* aus dem Jahr 1984 wie folgt:

Die Lehre der Kirche nennt „denjenigen Akt eine Todsünde, durch den ein Mensch bewusst und frei Gott und sein Gesetz sowie den Bund der Liebe, den dieser ihm anbietet, zurückweist, indem er es vorzieht, sich sich selbst[3] zuzuwenden oder irgendeiner geschaffenen und endlichen Wirklichkeit, irgendeiner Sache, die im Widerspruch zum göttlichen Willen steht".[4]

Insgesamt kommt in der Todsünde eine Abkehr von der in der Sündenvergebung durch die Taufe begründeten Gemeinschaft mit Gott zum Ausdruck. Für die erneute Vergebung der persönlichen Schuld ist aber keine weitere Taufe erforderlich, sondern es genügt die vollkommene Reue, also die bewusste Hinwendung zur Liebe Gottes. Im Bußsakrament, der Beichte, ist dem Büßer die Vergebung von Todsünden überdies auch ohne Gewissheit über die Vollkommenheit der Reue zugesagt.

Abgrenzung zum Laster

Sünden entstehen nach der klassischen Theologie aus sieben schlechten Charaktereigenschaften:

Superbia

Hochmut (Eitelkeit, Stolz, Übermut)

Avaritia

Geiz (Habgier)

Luxuria

Wollust (Ausschweifung, Genusssucht, Begehren)

Ira

Zorn (Wut, Rachsucht)

Gula

Völlerei (Gefräßigkeit, Maßlosigkeit, Selbstsucht)

Invidia

Neid (Eifersucht, Missgunst)

Acedia

Faulheit (Feigheit, Ignoranz, Trägheit des Herzens)

Diese Charaktereigenschaften werden als Hauptlaster bezeichnet. Sie sind die Ursache vieler Sünden und können sowohl zu schweren als auch zu lässlichen Sünden führen. Da die Hauptlaster Ursache und somit Wurzel von Sünden sind, werden sie gelegentlich auch als „Wurzelsünden" bezeichnet; auch der Begriff „Hauptsünde" ist gebräuchlich.

Verwirrend und theologisch falsch, aber umgangssprachlich gebräuchlich ist die Bezeichnung der sieben Hauptlaster als „sieben Todsünden"; sie sind zwar durchaus auch selbständige Sünden, *Todsünden* sind aber – sogar der Materie nach, also auch ohne Berücksichtigung der „mildernden Umstände" Wissens- und Willensmangel – nur einige davon und dann auch meist nur in ihrer vollen Ausprägung.

Erstmals findet sich eine solche Kategorisierung von menschlichen Lastern bei Euagrios Pontikos Ende des 4. Jahrhunderts. Er benennt acht negative Eigenschaften, von denen die Mönche heimgesucht werden können. *Invidia* gehörte für ihn nicht dazu, aber zusätzlich zu den oben genannten *Vana Gloria* (Ruhmsucht) und *Tristitia* (Trübsinn). Papst Gregor I. († 604) ordnete Trübsinn der *Acedia* zu, die Ruhmsucht dem Hochmut und fügte dem Sündenkatalog den Neid hinzu.

Schon damals wurden den Hauptlastern bestimmte Dämonen zugeordnet, am weitesten verbreitet ist jedoch die Zuordnung des Peter Binsfeld aus dem 16. Jahrhundert. Diese ordnet Luzifer den Hochmut, Mammon den Geiz, Leviathan den Neid, Satan den Zorn, Asmodeus die Wollust, Beelzebub die Völlerei und Belphegor die Faulheit zu.

Seit der mittelalterlichen Theologie werden den Hauptlastern häufig die Kardinaltugenden gegenübergestellt, die verschiedene Teil-Tugenden zusammenfassen. Zahlreiche Kirchenväter und Theologen befassten sich mit den Hauptsünden und trugen auch zu ihrer Systematisierung bei. Papst Gregor I. stellte ihnen etwa die „Sieben Gaben des Heiligen Geistes" gegenüber.

Im Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche aus dem Jahr 1992 wird als erste Hauptsünde nicht Hochmut, sondern Stolz genannt.

Theologische Konsequenzen

Nach der Lehre der katholischen Kirche zieht die (schwere) Sünde den zweiten Tod, die Höllenstrafe nach sich, wenn man ohne vollkommene Reue und Buße stirbt. Die Vergebung der Todsünde kann nur im Bußsakrament oder durch vollkommene Reue (d. h. Reue aus Liebe zu Gott) erreicht werden. Die vollkommene Reue muss den Wunsch enthalten, das Bußsakrament und die Absolution (s. u.) zu empfangen. Auch der Empfang der heiligen Kommunion ist als unwürdig verboten. In der persönlichen Beichte spricht die Kirche durch den Priester *in persona Christi* den Sünder kraft göttlicher Vollmacht von seinen Sünden los: Er erteilt die Absolution. Hier genügt auch eine nur unvollkommene Reue (d. h. Reue aus Furcht vor Gottes Strafe) für die wirksame Wiederherstellung der Taufgnade. „

(http://de.wikipedia.org/wiki/Tods%C3%BCnde Stand 11.5.2013)

Ich habe mit gutem Grund diesen Artikel sehr ausführlich zitiert, verrät er doch ein mehr als fragwürdiges Konzept von Moral. Insbesondere die Frage was gut und böse ist, wird einer Art und Weise beantwortet, die mit meinen, auch christlich geprägten Wertvorstellung in keinster Weise vereinbar ist.

Aber der Reihe nach:

„...traditionell werden Ehebruch, Mord oder Apostasie (= Glaubensabfall) genannt.". Der einzige Unterschied zu den Taliban, wenn sie die nächste Frau wegen Ehebruch steinigen, läge dann „traditionell" einzig in der Frage, was der „wahre Glaube" ist. Das ist ohne Zweifel eine Tradition, die wir in Ost und West so schnell wie möglich beenden müssen.

„Sünden entstehen nach der klassischen Theologie aus sieben schlechten Charaktereigenschaften: „ heisst es dann.

„Superbia

Hochmut (Eitelkeit, Stolz, Übermut)

Avaritia

Geiz (Habgier)

Luxuria

Wollust (Ausschweifung, Genusssucht, Begehren)

Ira

Zorn (Wut, Rachsucht)

Gula

Völlerei (Gefräßigkeit, Maßlosigkeit, Selbstsucht)

Invidia

Neid (Eifersucht, Missgunst)

Acedia

Faulheit (Feigheit, Ignoranz, Trägheit des Herzens)"

Hier sitzt es wieder auf der Anklagebank, das böse Tier und verlangt nach „Wollust".

Was aber ist daran böse, sexuelle Lust zu leben, solange Mann keine Frau zu etwas zwingt und erwachsene Männer kleine Jungs erst mal erwachsen werden lassen, bevor sie sie begehren ?

Ich bin aus der Pfalz und hier sind Gourmant und Gourrmet gleichermassen zu Hause. Die einen sind auf der Jagd nach den größten Leberknödeln und den Schnitzeln, die den Teller füllen und kennen jede Straußwirtschaft, die anderen pilgern nach Hayna oder anderen heiligen Orten der Kochkunst und lassen sich den Gaumen kitzeln. Manche, darunter auch ehemalige Bundeskanzler, bewegen sich in beiden Welten. Wir sind ohne Zweifel ein Landstrich in dem die Völlerei große Wertschätzung genießt. Aber hausst hier auch das Böse, die „Wurzelsünde" ?

Wenn man zuviel isst und trinkt kann man sich den Magen verderben und die Gesundheit ruinieren, aber dient man damit schon dem Bösen ?

Und so kann man alle 7 „Todsünden" durchgehen: Hochmut und Stolz können zur Selbstüberschätzung führen, aber ist man deswegen böse ? Geiz und Sparsamkeit sind Geschwister d.h es geht hier eigentlich um das rechte Maß.

Ob Zorn gut oder böse ist, hat mehr damit zu tun, worüber man erzürnt.

Und Neid und Eifersucht sind ganz normale Reaktionen schon eines Kindes, das neidisch wird, wenn es glaubt, dass sein Geschwisterchen mehr geliebt wird.

Vollends daneben ist die Verdammung der Faulheit:

Unser Gehirn arbeitet wie unser Herz Tag und Nacht. Aber es arbeitet in verschiedenen Modi. Sobald wir tätig sind, kontrolliert es diese Tätigkeit. Wir bedürfen der Muse, d.h. wir müssen „faul" daliegen, damit es in den Modus der Reflexion schalten kann.

D.h. diese „Faulheit" ist die Voraussetzung für Kreativität.

Das ist die eine Art von „Faulheit". Es gibt noch eine andere: Die Angst kann uns lähmen und dann tun wir nichts, weil wir uns fürchten (z.B. vor der Hölle).

Zwar hat die Kirche die Ketzer (die Katharer) mit Feuer und Schwert bekämpft, aber der Manichäismus, den jene predigten, die Spaltung des einen Menschen in ein gutes „Geistwesen" und einen bösen „Leib" ist ihr trotzdem tief eingeschrieben.

Es ist ein Übel, das sich schon vom ungewaschenen Plotin (und damit ist Heidentum auch nicht automatisch besser) und vom hochverehrten Augustinus herleitet.

Der Körper muss beherrscht, ja unterdrückt werden. Er ist das Böse.

Von diesem Standpunkt aus ist natürlich ein Anfall der Gipfel der Unbeherrschtheit

und damit die Verkörperung des Bösen.

Zumal wenn es sich bei der Anneliese Michel vielleicht gar nicht um epileptische sondern um dissoziative Anfälle gehandelt haben sollte.

Wir aber bleiben weiter ohne eine irgendwie befriedigende Antwort auf die Frage: Was ist böse.

Um dieser Frage endlich näher zu kommen, wollen wir uns mit einem Satz befassen, der meiner Meinung nach so was ist wie der Hauptsatz jedweder Ethik, ähnlich elementar wie der Energieerhaltungssatz oder der 2.Hauptsatz der Thermodynamik:

„Was Du getan hast einem der geringsten meiner Brüder, das hast Du mir getan !"

Es ist übrigens bemerkenswert, wie wenig sich gerade die „traditionelle" Theologie um solche Worte schert und stattdessen Lehrmeinungen aus dem 4-5 Jahrhundert als „maßgeblich" wiederkäut.

Aber das ist ein innerchristliches Problem.

Warum ist dieser Satz so elementar ?

Weil irgendwann im Verlauf der Evolution die Fähigkeit entsteht „mit zu fühlen".

Nachweisen kann man diese Fähigkeit bisher bei Primaten, bei einigen wenigen weiteren Säugetierarten, wie Elefanten und Delfinen, sowie bei Rabenvögeln und Papageien.

Zu fühlen, wie andere leiden oder sich freuen, versetzt uns überhaupt erst in die Lage zwischen „ich" und „du" respektive zwischen „mir" und dem Rest der Welt zu unterscheiden. Zugleich verbindet es mich mit anderen, anderen Menschen und anderen Lebewesen.

Diese elementare Fähigkeit ist auch die Basis jeder Moral.

Wir sind gut, soweit diese unsere Fähigkeit fremden Schmerz zu fühlen, auch zu Konsequenzen führt. Wir hören auf gut zu sein, wenn uns dieser Schmerz nicht schert.

Natürlich können wir nicht immer nur gut sein, denn unsere Fähigkeit mit zu fühlen ist grenzenlos, unsere Fähigkeit Leid zu lindern nicht.

Es bleibt ein permanenter Überschuss an möglichem Mitleid.

Dass wir nicht immer gut sind, heisst aber noch nicht, dass wir deswegen schon böse werden.

Das Böse ist für uns das Leid und der Tod. Böse sind wir, sofern wir anderen Leid und Tod bringen.

Damit beginnen aber erst die Schwierigkeiten: Als Tier ernähren wir uns, in dem wir uns fremdes Leben einverleiben. Kein Huhn, kein Schwein, kein Rind, aber auch keine Karotte oder kein Salat lebt dafür, von uns verzehrt zu werden.

Freilich ist unsere Fähigkeit mit Salatköpfen zu leiden wenig entwickelt. Weit weniger als z.B. mit Hühnern.

Meine Großmutter war eine sehr fleißige, praktische Bauersfrau. Sie hatte sicher kein Problem einem Huhn den Kopf ab zu hacken, wenn es geschlachtet werden sollte. Schließlich hatte Gott der Herr die Hühner dafür geschaffen, dass sie für uns Eier legen und wenn sie alt werden noch zu einer guten, fetten Hühnersuppe taugen.

Als aber mein Cousin eine „moderne Massenhaltung" mit 200 Hühnern begann, wurde sie sehr böse. Zwar hat Gott uns erlaubt Hühnern die Eier zu stehlen und ihnen, wenn die Zeit gekommen ist, den Kopf ab zu schlagen, damit aus ihnen Suppe wird, aber bis es soweit ist haben sie wie wir auch, das Recht auf ein anständiges, halbwegs gutes Leben.

So sah das meine Großmutter. Als Kind plapperte ich den Erwachsenen nach und erklärte meiner Großmutter, dass sie die neuen, modernen Zeiten nicht verstehe. Heute weiß ich, das ich es war, der Entscheidendes nicht verstanden hatte.

Leben ist Werden und Vergehen. „Ewiges Leben" kann es nicht geben, weil, wenn wir ewig wären, das Leben selbst irgendwann zum Stillstand kommen müsste.

Deswegen gibt es kein Leben ohne Tod und ohne seinen ständigen Begleiter, das Leid.

So unrealistisch es wäre Leid und Tod abschaffen zu wollen, so sehr entspricht es andererseits unserem angeborenen Wesen mitleiden zu können, dass wir versuchen sollten das Ausmaß an Leid und Tod zu verringern.

Das ist sicher eine Tandalos-Aufgabe, aber eine, die uns erst zu wirklichen Menschen macht.

Neben dem Tod, der zum Leben gehört, gibt es noch den Tod, der allem Leben feindlich ist. Nicht die bedingte Negation, sondern die unbedingte.

Dieser Tod ist das absolut Böse, vor dem wir uns fürchten müssen.

Von der Würde des Menschen .....

„Die Würde des Menschen ist unantastbar..." heißt es im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Jene, die diesen Satz bewußt an den Anfang, an die erste Stelle setzten, wussten sehr gut wie leicht und wie einfach man jeden Menschen seiner Würde und am Ende auch seines Lebens berauben kann.

Deswegen repräsentiert dieser Satz auch keine ewige Wahrheit, sondern eine durch unermessliches Leid verbürgte historische Erfahrung.

Aber gerade weil der Preis für diese Erkenntnis so hoch war, müssen wir sie um so entschiedener verteidigen.

Ich kann niemand verbieten an die Existenz von Engeln, Teufeln oder welchen Gespenstern und Geistern auch immer zu glauben. Das mag jeder halten, wie er will.

Wer aber behauptet sein Mitmensch sei vom Teufel besessen, überschreitet eine Grenze.

Eine Grenze jenseits derer die Würde dieses so verunglimpften Menschen tot getrampelt wird. Und so wenig es mir das Gesetz erlaubt solange auf einen am Boden liegenden Menschen einzutreten, bis er zu atmen aufhört, so wenig ist es mir erlaubt, diesem Menschen seine Würde zu rauben.
Mord ist nicht nur die böse Tat. Mord kann auch schon die Verleumdung sein, die zur bösen Tat führt.

Angeblich hebt uns zu wissen was Gut und Böse ist auf eine Stufe mit Gott.

Moral ist deswegen ein schwieriges, auch intellektuell anspruchsvolles Thema.

Ausgangspunkt jeder wie immer gearteten Moral kann aber nur der Respekt vor dem Anderen sein. Und deswegen ist es von Grund auf unmoralisch diesen oder diese Andere mit dem Bösen in eins zu setzen.

Wir alle sind böser und schlimmer Taten fähig.

Aber auch der verkommenste Massenmörder bleibt immer noch ein Mensch wie wir.

Es geht dabei nicht um Weichheit und Nachgiebigkeit. Im Gegenteil: Wir müssen sehr entschieden und unbeugsam sein, wenn irgendeiner kommt und seine Mitmenschen auf gut (meistens er selber) und böse (immer die anderen) reduziert.

Dass die französische Revolution den Bürger Capet wie alle anderen Bürger und Bürgerinnen behandelte, war kein Verbrechen.

Dass sie im Namen der Menschlichkeit Köpfe in Weidenkörbe purzeln lies, war dagegen sehr wohl ein abscheuliches Verbrechen.

Jeder gefallene Kopf, auch der des Bürgers Capet, war ein Anschlag auf die Menschenwürde.

Selbstzufriedene Gläubige aller Richtungen, die sicher zu wissen glauben, wer gut und wer böse ist, verkörpern die Pervertierung jedweder Moral.

Moral, so sie den Namen verdient, weiß immer nur **was** gut und böse ist.
Die Frage **wer** gut und böse ist, ist dagegen prinzipiell unmoralisch, vor allem wenn man glaubt die Bösen vernichten zu dürfen.

Der Tod der Anneliese Michel – kein bedauerlicher Zwischenfall

Wir haben nun das paradoxe Resultat, dass ausgerechnet die, die behaupten die Macht zu haben das Böse zu erkennen und zu vergeben, mit ihrer Teufelsaustreibung selbst zu Werkzeugen des Bösen wurden und damit für den Tod der Anneliese Michel voll verantwortlich sind.

Ihre Rechtfertigungen, die zugleich Rechtfertigungen des Exorzismus sind, sind leer und hohl. Vor allem ihr Vorwurf an die Mitwelt, dass diese das Böse und seine Macht verkennt, verdeckt nur, wie problematisch ihr eigener Begriff vom Bösen ist.
Wer „Ehebruch" mit Mord auf eine Stufe stellt und von Völkermord nichts weiss, soll aufhören uns über Moral belehren zu wollen.

Die einerseits persische und andererseits platonische Tradition den „Geist" vom „Körper" zu scheiden, ist die Quelle zahlreicher Irrtümer und dadurch verursachten Leids.

Der Herrschaftsanspruch des Geistes über den Leib wird dementiert durch jeden Anfall.

Wir müssen dieses Dementi ernst nehmen.

• Die Sünden der Väter

Bekanntlich werden Ideen zur materiellen Gewalt, wenn sie genügend Köpfe erreichen und dadurch Menschen zum Handeln bringen.

Es sind freilich nicht immer die wertvollsten, edelsten oder originellsten Ideen, die sich derart durchsetzen.

Es sind auch nicht immer nur die Ideen der Herrschenden, die zu dominieren versuchen.

Gerade eine kapitalistische Ordnung, die alles auf Geld, auf bare Zahlung reduziert, trifft immer wieder auf Herrschaft althergebrachter Art, gegründet auf den Stock, die Einschüchterung oder andere von Alters her „bewährte" Mittel der Herrschaft und der Unterdrückung.

Aber sie respektiert nur was sie als einziges kennt und anerkennt: Geld, Profit.

Und deswegen müssen Raub, Plünderung, Erpressung immer wieder und immer weiter rationelleren Formen der Herrschaft weichen, auch wenn sie gewissermaßen von „unten" immer neu nachwachsen.

Vor allem die Hausmeier und Vögte, diese treuen Diener jedes Herren, werden zwar als „Manager" in die neue Zeit übernommen, aber auch sie unterliegen dem Gebot der Effizienz und so gibt es keine Garantie, dass ihre oft zu klein geradenen Söhne nicht tüchtigeren Vertretern von unten weichen müssen.

Das Geld wird so zum Mittel der Herrschaft und der Unterdrückung, aber auch zum großen Gleichmacher, der keine Stände kennt nur Scheine.

Jede „geborene Elite" wird früher oder später ausgelöscht, auf dem Altar der ökonomischen Effizienz geopfert.

Das versetzt eine nicht gerade kleine Schicht von Zwischenexistenzen unter permanenten Druck.

Man getraut sich fast gar nicht es zu sagen, so simpel ist es: Aber die Angst vor der „Degeneration" oder, wenn das „Welsche" verabscheut: Entartung, ist immer und zuerst die Angst vor dem eigenen Abstieg.

Und je mehr die „Wichtigkeit" bestimmter Schichten im Materiellen in Frage gestellt wird, desto wichtiger werden Ideen von der eigenen Exklusivität und Wichtigkeit.Von Zeit zu Zeit erscheinen dann merkwürdige Propheten, deren Botschaft dann vor allem aus einem Glaubenssatz besteht: Alle Menschen sind ungleich und ihr, mein Publikum, seid der bessere Teil der Menschheit und müsst Euch gegen die „Unwerten" schützen.

Wie die Ungleichheit begründet wird, ist dabei bis zu einem gewissen Grad beliebig. Wichtig und zentral ist das hohe Lied auf die geheiligte Ungleichheit.

Ob da einer, wie derzeit, die Minderwertigkeit muslimischen Erbguts verkündet und nur mühsam das fein gestickte Hakenkreuz auf seiner Unterhose verbergen kann oder wie weiland Morel, die „Degeneration" als Weg in die Unterklasse: Es geht immer um die gleiche verlogene Weise:

Um die eigene Exklusivität und die Minderwertigkeit der Anderen. Umgekehrt entzieht eine Politik, die von Gleichheit nicht nur redet, sondern sie auch ein Stück weit herstellt, den „Degenerationstheoretikern" den fruchtbaren Boden.

Und es ist daher kein Zufall, dass in den letzten 20 Jahren nicht nur die Gleichheit

unter den großen Druck ökonomischer Veränderungen geriet, sondern dass gleichzeitig wieder die Gespenster des Rassismus aus den Staub-Ecken der Geschichte aufwirbelten und mit ihrem Dreck wieder in der Mitte der Gesellschaft landen konnten.

Auch in den 50iger Jahren des 19.Jahrhunderts hatte der große Kampf um Freiheit und Gleichheit gerade 1848/49 eine historische Niederlage erlitten, während gleichzeitig die ökonomische Umwälzung zum Fabriksystem überkommenen privilegierten Existenzen haufenweise den Boden unter den Füßen weg zog.

In dieser Situation tauchte in Paris ein neuer Prophet Namens Auguste Morel auf.

Seine Lehre war einfach und wurde einflussreich:

„**Morels Degenerationstheorie**

Alles nimmt mit dem Sündenfall seinen Anfang, wo Morel den »type primitif« und »type normal« verortet, der Ursprungsmensch. Nach der Vertreibung aus dem Paradies ist der Mensch Umwelteinflüssen ausgeliefert und entfernt sich vom Ursprungsmenschen, den er mit Adam identisch setzt. Die Nachkommen teilen sich in zwei Gruppen, die eine bleibt durch Anpassung und Gottesgläubigkeit gesund, die andere entartet durch zu große Belastungen.
Die Gruppe der Entarteten zeichnen sich durch körperliche und moralische Vererbung aus und für ihn ist Erblichkeit die Hauptursache für Geisteskrankheit. Zu den Entartungen zählen auch sexuelle Abweichungen. Diese Degenerationserscheinungen nehmen über Vererbung bis hin zum Aussterben und entwickelt sich über Generation in vier Stadien:

- charakterliche Anomalien
- körperliche Krankheiten
- schwere Geistige Störungen
- angeborene Debilität, Missbildungen

Seine Theorie verbreitete sich rasch in der Wissenschaft, wie auch in der Öffentlichkeit. Bald konnte sich ein jeder auf die "natürlichen Gesetze" berufen und die progressive Degeneration wurde zu einer offenkundigen Tatsache, die auf Schritt und Tritt sichtbar war: Alkoholismus, Armut, Kriminalität, volle Nervenheilanstalten."

(http://www.psyalpha.net/biografien/benedict-augustin-morel/benedict-augustin-morel-degenerationslehre)

Es wird oft gesagt Morel habe eine Lamarck'sche Evolutionstheorie vertreten.
Der Unterschied zwischen der Lamarckschen und der Darwinschen Theorie liegt ja darin, dass bei Darwin die Umwelt indirekt über den Fortpflanzungserfolg den evolutionären Prozess voran treibt, während es nach Lamarck möglich sein soll, dass Anpassungsleistungen des Individuums biologisch (kulturell geht das sowieso) an die Nachkommen weiter gegeben werden.

Während aber Darwin und Lamarck sich gleichermassen dafür interessieren, wie aus dem Einzeller der Wurm und aus diesem dann irgendwann der Mensch hervorgegangen ist, behaupten Morel und seine Adepten, wir Menschen, oder wenigstens die „Masse" von uns bewege sich vom Menschen wieder zurück zum Wurm.

Deswegen ist die Differenz zwischen Lamarck und Darwin auch nicht wirklich wesentlich, wie man an dem „genetisch" argumentierenden Sarrazin sehen kann.

Wesentlich ist, dass sich die Entwicklungsrichtung umgekehrt hat. Der eigene drohende soziale Abstieg ins Proletariat wird zum Menschheitsproblem hochstilisiert und gleichzeitig biologisiert.

Die fortschreitende Herrschaft des Geldes löst eine „Mordernierungswelle" nach der anderen aus. Unter diesen Wellen (manchmal sind es Tsunamis) geht traditionelle Herrschaft unter und schließlich ist sogar die Vorherrschaft des „Mannes" an sich bedroht.

Die Reaktion darauf ist das hohe Lied auf die eigene Vollkommenheit und die Verkommenheit der anderen, fleißig gemischt mit abenteuerlichen Verschwörungstheorien.

Auf all dies könnte man mit Spott und Gelächter reagieren, so wie es z.B. Friedrich Engels mit Herrn Professor Dühring seligen Angedenkens getan hat:

„Der Philosoph, dessen Denkweise jede Anwandlung zu einer »subjektivistisch-beschränkten Weltvorstellung ausschließt«, erweist sich nicht nur als subjektivistisch beschränkt durch seine wie nachgewiesen äußerst mangelhaften Kenntnisse, durch seine borniert metaphysische Denkweise und seine fratzenhafte Selbstüberhebung, sondern sogar durch kindische persönliche Schrullen. Er kann die Wirklichkeitsphilosophie nicht fertigbringen, ohne seinen Widerwillen gegen Tabak, Katzen und Juden als allgemeingültiges Gesetz der ganzen übrigen Menschheit, die Juden eingeschlossen, aufzudrängen. Sein »wirklich kritischer Standpunkt« gegenüber andern Leuten besteht darin, ihnen beharrlich Dinge unterzuschieben, die sie nie gesagt, und die Herrn Dührings eigenstes Fabrikat sind. Seine breiten Bettelsuppen über Spießbürgerthemata, wie der Wert des Lebens und die beste Art des Lebensgenusses, sind von einer Philisterhaftigkeit, die seinen Zorn gegen Goethes Faust erklärlich macht. Es war allerdings unverzeihlich von Goethe, den unmoralischen Faust zum Helden zu machen und nicht den ernsten Wirklichkeitsphilosophen Wagner."
[Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 50484
(vgl. MEW Bd. 20, S. 134)
http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Allerdings bleibt einem das Lachen schnell im Halse stecken, wenn man sich die schrecklichen Folgen klar macht, die diese Pseudo-Theorien für bestimmte Gruppen von Menschen, vor allem für Juden, aber auch für Kranke, hatten.

Wer „Elite" sein will, aber bestenfalls durchschnittlichen Verstand und auch keine übervolle Brieftasche hat, braucht „innere Werte" die ihn von der großen Masse unterscheiden. Vor allem aber braucht er Menschen, die gesellschaftlich unter ihm stehen.

D.h. aber das es in solchen Zusammenhängen immer kritisch wird und zwar für alle die früher schon, aus welchen Gründen auch immer, diskriminiert wurden.

Sie bilden dann den sichtbaren Teil der „Minderwertigen" von denen die „Edelmenschen" sich glanzvoll abheben.

Dass zu diesen „Minderwertigen" auch die Epileptiker gehören kann gar nicht ausbleiben.

Und so finden wir bereits bei Morel die folgenden Stufen der „Degeneration":

„Besonders Morels Degenerationsschema hatte auf die Psychiatrie der zweiten Jahrhunderthälfte eine tiefe Wirkung. Demnach sollen Pathologien von Generation zu Generation zunehmen:

- erste Generation: *nervöses Temperament* und Ausschweifungen
- zweite Generation: Schlaganfälle, Epilepsie, Hysterie, und Alkoholismus sowie in der
- dritten Generation: Selbstmord, Psychosen und Geistesschwäche und endlich in der
- vierten Generation: angeborene Blödsinnszustände und Missbildungen

Die letzte Stufe der Entartung sei immer die Sterilität. Den Entarteten erkenne man an den Stigmata der Entartung:

> *"Asymmetrien der Gesichtshälften oder sonstiger korrespondierender Körperteile, ferner Anomalien des Schädelbaues, abstehende oder ungleiche Ohren, angewachsene Ohrläppchen, Schielen, Stottern, Missbildung der Zähne, fehlende oder überzählige Gliederteile, Verkümmerung oder abweichende Bildung der Geschlechtsorgane, (...)."*

Dabei handelt es sich offensichtlich um eine Theorie, die „jeder Tertianer (...) an Hand der historischen Genealogien hätte Lügen strafen können" (Eugen Bleuler).

(http://de.wikipedia.org/wiki/Entartung_%28Medizingeschichte%29#Morel)

Das ist aber noch nicht alles, denn diese „Theorie" wird auch zur pseudo-"wissenschaftlichen" Basis des Rassismus und des Antisemitismus, der nun „biologisch" hergeleitet wird.

Dabei „mißbrauchen" Rassenideologen wie der Schwiegersohn des Schnorrers, Bankrotteurs und Musikers Wagner H.S.Chamberlain keineswegs diese Theorie, sie denken sie nur bis ans Ende.

Schließlich ist es von der unterstellten „Entartung" der Individuen zu der „Entartung" ganzer Völker nur ein kleiner Schritt. Und wenn einmal Vorurteile statt beweisbarer Fakten akzeptiert wurden, gibt es kein Halten.

Meine Verwandtschaft stritt sich darüber, von welcher Seite, mütterlich oder väterlich, meine Epilepsie stammen sollte, d.h. wo es „*nervöses Temperament* und Ausschweifungen" gegeben habe. Mein Vater litt sehr darunter, ich fühlte mich nur darin bestätigt, dass die „Alten" getarnte Nazis sind.

Am weitesten ging meine Tante, die mich ganz im Vertrauen beiseite nahm und vor dem verderblichen Einfluss von „Negermusik" warnte. „Das ist nicht gut für Deinen Kopf !".

- **Epilepsie und „Perversion“**

- **Die epileptische „Canaille“**

- **„Die Schwachen sollen zu Grunde gehen“**

- **Janz und die „Aufwachepilepsie“ - eine neue Sicht auf Epilepsien und Epileptiker**

- **Einige Anmerkungen zu Tellenbachs „Phänomenologie der Wesensveränderung durch Anfallsleiden“.**

„So liegen die Dinge: daß es dem Fürsten darum gehen muss, diese Höhen und Tiefen miteinander zu versöhnen, die Mittelung als Synthese zu leisten. Das ist gleichsam der Hegelianische Imperativ, der diesem Wesen geboten ist: dass es ständig die Synthese zu leisten hat - Synthese als Mittelung von Höhe und Tiefe: dass es aber diese Synthese je weniger leisten kann, je ausgeprägter das Alternieren von Höhe und Tiefe ist; dass es vielmehr dann oftmals nichts anderes mehr zeitigen kann als einen mediokren Kompromiß einer Mittelung. In der Tat kann man diese Bewegung in die Mediokrität bei Myschkin immer wieder feststellen – so etwa in der Erzählung vom Gipfel-Traum der an Neapel erinnernden Landschaft.“

(Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Dostojewskijs epileptischer Fürst Myschkin: Zur Phänomenologie der Verschränkung von Anfallsleiden und Wesensänderung, S. 212-213).

Was bei diesem Zitat zu aller erst auffällt ist die große Höhe, von der herab Tellenbach Myschkin be- und verurteilt.

Er gleicht einem Insektenforscher beim Anblick einer Wanze.

Wobei ich möglicherweise dem Insektenforscher unrecht tue, den oft haben solche Spezialisten eine tiefe Zuneigung zum Objekt ihrer Neugierde.

Davon ist hier nichts zu spüren.

Stattdessen versucht er in der Nachfolge Hegels eine Phänomenologie der Anfallsleiden.
Seine Dialektik der „Höhe und Tiefe“ ist allerdings so medioker (mittelmässig), dass sie eine deutliche Antwort erforderlich macht.

Bevor wir ihm aber die nötige Antwort geben können, müssen wir uns erst einmal auf

die Frage einlassen, was das denn ist: Dialektik.

Erst vor diesem Hintergrund wird dann richtig klar, warum die Phrase vom „Hegelianischen Imperativ" vor allem eins ist:

Leeres Geschwätz.

Exkurs: Was ist und was soll Dialektik ?

Was ist überhaupt Dialektik ?

Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis logisches Denken mit richtigem Denken gleich zu setzen.
Warum das falsch ist und zwar grundsätzlich falsch, lässt sich am besten am folgenden Beispiel erkennen:
Nachdem das deutsche Bürgertum mehrheitlich Treitschkes unsäglichen und unsäglich dummen Satz: „Die Juden sind unser Unglück" akzeptiert hatte, erschien ihm die „Endlösung Judenfrage" nur noch als logisch.
Von Treitschke führt eine in sich stimmige logische Kette nach Wannsee und von dort nach Auschwitz.
Jegliches logische Denken hängt an einem Nagel namens „Prämisse" und wenn dieser Nagel in die falsche Wand geschlagen wird, hängt auch die Kette falsch.
Das bedeutet aber, dass logisches Denken seine Wahrheit aus der Prämisse bezieht. Wenn diese oder jene Prämisse stimmt, stimmt auch das, was daraus abgeleitet wird.
Daraus erklärt sich überhaupt die große Bedeutung des logischen Denkens für unser ganzes Leben:
Weil wir logische Beziehungen bilden können, können wir darauf verzichten jedes mal bei jeder Behauptung den Wahrheitsbeweis empirisch antreten zu müssen. „Wenn.. dann.." erspart uns jede Menge Arbeit.
Darin liegt aber auch die oben beschriebene Gefahr, etwas schon für wahr zu halten, weil es Teil einer logischen Kette ist.
Es ist so gar noch problematischer:
Das Fundamentalgesetz jedweden logischen Denkens lautet nämlich A = A bzw. A ungleich nicht-A, will heißen: Veränderung ist verboten. Das Ich von heute soll das selbe sein wie das ich von gestern. Zumindest in Bezug auf die Eigenschaften, auf die sich unsere Kette bezieht.
Logische Wahrheiten sind damit aber ziemlich endlich und beschränkt.
Aus diesem Grund spricht Hegel in der Wissenschaft der Logik vollkommen zurecht davon, dass der Satz A = A genauso wahr sei wie sein Gegenteil.
So sehr Hegel aber mit seiner Kritik des logischen, des „verständigen", des rationalen Denkens Recht hatte, so sehr ging er fehl in seinem Bemühen an die Stelle der Logik eine „dialektische Logik" zu setzen.
Es sollte eine Logik des Unlogischen werden.
Wäre dies gelungen, so hätte er tatsächlich den „Stein der Weisen" gefunden und er wüsste was die Welt im innersten zusammen hält.
Um mit Douglas Adams zu sprechen:

Die „dialektische Logik" sollte die Antwort auf alle „42er-Fragen" sein.
Sie ist gescheitert wie „Deep Thought ".
(Douglas Adams, Per Anhalter durch die Galaxis,Seite 170-175)
Wir erhalten somit auf die Frage „Was ist Dialektik" zwei Antworten:
Dialektik im richtig verstandenen Sinn ist demnach das Wissen um die Beschränktheit logischen Denkens, gepaart mit dem Wissen darüber, dass das Leben selbst unlogisch ist.
Logisches Denken war nicht immer selbstverständlich. Wenn wir aber auf den Ursprung logischen Denkens zurück gehen, treffen wir auf Parmenides, der seine Göttin u.a. folgendes ausführen lässt:

„ 8. So bleibt nur noch Kunde von Einem Wege, daß [das Seiende] existiert. Darauf stehn gar viele Merkzeichen; weil ungeboren, ist es auch unvergänglich, ganz, eingeboren, unerschütterlich und ohne Ende. Es war nie und wird nicht sein, weil es zusammen nur im Jetzt vorhanden ist als Ganzes, Einheitliches, Zusammenhängendes [Kontinuierliches]. Denn was für einen Ursprung willst Du für das Seiende ausfindig machen? Wie und woher sein Wachstum? [Weder aus dem Seienden kann es hervorgegangen sein; sonst gäbe es ja ein anderes Sein vorher], noch kann ich Dir gestatten [seinen Ursprung] aus dem Nichtseienden auszusprechen oder zu denken. Denn unaussprechbar und unausdenkbar ist es, wie es nicht vorhanden sein könnte. Welche Verpflichtung hätte es denn auch antreiben sollen, früher oder später mit dem Nichts zu beginnen und zu wachsen? So muß es also entweder auf alle Fälle oder überhaupt nicht vorhanden sein.
Auch kann ja die Kraft der Überzeugung niemals einräumen, es könne aus Nichtseiendem irgend etwas anderes als eben Nichtseiendes hervorgehen. Drum hat die Gerechtigkeit Werden und Vergehen nicht aus ihren Banden freigegeben, sondern sie hält es fest[.] Die Entscheidung aber hierüber liegt in folgendem: es ist oder es ist nicht! Damit ist also notwendigerweise entschieden, den einen Weg als undenkbar und unsagbar beiseite zu lassen (es ist ja nicht der wahre Weg), den anderen aber als vorhanden und wirklich zu betrachten. Wie könnte nun demnach das Seiende in der Zukunft bestehen, wie könnte es einstmals entstanden sein? Denn entstand es, so ist es nicht und ebensowenig, wenn es in Zukunft einmal entstehen sollte. So ist Entstehen verlöscht und Vergehen verschollen. „ *[Parmenides aus Elea: Fragmente. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 108-109 (vgl. Diels-Vorsokr. Bd. 1, S. 153-156) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*

Parmenides möchte uns nicht mehr und nicht weniger als Werden und Vergehen, Geburt und Tod verbieten. Sie seien nicht wirklich, nur Schein. Das wäre der Preis den wir für die unumschränkte Gültigkeit logischen Denkens, für den endgültigen Sieg des Identischen zu zahlen hätten.
Platon versuchte das Konzept mit seinem ewigen Ideenreich in eine Höhle zu retten und Kant versetzte die ewigen sich selbst gleichen Ideen als „Ding an sich" ins Jenseits, auch ins Jenseits unseres Denkens.
Es ist sicher kein Zufall, dass der Denker des seienden Ist, ewig und unzerstörbar, aus der Hafen- und Kaufmannsstadt Elea kam. Wer von Italien aus mit Spanien, genauso wie mit Kleinasien Handel betreibt, benötigt Verbindungen und Verträge. Und zu diesen Verträgen gehört ein Geist der Verlässlichkeit, was vereinbart ist, hat zu gelten. Das „Alles fließt" des gleichzeitigen Heraklit kann niemals eine Kaufmannstugend sein. Dialektik und Vertragstreue gehen selten Hand in Hand.

Wirkliches dialektisches Denken wäre demnach das Wissen um die Endlichkeit und Beschränktheit jeglicher Identität und dass man den Schmerz der Nicht-Identität, des täglichen Sterbens und Neugeboren Werdens, aushalten kann.
Dieses Denken entfaltet sich in Geschichte und Geschichten, denn dort ist der genau der Platz um vom Entstehen des Seiendem aus Nichtseiendem und vielen anderen Dingen, die Parmenides leugnet, zu erzählen.
Dialektisches Denken ist demnach nichts anderes als von allem was ist, die Geschichte wie es wurde und wie es wieder vergehen wird, zu kennen, zu verstehen und zu erzählen.
Vorzugsweise in Deutschland und im Anschluss an Hegels mal geniale, mal banale und manchmal saudumme Drei-Schritt-Sentenzen von These – Antithese – Synthese versteht man unter „Dialektik" oft auch ein wichtigtuerisches „Einerseits-Andererseits"-Geraune, das in der Regel nicht nur der Mitte, sondern auch der Mittelmäßigkeit verfallen ist.

Warum „schwarze Schwäne" nichts beweisen

Es wäre ein prinzipielles Missverständnis, wenn man die oben geäußerte Kritik an Hegel missverstehen würde als prinzipielles Einverständnis mit Popper und Co.
In dieser Denkschule philosophiert man gern über „schwarze Schwäne" und darüber welche Sensation angeblich darin bestehen soll, dass man im 18. Jahrhundert in Australien schwarze Schwäne entdeckt hat.
Die ganze „Weisheit" dieser Argumentation besteht darin, dass man ganze Bücher über die Erkenntnis verfasst, wonach man aus „alle Schwäne, die ich sehe sind weiß" nicht schließen darf, dass tatsächlich alle Schwäne weiß sind.
Das ist zwar unbestreitbar wahr, aber zugleich so wahr, dass kein normal denkender Mensch jemals solche Schlüsse zieht.
Es ist das prinzipielle Problem dieser Leute, dass sie nur logisches Denken kennen und dann verwickelt sich ihr logisches Denken in Widersprüche und sie stehen staunend davor und wollen, dass wir mit ihnen staunen.
Dabei vergessen sie, dass niemand, außer ihnen selbst, nur logisch denkt.
Der berühmte Satz: „Ich bin ein Kreter und ich sage euch, alle Kreter lügen !" stellt nur Logiker und Mathematiker vor unlösbare Probleme.
Kein Taxifahrer auf der Welt, egal ob aus Kreta, Griechenland, der Türkei, Deutschland oder dem Libanon, wird sich jemals bei der logischen Antinomie dieses Satzes aufhalten.
Stattdessen wird man mit großer Leidenschaft die Frage diskutieren wie ehrlich oder verlogen die Kreter nun tatsächlich sind.

Jeder Taxifahrer wird nämlich implizit unterstellen, dass der Satz meint:
„Ich bin ein Kreter und ich kenne meine Landsleute und deswegen sage ich euch, dass die aller meisten von ihnen lügen !".
Niemand meint, wenn er „alle Kreter" sagt, „alle ohne jede Ausnahme".
Niemand, außer professionellen Logikern, meint, wenn er sagt: „alle Schwäne sind weiß", dass es niemals und nirgends auf der Welt Schwäne geben kann, die nicht weiß sind.
„Alle" meint in der Alltagssprache nicht das selbe wie in der Sprache der Logiker.

Für jeden Logiker meint „Alle" „Alle ohne jede Ausnahme", der Volksmund weiß aber: Es gibt keine Regel ohne Ausnahme. D.h. das „Alle" der Logiker ist im Alltagsdenken nicht existent. Wer deswegen dem Alltagsdenken vorwirft es sei falsch, macht aber selbst einen Fehler: Warum sollte unser normales Denken sich freiwillig Probleme einhandeln, die am Ende auch kein Bertrand Russel lösen konnte ? Jeder, der mit Computern arbeitet, weiß, dass das „Denken" der Maschine dem menschlichen Denken im Allgemeinen weit unterlegen ist.
Ein Grund dafür ist der starre Begriffe von „Alle" ein anderer die fehlende Fähigkeit bloße Ähnlichkeit anstelle von Gleichheit zu identifizieren.
Die Starrheit, manche nennen es auch „Exaktheit" der meisten logischen Termini ist ein Problem und keineswegs eine Garantie für richtiges Denken.
Oder andersrum: Die „Ungenauigkeit" unseres Alltagsdenkens und die Fähigkeit diese Ungenauigkeit aus zu halten, macht dieses Denken der Maschine überlegen.
Die Starrheit der logischen Termini ist allerdings eine Garantie für folgerichtiges Denken. Eines der zentralen Probleme unserer Denkkultur ist, dass wir fortwährend folgerichtiges Denken mit richtigem Denken gleichsetzen. Die verdiente Strafe für diese intellektuelle Todsünde begegnet uns im Fundamentalismus, egal welcher Couleur, dem die Welt klar getrennt in Gut und Böse zerfällt.
Und das Unkritische am „kritischen Rationalismus" besteht gerade darin, dass er logisches Denken per se für wahr hält, d.h. er hat kein kritisches Verhältnis zum Rationalismus selbst.
Er steht damit nicht allein. Dialektik ist derzeit aus der Mode.
Allerdings waren daran auch die Dialektiker nicht unschuldig: Der Versuch eine Logik des Unlogischen zu erfinden konnte nur im Fiasko oder im banalen, nichtssagenden Geschwätz enden. Trotzdem ist der derzeitige Trend logisches Denken unhinterfragt schon für wahr zu halten und die Existenz des Unlogischen zu leugnen, Theorien die auch das Unlogische fassen wollen, mit dem Stempel der „Unwissenschaftlichkeit" zu versehen, eine gefährliche Blindheit.
Die Welt ist kein Computer und selbst im Computer ist der Zustand in dem alle Schalter auf Null oder Eins stehen in Wirklichkeit ein Ausnahmezustand. Die weitaus meiste Zeit sind die Schalter am Kippen.
Man braucht eine sehr genaue Uhr namens Taktgenerator um immer genau den richtigen, den eindeutigen Zustand zu erwischen.
Und manchmal spielt uns auch Hitze und Kälte einen Streich und die Maschinen fangen an zu „spinnen".
Logische Schlüsse der Art, dass wenn A und B gleich sind und A und C ebenfalls, dass dann auch B und C gleich sind, setzen immer voraus, dass gilt A = A und sich A nicht während des Schließens von A in A' verwandelt.
Diese Voraussetzung ist aber alles andere als selbstverständlich. Und genau deswegen ist die prinzipielle Wahrheit logischen Denkens niemals garantiert.
Man nimmt an, dass A bleibt was es ist. Und diese Annahme ist nicht mehr als eine Arbeitshypothese, die zu unserem Glück und zur Erleichterung unseres Lebens meistens annähernd wahr ist. Mehr nicht.

Abschied von der Metaphysik

Metaphysik soll Wissen sein, das jeder Erfahrung voraus geht. Das einfach da ist. Für

Kant war unsere Vorstellung von Raum und Zeit ein solches „Vorwissen". Wir haben uns von einem solchen „ewigen" Raum-Zeit-Verständnis längst verabschieden müssen. Deswegen ist es angebracht, dass wir die Metaphysik endlich dahin verabschieden, wo schon andere vormals mächtige Ideen ihren ewigen Frieden gefunden haben.

Vernunft und Verstand

Es ist wichtig an der Unterscheidung zwischen Vernunft und Verstand fest zu halten. Wobei unter Verstand im wesentlichen unser Denkapparat zu verstehen ist, der sich die Welt mittels Sprache und logischem Denken erschließt.

Die Vernunft repräsentiert dagegen die Gesamtheit unserer Fähigkeiten uns die Welt in unser Inneres zu holen. Vernunft ist Tun meint Hegel in seiner Vorrede zur Phänomenologie, aber das stimmt natürlich nur für Leute, die wie er auf dem Kopf gehen. Alle Anderen haben dafür ihre Füße und gebrauchen hauptsächlich ihre Hände zum Tun. Unsere mehr oder weniger entwickelte Vernunft ist der ständige Begleiter unseres Tuns.

D.h. unsere Hände sind eben nicht „geistlos", wie überhaupt die Vorstellung eines getrennt über den Wassern schwebenden Geistes verkennt, das sich Denken, Fühlen und Handeln nur in der Theorie auftrennen und vom Körper lösen lassen.

Insbesondere ist es falsch Erkenntnis nur in der Sprache zu verorten.

Die bekannte Sentenz: „Wovon man nicht reden kann, davon soll man schweigen !" ist Unsinn.

Es passiert vieles in uns und mit uns, von dem wir auch wissen, von dem aber nur schwer oder prinzipiell gar nicht geredet werden kann.

Ein achthundert Jahre altes Gedicht von Walther von der Vogelweide „Unter der Linde" handelt genau davon: Es erzählt uns, wie man von etwas redet, von dem man nicht reden kann(zitiert nach Wikipedia):

Under der linden an der heide, dâ unser zweier bette was, dâ muget ir vinden schône beide gebrochen bluomen unde gras. Vor dem walde in einem tal, tandaradei, schône sanc diu nahtegal.	Unter der Linde an der Heide, wo unser beider Bett war, dort könnt ihr sorgsam gepflückte Blumen und Gras sehen. In einem Tal am Waldrand, tandaradei, sang die Nachtigall lieblich.
Ich kam gegangen zuo der ouwe, dô was mîn friedel komen ê. Dâ wart ich enpfangen, hêre frouwe, daz ich bin sælic iemer mê. Kuster mich? Wol tûsentstunt: tandaradei,	Ich kam zu der Au, da war mein Liebster schon da (wörtlich: vorher hingekommen). Dort wurde ich empfangen, edle Frau! [entweder Ausruf: „Bei der heiligen Muttergottes!" oder ‚wie eine höfische Dame' oder

seht, wie rôt mir ist der munt.	auch: ‚ich, eine höfische Dame‘] (so) dass ich für immer glücklich bin. Küsste er mich? Wohl tausendmal! Tandaradei, seht, wie rot mir der Mund davon ist.
Dô het er gemachet alsô rîche von bluomen eine bettestat. Des wirt noch gelachet inneclîche, kumt iemen an daz selbe pfat. Bî den rôsen er wol mac, tandaradei, merken, wâ mirz houbet lac.	Da hatte er aus Blumen ein prächtiges Bett vorbereitet. Darüber wird jetzt noch herzlich gelacht, wenn jemand denselben Weg entlang kommt. An den Rosen kann er wohl, tandaradei, erkennen, wo mein Haupt lag.
Daz er bî mir læge, wessez iemen (nû enwelle got!), sô schamt ich mich.Wes er mit mir pflæge, niemer niemen bevinde daz, wan er und ich, und ein kleinez vogellîn - tandaradei, daz mac wol getriuwe sîn.	Dass er bei mir lag, wüsste das jemand (das wolle Gott nicht!), dann würde ich mich schämen. Was er mit mir tat, das soll nie jemand erfahren, außer er und ich und ein kleines Vöglein, tandaradei, das kann wohl verschwiegen sein.

„Wes er mit mir pflæge,“ darüber will sie niemand etwas erzählen. Aber genau deswegen können wir alle es uns sehr gut vorstellen.

Jede wortreiche Erklärung könnte die Schönheit dessen, wovon die Rede ist nur unzureichend wiedergeben.

Große Gefühle vertragen keine großen Worte. Trotzdem kann man von ihnen nicht schweigen. Wittgensteins Ratschlag würde die Dichter arbeitslos machen.

Dabei brauchen wir die Dichter um uns von dem zu erzählen, wovon man nicht reden kann, aber wovon man auch nicht schweigen darf.

Leben heißt handeln, heißt etwas tun.

Dieses Tun muss begleitet und vorausgeplant werden.

Dazu benützen wir die Gesamtheit dessen, was wir als Vernunft bezeichnen.

Es reicht dabei nicht, nur mit dem Verstand voraus zu denken. Wir müssen uns auch einfühlen können, in andere genauso, wie in neue Situationen.

Wir müssen blitzschnell, instinktiv reagieren oder langsam und sorgfältig nach langer Überlegung und entsprechender Beratung.

Dabei stehen wir mitten in den Widersprüchen des Lebens.

Ja wir können sagen: Alles Leben ist mit sich selbst im Widerspruch.

Identisch und gleichzeitig Nicht-Identisch zu sein ist sein Wesen.

Kommt der Stoffwechsel mit dem Außen zum Erliegen ist der Tod unvermeidbar.

Um zu leben und am Leben zu bleiben, bedient sich jeder Mensch auch seines Verstandes, wohl wissend, dass dies ein beschränkter Geselle ist.

Beschränkt schon dadurch, dass ihm die reiche weite Welt der Gefühle nur als Ahnung aufscheint und er oft rätseln muss, was ihm sein Bauch denn sagen will.

Beschränkt aber auch dadurch, dass manche Denkoperationen ihre eigenen Gesetze haben und ihr Recht fordern. So gehorcht das logische Denken dem Satz von der Identität (A = A). Leben ist aber beides: Identisch und Nicht-Identisch, die Identität erhält sich indem sie sich stückweise aufgibt.

Logisches Denken ist deswegen vom Leben und Lebendigen gereinigt.

Wenn Hegel, aber in seiner Nachfolge z.B. auch Marx oder Dewey von der „Logik der Sache" reden, dann ist das falsch. Logik ist die Kunst des Folgerns.

Jedes Folgern endet aber am Widerspruch.

Nur wenn das Nicht-Identische fortwährend zum Identischen verdaut wird, kann das Folgern weitergehen.

Im Netz der Kausalitäten sind die Identitäten die Knotenpunkte und jede dominierende Nicht-Identität ein relativer Endpunkt, an dem das Netz ein Loch hat.

Wesentlich für den Unterschied zwischen „vernünftig" und „verständig" ist das Verhältnis zum Widerspruch.

Logisches Denken muss Widersprüche eliminieren. Sie sind gewissermaßen Brüche in den kausalen Ketten (oder Löcher im Kausal-Netz, durch das die Fische der Wahrheit davon schwimmen).

Dialektisches Denken bewegt sich im Widerspruch und durch den Widerspruch.

Widersprüche sind die Hot-spots an denen neue Ideen zur Oberfläche drängen.

Aber nicht nur neue Ideen drängen an die Oberfläche, denn Widersprüche durchziehen auch die Realität: Widersprüche sind der Ort an dem das Leben pulsiert.

Es sind die Brüche in der Identität. Dort wo das Ich ins Nicht-Ich übergeht ist der Widerspruch zu Hause. Ihn zu beseitigen gelänge nur, wenn ich so, wie ich bin, für immer eingefroren werden könnte und trotzdem am Leben bliebe.

Jegliche Identität, gedacht als fortdauernd oder gar ewig, ist Illusion.

Sich zu erhalten, in dem man sich jeden Tag erneuert und ändert, ist der Widerspruch, der letzten Endes jede Form von Lebendigkeit begründet und durchzieht.

Geburt und Tod sind dabei die mächtigsten und elementarsten Wahrheiten.

Da Männer nicht gebären können, versuchen sie der eigenen Vergänglichkeit durch den Rekurs auf „ewige Wahrheiten" zu entfliehen.

Ein leider viel zu früh verstorbener Freund, Klaus Schwarz, selbst ein Philosoph, postulierte, dass jegliches Philosophieren in der Angst vor dem Tod seinen wirklichen Grund hat.

Die „ewigen Ideen" sind der Ersatz für das nicht existierende „ewige Leben".

Das wirkliche ewige Leben, das durch den Zyklus von Geburt und Tod neuer Geburt und wieder Tod bestimmt ist, soll dagegen nur „irdischer Schein" sein.

Dieses System „ewiger Wahrheiten" und die Logik stützen und stärken sich von Geburt an gegenseitig, weil die „ewigen Wahrheiten" der Logik eben so ewige Identitäten liefern. So können beide zusammen den Anspruch erheben mit der Wahrheit identisch zu sein.

Logisches Denken geht auf die Ewigkeit, dialektisches Denken kennt nur den ewigen Prozess des Werdens und Vergehens.

Der Widerspruch zwischen dialektischem und logischem Denken bildet selbst einen Hot-spot.

Dabei kann die Dialektik die wilden Ideen liefern, die dann mittels der Logik auf ihre Konsequenzen hin entwickelt werden müssen und dadurch zu beweisen oder zu widerlegen sind.

Das ergäbe ein viel fröhlicheres und fruchtbareres Paar als die Verheiratung der Logik mit „ewigen Wahrheiten".

Hegels großer Irrtum liegt dagegen darin, dass er eine „dialektische Logik" postulierte. Das unterstellt eine Folgerichtigkeit, die dem Leben fremd ist, eine Folgerichtigkeit, die in dieser Eindeutigkeit weder der unbelebten noch gar der belebten Natur zukommt. Auch nach Hegel findet man immer wieder die Idee einer „dialektischen Logik" zuletzt als „negative Dialektik". Dieser Ansatz ist aber falsch.

Die Dialektik sprengt logische und kausale Ketten, sie begründet keine.

Das „apriori"-Problem

Wenn wir etwas sehen und wissen sollen z.B. „dies ist ein Haus" benötigen wir die Idee des Hauses zuvor in unserem Kopf, sonst sehen wir kein Haus.

Sowenig wir irgendein Haus sehen ohne die Idee des Hauses, sowenig sehen wir einen Baum ohne die Idee des Baums. Natürlich ist es Quatsch zu sagen der Baum benötige erst den Kopf eines Menschen um zu existieren, aber ohne die Baumidee existiert er nicht im Kopf.

Die Existenz einer Idee ist das apriori jeder Erkenntnis.

D.h. neue Erkenntnisse brauchen erstmal neue Ideen, sonst können sie gar nicht einsortiert werden.

Damit haben wir ein erstes „apriori".

Dieses Apriori ist allerdings nicht historisch das erste. Unser ganzer Körper ist unser allererstes „apriori".

Dabei führt es in die Irre, wenn wir uns diesen unseren Körper hierarchisch gegliedert vorstellen, bei dem dann über allem der Verstand thront und die Fäden zieht.

Diese falsche Vorstellung führt angesichts neuerer Ergebnisse der Hirnforschung zu sehr schrägen Diskussionen. Wenn festgestellt wird, dass meine Hand bereits unterwegs sein kann, bevor mein Kopf ihr sagt: „Mach Dich auf den Weg!", dann

ändert das überhaupt nichts daran, dass es meine Hand ist. Und deswegen ist und bleibt, was auch immer meine Hand tut, meine Tat.

Würde sich diese Hand zusammen mit ihrer Schwester um den Hals eines anderen Menschen legen und zudrücken, so wäre ich doch nicht dadurch vom Mordvorwurf suspendiert, dass ich nachweisen kann, dass mein Verstand meinen Händen atemlos hinterher gerannt ist.

Vielleicht wird aus Mord Totschlag, weil mein Verstand definitiv abwesend war, aber ich bleibe verantwortlich.

Unser Denkvermögen ist kein separates, vom restlichen Körper strikt getrenntes Gebilde, sondern eine unserer vielen Fähigkeiten, die alle strikt an unsere Körperlichkeit gebunden sind und mit ihr untergehen.

Dieser unser Körper ist deswegen unser allererstes „apriori", weil keine Erfahrung uns auch nur das Geringste lehren kann, wenn Verstand und Gefühl, kurz wir, wie wir sind, nicht dafür bereit sind.

Eine wesentliche Voraussetzung und damit das 2. „apriori" dafür, dass uns Erfahrung etwas lehrt, ist das Vorhandensein passender Ideen. Sie bilden die Schubladen in die wir unsere Erfahrungen packen.

Und erst wenn eine Erfahrung uns nicht in Ruhe lässt, aber auch mit noch so roher Gewalt nicht in eine bereit liegende Schublade passt, werden wir empfänglich für neue Ideen und konstruieren neue Schubladen.
Dabei können wir eines sicher wissen: Keine Schublade wird jemals immer passen.
D.h. neue Ideen eröffnen nicht nur neue Perspektiven, sie können auch alte verstellen. Das „Licht der Aufklärung" kann auch blenden und verblenden.

Die Logik steht zwischen Körperlichkeit und Denkidee:

Einerseits ist logisches Denken so primitiv und technisch einfach zu installieren, dass vermutlich bereits der Fadenwurm ein veritabler Logiker ist. Er ist sich dessen aber nicht bewusst. D.h. unser Körper ist bereits ein versierter Logiker. Und gerade jene Abläufe bei uns, die quasi automatisch ablaufen, werden vermutlich über eine fest verdrahtete oder manchmal auch mehr oder weniger mühsam erlernte interne Logik gesteuert.

Andererseits entsteht Logik als Denkkonzept erst mit der eleatischen Philosophie. Das Problematische an dieser ganzen Richtung, die auch heute noch den philosophischen Diskurs zu beherrschen sucht, ist vor allem der Überlegenheitsanspruch:

Der Kopf herrscht über den Bauch, wie der Herr über den Knecht und unter beiden ist die Magd der Gefühle beiden gefügig.

Das Absurde an dieser Philosophie besteht darin, dass ausgerechnet dem primitivsten Teil unseres Denkapparats die höchste Wertschätzung entgegen gebracht wird.
Die andere Absurdität besteht darin, den einen Körper in zu dem noch hierarchisch über- und untergeordnete Teile auf zu trennen.

Wir haben es somit mit mindestens 3 „Aprioris" zu tun, die jeder Erfahrung vorausgehen:

1 Unserem Körper, der jede Erfahrung filtert und bewertet

2 Den in unserer Kultur vorgefundenen und von uns verinnerlichten Ideen, die uns den Ordnungsrahmen, aber auch weitere Filter liefern, in den wir unsere

Erfahrungen einsortieren können und mit denen wir sieben, z.B.nach wesentlich oder unwesentlich, gut oder böse, erlaubt oder verboten.

3 Der Logik, als einem wesentlichen Werkzeug des Denkens. Wobei Logik in zweierlei Form unser Denken begleitet:
Als körperliche Struktur, die es uns überhaupt erst ermöglicht Sinneseindrücke in verschiedene Arten von innerer Repräsentation zu überführen und als Idee in unserem Kopf, mit deren Hilfe wir die Welt ordnen.

Ideen ordnen nicht nur das, was wir erfahren, sie können auch so stark sein, dass sie verhindern, dass wir etwas erfahren. Sie formulieren gewissermaßen das Vor-Urteil, das unser Denken und unser Urteilen im voraus prägt. Das gilt auch und in ganz besonderem Maße für die Idee der Logik.

Vor diesem Hintergrund kann Philosophie nur dann Sinn machen, wenn sie sich mit der Fragwürdigkeit bestimmter Leitideen befasst.

Die zentrale Leitidee, mit deren Fragwürdigkeit wir uns befassen müssen, ist die Logik.

Eine Philosophie, die selbst heute noch, angesichts von Logik als industriellem Massenprodukt, nur der Logik huldigt, ist keine.

42er-Fragen oder von der Suche des Magens nach dem letzten Grund

The answer is 42

Im Roman „Per Anhalter durch die Galaxis" von Douglas Adams gibt es eine berühmte Stelle. Ein Computer bekommt die Aufgabe die „Antwort auf alles" zu finden. Hier erfahren wir, was er gefunden hat:

'Seventy-five thousand generations ago, our ancestors	„Vor fünfundsiebzigtausend Generationen brachten
set this program in motion,' the second man said, 'and	unsere Ahnen dieses Programm ins Rollen", sagte der
in all that time we will be the first to hear the computer	zweite, „und nach dieser langen Zeit werden wir die er-
speak.'	sten sein, die den Computer wieder sprechen hören."
'An awesome prospect, Phouchg,' agreed the first	„Eine ehrfurchtgebietende Aussicht, Phouchg", stimm-
man, and Arthur suddenly realized he was watching a	te der erste zu, und Arthur wurde mil einemmal klar, daß
recording with subtitles.	er eine Vorstellung mil Untertiteln sah.
'We are the ones who will hear,' said Phouchg, 'the	„Wir sind diejenigen", sagte Phouchg, „denen er die
answer to the great question of Life …'	Antwort geben wird auf die große Frage nach dem Le-
' The Universe ...' said Loonquawl.	ben ...!"
'And Everything ...!'	„... dem Universum ...", sagte Luunqnoal.
'Shhh,' said Loonquawl with a slight gesture, 'I think	„... und allem ...!"
Deep Thought is preparing to speak!'	„Schsch!" sagte Luunquoal mit einer leichten Handbe-
There was a moment's expectant pause whilst panels	wegung, „ich glaube, Deep Thought wird gleich spre-
slowly came to life on the front of the console. Lights	ehen."
flashed on and off experimentally and settled down into	Es folgte eine kurze, erwartungsvolle Stille, als an der
a businesslike pattern. A soft low hum came from the	Vorderseite des Schaltpults Armaturen langsam auf-
communication channel.	zuglühen begannen. Lämpchen gingen probeweise an
'Good morning,' said Deep Thought at last.	und aus und bildeten schließlich ein niichtern-geschäfts-
'Er ... Good morning, O Deep Thought,' said Loon-	mäßiges Muster. Ein sanftes tiefes Summen war aus dem
quawl nervously, 'do you have ... er, that is ...'	Mitteilungsfrequenzband zu vernehmen.
'An answer for you?' interrupted Deep	„Guten Morgen", sagte Deep Thought endlich.
	„Äh ... Guten Morgen, oh Deep

Thought majestically. 'Yes. I have.' The two men shivered with expectancy. Their waiting had not been in vain. 'There really is one?' breathed Phouchg. 'There really is one,' confirmed Deep Thought. 18E 'To Everything? To the great Question of Life, the Universe and Everything?' 'Yes.'	Thought", sagte Luun- quoal ängstlich, „hast du ... äh, das heißt..." „Eine Antwort für euch?" unterbrach ihn Deep Thought würdevoll. „Ja. Die habe ich." Die beiden Männer zitterten vor froher Erwartung. Ihr Warten war nicht vergeblich gewesen. „Es gibt tatsächlich eine?" hauchte Phouchg. „Es gibt tatsächlich eine", bestatigte Deep Thought. „Auf alles? Auf die große Frage nach dem Leben, dem Universum und allem?" „Ja."
Both of the men had been trained for this moment, their lives had been a preparation for it, they had been selected at birth as those who would witness the answer, but even so they found themselves gasping and squirm- ing like excited children. 'And you're ready to give it to us?' urged Loonquawl. 'I am.' 'Now?' Now,' said Deep Thought. They both licked their dry lips.	Beide Männer waren auf diesen Augenblick gedrillt worden, ihr Leben war eine einzige Vorbereitung auf die- sen Moment gewesen, man hatte sie bereits bei ihrer Ge- burt als diejenigen ausgewählt, die der Antwort beiwoh- nen wiirden, aber selbst sie wurden gewahr, daß sie jetzt nach Luft schnappten und rumhampelten wie aufgeregte Kinder. „Und du bist bereit, sie uns zu geben?" drängte Luun- quoal. „Das bin ich." „Jetzt?"

'Though I don't think,' added Deep Thought, 'that	„Jetzt", sagte Deep Thought.
you're going to like it.'	Beide Männer leckten sich ihre trockenen
'Doesn't matter,' said Phouchg. 'We must know it!	.ippen.
Now!'	„Allerdings glaube ich nicht", setzte Deep Thought
Now?' enquired Deep Thought.	hinzu, „daß sie euch gefallen wird."
'Yes! Now ...'	„Das macht doch nichts!" sagte Phouchg. „Wir miissen
'All right,' said the computer and settled into silence	sie nur jetzt erfahren. Jetzt!"
again. The two men fidgeted. The tension was unbear-	„]etzt?" fragte Deep Thought.
able.	„Ja! Jetzt..."
'You're really not going to like it,' observed Deep	„Also schon", sagte der Computer und versank wieder
Thought.	in Schweigen. Die beiden Männer zappelten nervös hin
'Tell us!'	und her. Die Spannung war unerträglich.
'All right,' said Deep Thought. 'The Answer to the	„Sie wird euch bestimmt nicht gefallen" bemerkte
Great Question ...'	Deep Thought.
'Yes ...!'	Das macht doch nichts!" sagte Phouchg. „Wir miissen
'Of Life, the Universe and Everything ...' said Deep	sie nur jetzt erfahren. Jetzt!"
Thought.	„]etzt?" fragte Deep Thought.
'Yes ...!'	„Ja! Jetzt..."
'Is ...' said Deep Thought, and paused.	„Also schon", sagte der Computer und versank wieder
Yes ...!'	in Schweigen. Die beiden Männer zappelten nervös hin
is...'	und her. Die Spannung war unerträglich.
'Yes ...!!!... ?'	„Sie wird euch bestimmt nicht gefallen" bemerkte
	Deep Thought.
	„Sag sie uns trotzdem!"
	„Na schön", sagte Deep Thought. >-Die Antwort auf die
	Große Frage ..."
	„Ja ...!"
	„... nach dem I.eben, dem Universum

	und allem ...“, sagte Deep Thought. sagte Deep Thought. „Ja ...!“ „... lautet ...“, sagte Deep Thought und machte eine Pause. „Ja ...!“ „... lautet...“ „Ja ...!!! ...???“
'Forty-two,' said Deep Thought, with infinite majesty and calm. It was a long time before anyone spoke. Out of the corner of his eye Phouchg could see the sea of tense expectant faces down in the square outside. 'We're going to get lynched, aren't we?' he whispered, it was a tough assignment,' said Deep Thought mildly. 'Forty-two!' yelled Loonquawl. is that all you've got to show for seven and a half million years' work?' i checked it very thoroughly,' said the computer, 'and that quite definitely is the answer. I think the problem, to be quite honest with you, is that you've never actually	„Zweiundvierzig“, sagte Deep Thought mit unsagba- rer Erhabenheit und Ruhe. Es dauerte lange, lange, ehe wieder jemand sprach. Aus den Augenwinkeln sah Phouchg unten auf dem Platz das Meer gespannter und hoffnungsvoller Ge- sichter. „Jetzt werdcn sie uns wohl lynchen, was meinst du?“ fliisterte er. „Es war eine sauschwere Aufgabe“, sagte Deep Thought mit sanfter Stimme. „Zweiundvierzig!“ kreischte Luunquoal los. „Ist das al- les, nach siebeneinhalb Millionen Jahren Denkarbeit?“ „Ich hab's sehr griindlich nachgeprüft“, sagte der Com- puter, „und das ist ganz bestimmt die Antwort. Das Pro- blem ist, glaub ich, wenn ich mal ganz ehrlich zu euch sein darf, daß ihr selber wohl nie richtig

known what the question is.'	gewußt habt, wie die Frage Iautet.“
'But it was the Great Question! The Ultimate Question of Life, the Universe and Everything,' howled Loonquawl.	„Aber es handelte sich doch um die Große Frage! Die I.etzte aller Fragen nach dem Leben, dem Universum und allem, jammerte Luunquoal.
'Yes,' said Deep Thought with the air of one who suffers fools gladly, 'but what actually is it?'	„Ja“, sagte Deep Thought in einem Ton, als ertrüge er es mit Freuden, mit solchen Idioten zu reden, „aber wie lautet sie denn nun?“
A slow stupefied silence crept over the men as they stared at the computer and then at each other.	Ein dumpfes, verblüfftes Schweigen kroch über die Männer weg, als sie erst den Computer anstarrten und dann sich.
'Well, you know, it's just Everything ... Every-thing ...' offered Phouchg weakly.	„Naja, weißt du, es geht einfach um alles ... um alles“, schlug Phouchg schüchtern vor.
Exactly!' said Deep Thought. 'So once you do know what the question actually is, you'll know what the answer means.'	„Genau!“ sagte Deep Thought. „Wenn ihr erstmal ge-nau wißt, wie die Frage wirklich lautet, dann werdet ihr auch wissen, was die Antwort bedeutet.“
'Oh, terrific,' muttered Phouchg, flinging aside his notebook and wiping away a tiny tear.	„Oh Gott, grauenhaft", murmelte Phouchg, pfefferte sein Notizbuch in die Gegend und wischte sich eine win-zige Träne aus dem Auge.
'Look, all right, all right,' said Loonquawl, 'can you just please tell us the question?'	„Also schon, okay, okay“, sagte Luunquoal, „kannst du uns dann bitte wenigstens die Frage sagen?“
'The Ultimate Question?'	„Die Letzte aller Fragen?“
'Yes!'	„Ja!“
'Of Life, the Universe and Everything?'	„Nach dem Leben, dem Universum und allem?“
'Yes!'	
Deep Thought pondered for a moment.	

'Tricky,' he said. 'But can you do it?' cried Loonquawl. Deep Thought pondered this for another long moment. Finally: 'No,' he said firmly. Both men collapsed on to their chairs in despair.	„Ja!“ Deep Thought dachte einen Moment nach. „Knifflig“, sagte er. „Aber du kannst sie uns doch sagen?“ schrie Luunquo- al.
Deep Thought pondered this for another long moment. Finally: 'No,' he said firmly. Both men collapsed on to their chairs in despair. But I'll tell you who can,' said Deep Thought. They both looked up sharply. 'Who? Tell us!' Suddenly Arthur began to feel his apparently non- existent scalp begin to crawl as he found himself moving slowly but inexorably forward towards the console, but it was only a dramatic zoom on the part of whoever had made the recording, he assumed.	Deep Thought dachte wiederum lange darüber nach. Schließlich sagte er mit fester Stimme: „Nein.“ Die beiden Männer sanken verzweifelt auf ihre Stühle. „Aber ich werde euch sagen, wer das kann“, sagte Deep Thought. Wie auf ein Kommando sahen beide nach oben. „Wer?“ „Sag es uns!“ Arthur fühlte plötzlich, wie er sich langsam, aber un- aufhaltsam auf das Schaltpult zubewegte, und seine of- fenbar nicht existente Kopfhaut begann zu kribbeln. Aber es handelte sich lediglich um einen dramatischen Zoom des unbekannten Filmkünstlers, der die Aufnahmen ge- macht hatte, stellte Arthur fest.
I speak of none but the computer that is to come after me,' intoned Deep Thought, his voice regaining	„Ich spreche von keinem anderen, als von dem Compu- ter, der nach mir kommt“, verkündete Deep Thought, und

its accustomed declamatory tones. 'A computer whose merest operational parameters I am not worthy to calcu- late - and yet I will design it for you. A computer which can calculate the Question to the Ultimate Answer, a computer of such infinite and subtle complexity that organic life itself shall form part of its operational matrix. And you yourselves shall take on new forms and go down into the computer to navigate its ten-million-year program! Yes! I shall design this computer for you. And I shall name it also unto you. And it shall be called ... the Earth.'	seine Stimme nahm wieder ihren gewohnten Predigtton an. „Ein Computer, dessen simpelste Funktionsparameter zu berechnen ich nicht würdig bin - und doch werde ich ihn euch entwerfen. Ein Computer, der die Frage nach der Letzten aller Antworten berechnen kann, ein Computer von so unendlicher und unerhörter Kompliziertheit, daß das organische Leben selbst einen Tell seiner Arbeitsma- trix bildet. Und ihr selbst werdet neue Gestalt annehmen und in den Computer steigen und sein Zehn-Millionen- Jahre-Programm steuern! Ja! Ich werde euch diesen Com- puter entwerfen. Und ich werde ihn euch auch benennen. Und er soll heißen ... Die Erde.“
Phouchg gaped at Deep Thought. 'What a dull name,' he said and great incisions appeared down the length of his body. Loonquawl too suddenly sustained horrific gashes from nowhere. The computer console blotched and cracked, the walls flick- ered and crumbled and the room crashed upwards into its own ceiling... Slartibartfast was standing in front of Arthur holding the two wires. 'End of the tape,' he explained.	Phouchg glotzte Deep Thought an. „Ein saublöder Name“, sagte er, und tiefe Schnitte er- schienen an seinem ganzen Körper. Auch Luunquoal empfing plötzlich aus dem Nichts grauenhafte Schnitt- wunden. Das Computerterminal wurde fleckig und rissig, die Wände bebten und krachten zusammen, und das ganze Zimmer stürzte in seine eigene Decke ... Slartibartfast stand vor Arthur und hielt zwei Drähte in der Hand. „Das Band ist zu Ende“, erklärte er.

(Douglas Adams, Per Anhalter durch die Galaxis,Seite 170-175 bzw. Hitchhkers Guide to the Galaxy, page 183-187).

Die Erde ist der Computer, der nicht die Antworten gibt, sondern erst mal dazu führt, dass wir die richtigen Fragen stellen.

Der Sinn des Lebens

Eine dieser Fragen nach „Allem" und, zwar die bei weitem populärste, ist die Frage „Warum lebe ich ?". „Was für einen Sinn hat es, dass ich lebe ?"

Es ist eine durch und durch sinnlose Frage.

Das Leben braucht keinen Grund. Es ist sich Grund genug.

Das Leben braucht auch keine Rechtfertigung. Es ist dadurch gerechtfertigt, dass es ist.

Das Leben braucht keinen Sinn. Es trägt seinen Sinn in sich selber.

Schon das Leben einer Amöbe ist ein außerordentliches Wunder in der Kälte des Weltalls. Dass es Leben gibt, ist dieses Wunder. Es ist einer Natur abgetrotzt, die diesem Leben oft nicht freundlich gesonnen ist. Und es ist ein Prozess, der sich selbst stützt und verstärkt.

Jedes Menschenleben ist ein Teil dieses Lebensprozesses. Und jedes dieser Leben ist ein Wunder für und an sich.

Deswegen besteht der Sinn des Lebens darin, dass wir leben.

Wenn trotzdem viele Menschen sich die „Sinnfrage" stellen, dann liegt das daran, dass wir sehr oft gelebt werden, statt zu leben.

Die unselige Tradition Menschen zu „stimmbegabten Werkzeugen" zu degradieren ist zwar geschwächt, aber noch lange nicht endgültig gebrochen. Und solange das so ist, gibt es das „falsche Leben".

Und indem wir gelebt werden, statt zu leben, stellt sich uns die Sinnfrage.

Dabei lenkt der Blick auf den Himmel nur von der hier auf Erden zu lösenden Aufgabe ab: Nämlich endlich frei zu sein.

Frei nicht von Bindungen oder Verpflichtungen, wenn wir für andere da sein wollen, aber frei davon, für andere da sein zu müssen.

Dass unser Leben seinen Sinn in sich selber und im Mitleben mit allem Leben um uns herum findet, ist deswegen ein Akt der Befreiung, der noch gelingen muss.

Der gütige und allmächtige Gott

Die Behauptung Gott sei gut und allmächtig führt in einen Widerspruch, denn wenn Gott allmächtig ist, ist auch das Böse nur auf der Welt, weil er es duldet. Dann kann er aber nicht gütig sein, sondern höchstens ein Zyniker.
Leibniz hat versucht Gott dadurch zu rechtfertigen, dass er im unterstellt hat, das Böse nur deswegen und in soweit erlaubt zu haben, dass die Menschen sich zwischen Gut und Böse entscheiden können. Wir lebten somit in der besten aller möglichen Welten. Das Erdbeben von Lissabon hat allerdings noch zu seinen Lebzeiten die Leibnizsche Apologie unter sich begraben.
D.h. das Böse kann und darf nicht verniedlicht werden und Gott, so er allmächtig ist, wäre dann für dieses Böse verantwortlich.
Nun reden wir hier ja auch von Dialektik. Und jede 70iger Jahre Wohngemeinschaft hätte dieses Problem mit dem Argument: „Das musst Du dialektisch sehen !" gelöst. Aber kann man das überhaupt dialektisch sehen ?
Etwas dialektisch sehen heißt jede Identität, hier Gott, als geworden und im Werden zu begreifen.
Das widerspricht aber der üblichen Definition Gottes als allmächtig und ewig.
Überhaupt sind absolute Wahrheiten mit Dialektik unvereinbar.
Es war die Tragik Hegels, dass er ein Dr.Faustus war und wissen wollte, was die Welt im Innersten zusammenhält, d.h. er wollte dem Absoluten ins Angesicht schauen. Auf dem Weg dahin entdeckte er die Dialektik. Dabei übersah er, dass er damit entdeckt hatte, dass es dieses Absolute gar nicht gibt. Die Welt ist ein einziges Werden und Vergehen und das Ewig-Sichgleiche, wie immer es heißt, ist nicht von dieser Welt.
So kann auch Gott dialektisch nur so verstanden werden, wie ihn Bloch in „Der Atheismus im Christentum" verstanden hat: Nicht als der Donnergott Hiobs, von dessen hoher Warte aus wir nur „Gewürm" sind, sondern nur als der Schutzgott des Mose beim Auszug aus Ägypten, aus der Sklaverei und als „Vater" des „Menschensohns" der gekommen ist jede Sklaverei zu beenden und eine Welt ohne Herrschaft zu begründen.
Ein Gott, der mit uns und durch uns Siege und Niederlage erleidet.

Ein schwacher, verletzlicher Gott, der weit davon entfernt ist, allmächtig zu sein.

Das Leib-Seele-Problem

Ein Computer ist zunächst mal nichts weiter als ein Haufen Elektronikschrott. Erst dadurch, dass Programme geladen und gestartet werden können und diese wieder weitere Programme laden und prozessieren entsteht ein sinnvolles Ganzes.
Umgekehrt: Ein Programm ist, egal ob auf Papier oder magnetischem Datenträger, für sich genommen nur eine Sammlung schwer verständlicher Zeichen.
Niemand wird aber ein „Hard-Software-Problem" sehen, denn es wäre ausgesprochen albern im Zusammenhang damit über Substanzen zu diskutieren. Ebenso wie sicher niemand darüber diskutiert, ob das Verhältnis von Hard- und Software dualistisch oder monistisch gesehen werden sollte.
Dafür spricht man der Maschine gerne jeden „Geist" ab, weil es natürlich „Geistesarbeiter" tödlich beleidigt, wenn ihr vornehmstes Tun von Maschinen erledigt wird.
Natürlich ist das Hard-Software-Modell viel zu simpel im Vergleich zum menschlichen Körper und der menschlichen Intelligenz. Und Gefühle kennt die Maschine überhaupt

nicht.
Das ändert aber gar nichts daran, dass hier zumindest ein ähnliches Problem verhandelt wird. Signale sind z.B. auf der einen Seite physisch repräsentiert, auf der anderen Seite haben sie einen Sinngehalt, der nichts direkt mit der Art ihrer physischen Repräsentation zu tun hat.
Das beginnt bereits bei den Erbinformationen, die einerseits eine chemisch-physikalische Struktur haben, andererseits aber einen Sinngehalt. Dieser Sinngehalt ist hier aber untrennbar verknüpft mit der Fähigkeit zur Reproduktion. D.h. der Sinngehalt existiert nicht für sich. Er ist verknüpft mit einer Aktion: Der Herstellung eines Replikats oder der Einleitung und Durchführung eines Entwicklungsprozesses zum neuen Lebewesen.
Das ist auch der Normalfall, selbst beim denkenden Menschen hat das Denken zu aller erst den Sinn zu wissen, wie man etwas tut.
Es geht um Handlungskompetenz, darum dass unsere Hände richtig anfassen können. Und Handlungskompetenz ist wieder eingebettet in unsere Fähigkeit zu leben und am Leben zu bleiben.
Darin, dass wir leben und uns reproduzieren und nicht darin, dass wir bestimmte „höhere" geistige Fähigkeiten haben, unterscheiden wir uns von der Maschine, vom Computer oder Roboter.
Und aus dem Tierreich haben wir uns heraus entwickelt, weil wir Handlungen, Handlungen anderer, aber auch unsere eigenen, antizipieren können. Dass wir auch fremden Schmerz fühlen können und dass fremdes Glück uns erfreuen kann, macht uns zu Menschen.
Was nicht ausschließt, dass wir Empathie auch schon bei intelligenten Tieren finden. Aber erst bei uns kann sie sich voll entfalten. Und hier wie dort ist sie das Fundament intelligenten Verhaltens.
Erst sehr spät in der menschlichen Entwicklung findet eine Entkoppelung von Denken und Handeln statt. Die Symbolverarbeitung wird ausgelagert: In Felsenmalereien, in Bildnissen und Idolen, in Büchern, Zeitungen, Filmen und Computern.
Irgendwo auf diesem Weg entstand die Idee einer „Seele" oder „Geist" genannten selbständigen Substanz.
Es gibt diese Substanz nicht. Allerdings gibt es eine zunehmende Entkoppelung von der materiellen Realisierung und dem Eigenwert der Symbole unabhängig von ihrer Realisierung.
Aus diesem Grund macht auch eine „monistische" Position wenig Sinn. Informationen sind etwas anderes als die physikalischen Zustände, die sie repräsentieren. Sie brauchen aber bestimmte physikalische Zustände um überhaupt zu existieren. Dabei können die gleichen Bedeutungen auf unterschiedlichem Weise repräsentiert werden. Es macht schließlich keinen prinzipiellen Unterschied (zumindest in der Bedeutung), ob ich mit Tinte auf Papier oder mit Kreide auf eine Tafel schreibe.
Und deswegen sind Leib und Seele weder eins noch existieren sie getrennt.

Mein einer und einziger Körper lässt sich nicht in Geist und Leib auftrennen. Trauer verändert meine Körperchemie, Freude auch und Trauer kann ein ständiger Gast meines Lebens werden, weil meine Körperchemie entgleist ist.

Aber dass Information an materielle Strukturen gebunden ist, heißt eben nicht, dass sie ganz genau an eine bestimmte materielle Struktur gebunden ist. Die Gedanken müssen nicht an einem bestimmten Platz im Gehirn lokalisierbar sein, um zu existieren.

Die Frage der Rechtfertigung und des letzten Grundes

Die Frage der Rechtfertigung ist zuerst eine religiöse Frage: Wie sind wir gerechtfertigt vor Gott. Durch unserer Taten oder alleine durch SEINE Gnade.

Das ist die große Streitfrage der Reformationszeit.

Bevor wir uns aber auf diese Frage überhaupt einlassen, wollen wir erst eine andere Frage beantworten: Warum müssen wir überhaupt vor Gott gerechtfertigt werden ?

Angeblich geschieht dies wegen der Erbsünde.

Nur: Worin besteht die ?

Die Rechtfertigung der Eva

Es soll die Schlange gewesen sein, die die Sünde auf die Welt brachte. Und diese Sünde, gewissermaßen die Ursünde, soll darin bestanden haben, dass Adam und Eva einen Apfel vom Baum der Erkenntnis aßen.

Es ist eine sehr merkwürdige Geschichte, so merkwürdig, dass ich mir hier erlaube sie vollständig wieder zu geben:

„Genesis 3

1Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von den Früchten der Bäume im Garten?

2Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten;

3aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Eßt nicht davon, rührt's auch nicht an, daß ihr nicht sterbt.

4Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben;

5sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon eßt, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

6Und das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre und daß er lieblich anzusehen und ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann auch davon, und er aß.

7Da wurden ihrer beiden Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürze.

8Und sie hörten die Stimme Gottes des HERRN,

der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des HERRN unter die Bäume im Garten.

9Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du?

10Und er sprach: Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich.

11Und er sprach: Wer hat dir's gesagt, daß du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

12Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß.

13Da sprach Gott der HERR zum Weibe: Warum hast du das getan? Das Weib sprach: Die Schlange betrog mich also, daß ich aß.

14Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang.

15Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.

16Und zum Weibe sprach er: Ich will dir viel

Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein, und er soll dein Herr sein.

17Und zu Adam sprach er: Dieweil du hast gehorcht der Stimme deines Weibes und hast gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen, verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang.

18Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen.

19Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.

20Und Adam hieß sein Weib Eva, darum daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen.

21Und Gott der HERR machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und kleidete sie.

22Und Gott der HERR sprach: Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!

23Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, daß er das Feld baute, davon er genommen ist,

24und trieb Adam aus und lagerte vor den Garten Eden die Cherubim mit dem bloßen, hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens."

[Luther-Bibel 1912: Das erste Buch Mose (Genesis). Die Luther-Bibel, S. 5198

(vgl. Gen 3, 1-24) *http://www.digitale-bibliothek.de/band29.htm]*

Worin besteht das Verbrechen ?

Darin:

„Und Gott der HERR sprach: Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von

dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!"

Dass ist die „Erbsünde", dass „Adam..worden (ist) wie unsereiner, denn er weiss was Gut und Böse ist" (Eva zählt nicht, sie ist „nur" eine Frau).Und deswegen muss er schnell aus dem Paradies geschmissen werden, denn sonst isst er noch vom Baum des Lebens und wird unsterblich.

Dann gibt es aber keinen Unterschied mehr zwischen Adam und Gott.

D.h. die Sünde, die Erbsünde, bestünde darin, dass Eva und Adam aufgebrochen sind aus der fremdbestimmten Unmündigkeit und nun wissen, was Gut und Böse ist.

Damit aber sind sie überhaupt erst eines moralischen Urteils fähig.

Die „Sünde" bestünde somit darin, dass Adam und Eva zu erwachsenen Menschen geworden sind.

Und das Vergehen der Schlange ? Sie sagt die Wahrheit !

Das ist ihre Schuld.

Sie wird deswegen seit Generationen von Theologen als „lügnerische Schlange" verleumdet. Dabei ist es doch der HERR, der offensichtlich gelogen hat.

Es ist eine merkwürdige Geschichte und es sind noch viel merkwürdigere Lehren, die aus dieser Geschichte gezogen werden.

So soll man im Stande der „Unschuld" sein, wenn man zwar Böses tut, aber nicht weiß, was gut und böse ist. Kinder sind so. Und deswegen landet auch ein Kind, das mordet, nicht im Gefängnis.

Aber lässt sich daraus ein Ideal ableiten, wonach man ein Leben lang kindisch bleiben soll ?

Die Geschichte von Adam und Eva ist voller sexueller Symbole (Apfel, Schlange) und das Wort „Unschuld" hat ja auch im Alltagsgebrauch den Sinn von „ohne sexuelle Erfahrung".

Damit kommen wir aber zum Schluss, dass nach dieser Moral Wissen und sexuelle Erfahrung die Endursache jeglicher „Sünde" sein sollen.

Damit erweist sich die hier gelehrte „Moral" aber als hohl und leer.

Denn das Wissen um Gut und Böse ist die elementare Voraussetzung jeglichen moralischen Handelns. Und unsere Fähigkeit zu lieben, mit Haut und Haaren zu lieben, ist die Voraussetzung dafür, dass wir unsere Welt und unsere Mitmenschen achten.

Und die Weigerung erwachsen zu werden ist kein ernsthaftes Ziel für ernsthafte Menschen.

So sollten wir also Eva ein Denkmal setzen für ihre Liebe und Klugheit.

Sie muss sich für ihr Tun sowenig rechtfertigen, wie wir, wenn wir ihr nachfolgen.

Müssen wir uns rechtfertigen ?

Im Grunde genommen ist die Frage nach der Rechtfertigung unseres Lebens nur eine Umformulierung der Frage nach dem Sinn des Lebens.

Und sie ist genauso unsinnig. Wir sind und dadurch sind wir auch gerechtfertigt. Niemand hat das Recht unser Da-Sein in Frage zu stellen.

Wer es trotzdem tut, gehört vor ein Gericht.

Es hat auch niemand das Recht zu entscheiden, ob wir bloß existieren oder ob wir wirklich sind: Wir sind, sobald wir existieren.

Mag diese unsere Existenz auch noch so unvollkommen sein.

Diese Unvollkommenheit hat was mit schlechtem oder besserem Leben zu tun, aber auch das schlechte Leben ist wirkliches Leben und bereits dadurch gerechtfertigt, dass es ist.

Natürlich können wir, z.B. durch Krankheit eine Grenze erreichen oder überschreiten jenseits der es kein gutes Leben mehr gibt und geben kann.

Üblicherweise sind wir dann auch nicht mehr zu einer eigenständigen freien Willensäußerung fähig.

Das ist ein Problem, für das es keine allgemeine Lösung gibt. Jede Regel, jede Regelung muss damit leben, dass der oder die, die da im Wachkoma vor einem liegt, nicht sagen kann, ob für sie bzw. ihn das Leben noch lebenswert ist. Das ist aber der einzige zulässige Maßstab.

Aus diesem Grund kann man höchstens ein Verfahren festlegen, dem andere sich unterwerfen müssen, bevor sie die Maschinen abstellen dürfen.

Mehr geht nicht.

Es ist überhaupt ein prinzipielles Problem, das man hat, wenn einem menschliches Leben heilig ist: Normalerweise beginnt und endet dieses Leben nicht abrupt, sondern es gibt ein weites Übergangsfeld.

Solange Leben noch nicht wirklich existiert oder umgekehrt dabei ist, zu vergehen, helfen weder Grundsätze noch Rechtspositionen.

Es nützt nichts nach eindeutigen Regeln zu rufen, wenn es gerade das besondere der Situation ist, in keiner Weise eindeutig zu sein.

Das Einzige was eindeutig regelbar ist, ist das Verfahren mit dem Entscheidungen getroffen werden dürfen.

Braucht die Wahrheit einen Grund ?

Die von Parmenides begründete und von Platon zur Hegemonie geführte philosophische Richtung lebt von der Behauptung, dass das Werden und Vergehen der belebten und unbelebten Natur (und auch von uns) nur „schöner Schein" sei.

Hinter diesem „Schein" verbergen sich angeblich „ewige Wahrheiten".

Und traditionell heißen diese Wahrheiten auch metaphysisch.

Für Kant bedeutet Metaphysik: Wahrheit vor und unabhängig von jeder Erfahrung.

„Zuerst, was die *Quellen* einer metaphysischen Erkenntnis betrifft, so liegt es schon in ihrem Begriffe, daß sie nicht empirisch sein können. Die Prinzipien derselben (wozu nicht bloß ihre Grundsätze, sondern auch Grundbegriffe gehören) müssen also niemals aus der Erfahrung genommen sein: denn sie soll nicht physische, sondern metaphysische, d.i. jenseit der Erfahrung liegende Erkenntnis sein."

[Kant: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 24695 (vgl. Kant-W Bd. 5, S. 124) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

„Sie ist also Erkenntnis a priori, oder aus reinem Verstande und reiner Vernunft."

[Kant: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 24696 (vgl. Kant-W Bd. 5, S. 124) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Als Beispiel einer solchen Wahrheit benennt er Raum und Zeit. Und der Dummkopf Schopenhauer plappert ihm das eifrig nach.

Wie überhaupt Schopenhauers Elaborat „Über den zureichenden Grund" nichts weiter ist, als ein schwer genießbarer Aufguss aus kantischer Philosophie „gewürzt" mit Beschimpfungen Hegels und Schellings und garniert mit Ignoranz und Unverstand, vor allem der Idee der Wechselwirkung gegenüber.

Nun konnten Kant und Schopenhauer natürlich nichts von Einstein wissen.

Aber wir haben da keine Ausreden mehr:

Einstein fasst seine Erkenntnisse in den prägnanten Satz, wonach man um einen Raum auf zu spannen Stangen braucht und für die Zeit Uhren. (Relativitätstheorei allgemeinverständlich... Stadtbücherei !!).
Man braucht also Meter und Uhren statt „reinem Verstande und reiner Vernunft" um Raum und Zeit zu bestimmen. Damit sind aber Raum und Zeit empirisch.

Natürlich hat Hume trotzdem unrecht: Unser Denken ist tatsächlich von einer Vorstellung von Raum und Zeit bestimmt, die zumindest jeder erwachsenen Erfahrung voraus geht. Ob wir damit auf die Welt kommen oder es beim Krabbeln erlernen, werden Kognitionsforscher heraus finden (wenn sie es nicht schon wissen).

Es ist aber ein Kurzschluss zu meinen, dass ein solches „apriori" ewige Wahrheiten repräsentiert. Es repräsentiert eher unsere biologischen Vorprägungen. Und wenn wir uns in den Kosmos wagen (zumindest theoretisch) brauchen wir eine neue Idee von Raum und Zeit, ein anderes apriori.

Ausgehend von angeblich „ewigen" Wahrheiten lassen sich nun Schlussketten definieren, die dann natürlich ebenfalls „ewige" Wahrheiten bestimmen.

Aus diesem Grund gelten auch deduktive Schlüsse als sicher und beweiskräftig, während man gegen induktive Schlüsse immer einwenden kann, dass etwas, was tausendmal so gewesen ist, beim tausend und ersten mal anders sein kann.

Deduktive Schlüsse bleiben aber ebenfalls nur richtig, wenn die Prämisse, die tausend mal gestimmt hat, auch beim tausend und ersten mal noch stimmt.

Und deswegen gibt es so oder so keine absolute Gewissheit.

Und der einzige feste Grund auf dem die Wahrheit ruht, ist die Erfahrung. Die

Schmerzen, die wir erleiden, wenn wir uns die Finger verbrennen, der Geschmack des Essens auf unserer Zunge, die Wärme aus einer Berührung etc.pp. all dies begründet Wahrheit. Natürlich erreichen uns diese Erfahrungen nicht ungefiltert z.B. erreichen uns nur die Schmerzsignale aus unserem Körper, die eine innere Instanz für vordringlich hält. Und natürlich bestimmt auch die Sprache, die wir sprechen, darüber mit, wovon wir etwas sagen können oder worüber wir stammeln müssen.

Und jedes neue Werkzeug, jedes neue Medium bringt uns nicht nur neue Zugänge zur Welt, sondern auch neue Erfahrungsräume, in denen wir am Ende auch eingesperrt sein können.

Die Suche des Magens nach dem letzten Grund – Eine Auseinandersetzung mit Rorty

„Forschung und Rechtfertigung haben zwar zahlreiche Einzelziele, aber kein überwältigendes Ziel namens Wahrheit. Forschung und Rechtfertigung sind Tätigkeiten, denen wir uns als Sprecher einer Sprache gar nicht entziehen können. Ein Ziel namens „Wahrheit" brauchen wir dazu ebensowenig, wie unsere Verdauungsorgane ein Ziel namens „Gesundheit" brauchen, damit sie ihre Funktion erfüllen. Der Verzicht auf gegenseitige Rechtfertigung ihrer Überzeugungen und Wünsche ist den Sprechern einer Sprache genauso unmöglich wie dem Magen die Nichtverdauung der Nahrung."
(Richard Rorty, Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie, S.31)

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es Herrn Rorty niemals schlecht war und dass er in seinem Leben kein einziges Mal gekotzt hat.

Jedes Kotzen ist aber der nicht zu leugnende Beweis dafür, dass unser Magen im Interesse unserer Gesundheit auch das Nichtverdauen von Nahrung veranlassen kann.

Verdauen ist für den Magen kein Selbstzweck.

Denn in der Tat ist es das Ziel jeden Lebewesens am Leben zu bleiben. Und dazu braucht dieses Lebewesen den Stoffwechsel mit der übrigen Natur.
Im Rahmen dessen erhält auch der Magen seine Ziele. Und die bestehen keineswegs nur darin alles unbesehen zu verdauen. Dass es einem schlecht wird oder dass man Durchfall bekommt, dient häufig der Abwehr und Abfuhr der Gesundheit nicht zuträglicher Mageninhalte.
Es ist somit keineswegs so lächerlich und überflüssig wie Rorty meint, dem Magen ein Ziel Gesundheit zu unterstellen.

Überhaupt bedeutet „Gesundheit" ja, dass wir in der Auseinandersetzung mit unserer Umgebung uns selbst, einschließlich unserer diversen inneren Gleichgewichtszustände, erhalten. Was so einfach klingt: Ich, ist in Wirklichkeit ein komplexes System, das ständig in vielfältiger Wechselwirkung mit seinen Mitmenschen, der Natur und der von uns allen geschaffenen 2.Natur namens Kultur steht. Und in all diesen Zusammenhängen wollen wir uns als mit uns selbst Identisches erhalten. Das gelingt nie ganz. Aber wenn es gar nicht mehr gelingt sterben wir. Jede einzelne unserer Zellen ist diesem Ziel verpflichtet. Und sobald sich eine größere Zahl unserer Zellen diesem Ziel sich nicht mehr unterordnet, sind wir als

Krebskranke todgeweiht.

Aus dem selben Grund aus dem unser Magen dem Ziel Gesundheit verpflichtet ist, benötigen wir Wahrheit.

Etwas zu wissen oder nicht zu wissen, kann existenziell sein.

In diesem Sinn dient auch unser Forschen der Wahrheit. Pilze z.B. gelten als essbar, giftig oder berauschend. Und wenn ich in Begründungs- und Rechtfertigungs-zusammenhänge geraten sollte, in denen man den grünen Knollenblätterpilz für geniessbar hält und brät, riskiere ich mein Leben, wenn ich davon esse.

Das heißt: Vollkommen unabhängig von und vor jeder Philosophie gibt es so etwas wie Wahrheit. Einige dieser Wahrheiten sind so elementar, dass ihr Ignorieren mit dem sicheren Tod bestraft wird.

Wobei ich mir fast sicher bin, dass Rorty meinen Einlassungen nicht widersprechen würde.

Er würde sagen, dass ich das Zusammenprallen mit der Wirklichkeit mit ihrer Bewältigung verwechsle („Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie" S.406).

Er will keine Wahrheit finden, sondern das Gespräch in Gang halten.

Das man glaubt die Wahrheit zu haben und dann Diskussionen für überflüssig hält, ist was eine „bildende Philosphie" seiner Meinung nach bekämpfen muss.

Da wollen wir nicht widersprechen.

Aber hat er auch recht, wenn er statt Wahrheit nur noch Diskursergebnisse kennt ?

Zwei Einwände sind hier wichtig:

Erstens werden unsere Gespräche schon deswegen in Gang bleiben, weil auch Wahrheiten ein Haltbarkeitsdatum haben. Wie alles in der Welt entstehen und vergehen sie.

Wir spiegeln die Welt, wir spiegeln uns in Anderen und Andere in uns, wir spiegeln uns in Spiegeln, in Gesichtern, Gesten tausendfach.

Jedes dieser Bilder zeigt uns in einer anderen Facette.

Und so vielfältig, facettenreich wie die Spiegel, in denen wir uns betrachten sind die Wahrheiten über uns.

Zweitens haben wir keinen Grund die Ergebnisse eines Diskurses per se für wahr zu halten. Es gibt auch ein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen". D.h. Wahrheit kann einsam machen. Trotzdem muss sie gewagt werden. Unbeirrt. Unbeirrbar.

Platoniker werden wir deswegen noch lange nicht.

Der zentrale Irrtum dieser Philosophenschule ist der Glaube an die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit gewisser Ideen, die hinter den Dingen deren Wesen bilden sollen. Dass es dieses ewige „Eigentliche" nicht gibt, macht Begriffe wie „Wahrheit" oder „Wesen" weder überflüssig noch unbrauchbar.

Der Spiegel ist in einer nicht-platonischen Welt nur ein Spiegel, und die Idee ein ideeller Spiegel.

Sie vergeht mit dem, was sie spiegeln soll. Und solange es existiert, kann sie niemals

mehr zeigen, als das, worauf sie zeigt.

Im Gegenteil: Jedes Ding, das existiert, bildet für sich bereits ein Universum. Ein Universum an Komplexität, an Vielfalt, an Ideen.

Über jedes Schräubchen im Getriebe lassen sich Bücher schreiben und manchmal sind diese Bücher spannender als manches philosophisch konstruierte „Gestell".

„Wahrheit" ist in diesem Sinn zwar ein inhärentes, aber kein überwölbendes Ziel. Es gibt die Wahrheit der Schraube, des Zahnrads, des Getriebes, einer Blume, dieses oder jenes Menschen, aber es gibt keine Wahrheit an sich.

Wahrheit existiert am allerwenigsten ewig und jenseits unserer Erfahrungen.

In diesem Sinn sind wir mit Rorty einverstanden, wenn er die Metaphysik für immer verabschiedet.

Aber im Gegensatz zu ihm halten wir an Wahrheit und Wesen, als identitärer Kern einer Sache, weiter fest.

Gerade wer nicht in der platonischen Höhle festgebunden ist, sondern sich frei in freier Luft bewegt, versucht immer wieder neu seine innere Welt mit der äußeren zur Deckung zu bringen und ist somit auf der Suche nach der Wahrheit.

Dabei geht es um mehr als bloße „Rechtfertigung" gegen andere. Auch wenn die Anderen mit ihrer Meinung mir gleichgültig sind, die heiße Herdplatte, Hunger oder Durst, das Verlangen nach Liebe und Anerkennung, werden mir immer genügend Antrieb verleihen, um dem auf der Spur zu bleiben, was Wahrheit heißt.

Dass die Schöpfung sich selbst schöpft und dass wir ein untrennbarer Bestandteil dieses Prozesses sind, ist das, was Rorty interessiert.

Deshalb möchte er Hoffnung, die Suche nach dem noch nicht Erreichten an die Stelle einer rückwärts gewandten Suche nach ewigen Wahrheiten setzen.

Wir sind da ganz bei ihm.

Vor allem wenn er sagt:
„Da niemand die Zukunft kennt, weiss auch niemand, welche Überzeugungen ihre Berechtigung behalten und welche nicht; und daher gibt es auch nichts Ahistorisches, was sich über die Erkenntnis oder die Wahrheit sagen ließe. Daß man nichts weiter sagt, hat den Effekt, daß das was Europa der Metaphysik und der Erkenntnistheorie anvertraut hat an die Hoffnung übergeht. Es hat den Effekt, dass man Platons Versuch der Zeit zu entrinnen, durch die Hoffnung ersetzt, wir könnten eine bessere Zukunft gewinnen"
(Rorty,Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie, S.34)

Wir können und wollen ihm aber nicht folgen, wenn er mit der ewigen Wahrheit die Wahrheit überhaupt verabschiedet. So wenig wir ihm folgen können, wenn er darauf verzichten will, etwas, unabhängig vom Urteil anderer, für wesentlich zu halten.

Dass es keinen Felsen in welcher Brandung auch immer gibt, der dieser ewig trotzt, ist noch lange kein Grund an der Existenz dieses Felsens zu zweifeln.

Wir können und müssen in Bezug auf die Zukunft mehr haben als bloße Hoffnungen oder umgekehrt Befürchtungen.

Was wir z.B. über den zu erwartenden Klimawandel wissen, hat nicht den Charakter einer ewigen, metaphysischen Wahrheit. Trotzdem ist es nichts, was man mal so oder so sehen kann, je nach Diskussionsstand in der Gesellschaft. Die Atmosphärenphysik ist unabhängig von menschlichen Diskussions- und Rechtfertigungsprozessen. Und auch wenn es keine ewigen Wahrheiten sind, sind es doch Wahrheiten.

Und wir wissen auch und das sogar gewiss, dass es für uns wesentlich ist, den Eintrag von Klimagasen in die Atmosphäre zu stoppen.
Begriffe wie Wahrheit, Wesen können nicht einfach den Platonikern überlassen werden, nur weil diese den Geltungsbereich dieser Begriffe fälschlich in die Ewigkeit verlängert haben.

Das Alltagsbewusstsein wusste immer, dass sich jemand in seinem Wesen verändern kann. Und das Alltagsbewusstsein weiß auch, dass dies ein außergewöhnlicher Vorgang ist.
D.h. der Unterschied zwischen Wesen und Erscheinung existiert unabhängig von der Existenz irgendwelcher ewiger Ideen.
Und zu behaupten, dass „Europa" der Metaphysik huldigt, bedeutet eine wesentliche philosophische europäische Richtung, die von Demokrit über Epikur bis zu Marx reicht, komplett zu unterschlagen.
Es wäre viel gewonnen für den Pragmatismus, wenn man in der Neuen Welt zur Kenntnis nehmen würde, dass Platon und Kant nicht die einzigen europäischen Philosophen sind, dass es eine alternative Richtung gibt und immer gegeben hat.

Kritik der kritischen Kritik oder: Wie konstruiere ich meine eigene spekulative Philosophie

Unter der Überschrift:

„Das Geheimnis der spekulativen Konstruktion" liefern Marx und Engels eine köstliche Dekonstruktion gängiger philosophischer Methoden.

Man könnte nach dieser Methoden nicht nur die Hegelsche, sondern auch eine ganze Reihe weiterer philosophischer Systeme zerlegen.

Genauso gut liese sich daraus eine Art Konstruktionsplan gewinnen: Wie verliere ich mich so im Gestrüpp der Abstraktionen, dass am Schluss alles verrätselt ist.

Dagegen hilft nur konsequenter Nominalismus, wie ihn schon Scotus gelehrt hat.

Aber lesen wir erst mal, was die beiden schreiben:

„Wenn ich mir aus den wirklichen Äpfeln, Birnen, Erdbeeren, Mandeln die allgemeine Vorstellung *»Frucht«* bilde, wenn ich weitergehe und mir *einbilde*, daß meine aus den wirklichen Früchten gewonnene abstrakte Vorstellung *»die* Frucht« ein außer mir existierendes Wesen, ja das *wahre* Wesen der Birne, des Apfels etc. sei, so erkläre ich – *spekulativ* ausgedrückt – *»die* Frucht« für die *»Substanz«* der Birne, des Apfels, der Mandel etc. Ich sage also, der Birne sei es unwesentlich, Birne, dem Apfel sei es unwesentlich, Apfel zu sein. Das Wesentliche an diesen Dingen sei nicht ihr wirkliches, sinnlich anschaubares

Dasein, sondern das von mir aus ihnen abstrahierte und ihnen untergeschobene Wesen, das Wesen meiner Vorstellung, *»die* Frucht.« Ich erkläre dann Apfel, Birne, Mandel etc. für bloße Existenzweisen, *Modi »der* Frucht.« Mein endlicher, von den Sinnen unterstützter Verstand *unterscheidet* allerdings einen Apfel von einer Birne und eine Birne von einer Mandel, aber meine spekulative Vernunft erklärt diese sinnliche Verschiedenheit für unwesentlich und gleichgültig. Sie sieht in dem Apfel *dasselbe* wie in der Birne und in der Birne dasselbe wie in der Mandel, nämlich *»die* Frucht.« Die besondern wirklichen Früchte gelten nur mehr als *Schein*früchte, deren wahres Wesen *»die* Substanz«, *»die* Frucht« ist.

Man gelangt auf diese Weise zu keinem besondern *Reichtum* an *Bestimmungen*. Der Mineraloge, dessen ganze Wissenschaft sich darauf beschränkt, daß alle Mineralien in Wahrheit *das* Mineral sind, wäre ein Mineraloge – in *seiner Einbildung*. Bei jedem Mineral sagt der spekulative Mineraloge *»das* Mineral«, und seine Wissenschaft beschränkt sich darauf, dies Wort so oft zu wiederholen, als es wirkliche Minerale gibt.

Die Spekulation, welche aus den verschiednen wirklichen Früchten eine »Frucht« der Abstraktion – *die* »Frucht« gemacht hat, muß daher, um zu dem Schein eines wirklichen Inhaltes zu gelangen, auf irgendeine Weise versuchen, von *der* »Frucht«, von der *Substanz* wieder zu den wirklichen *verschiedenartigen* profanen Früchten, zu der Birne, dem Apfel, der Mandel etc. zurückzukommen. So leicht es nun ist, aus wirklichen Früchten die abstrakte Vorstellung *»die* Frucht« zu erzeugen, so schwer ist es, aus der abstrakten Vorstellung *»die* Frucht« wirkliche Früchte zu erzeugen. Es ist sogar unmöglich, von einer Abstraktion zu dem *Gegenteil* der Abstraktion zu kommen, wenn ich die Abstraktion nicht *aufgebe*.

Der spekulative Philosoph gibt daher die Abstraktion *der* »Frucht« wieder auf, aber er gibt sie auf eine *spekulative, mystische* Weise auf, nämlich mit dem Schein, als ob er sie *nicht* aufgebe. Er geht daher auch wirklich nur zum Scheine über die Abstraktion hinaus. Er räsoniert etwa wie folgt:

Wenn der Apfel, die Birne, die Mandel, die Erdbeere in Wahrheit nichts anders als *»die* Substanz«, *»die* Frucht« sind, so fragt es sich, wie kommt es, daß *»die* Frucht« sich mir bald als Apfel, bald als Birne, bald als Mandel zeigt, woher kommt dieser *Schein* der *Mannigfaltigkeit*, der meiner spekulativen Anschauung von der *Einheit*, von *»der* Substanz«, von *»der* Frucht« so sinnfällig widerspricht?

Das kommt daher, antwortet der spekulative Philosoph, weil *»die* Frucht« kein totes, unterschiedsloses, ruhendes, sondern ein lebendiges, sich in sich unterscheidendes, bewegtes Wesen ist. Die Verschiedenheit der profanen Früchte ist nicht nur für *meinen* sinnlichen Verstand, sondern für *»die* Frucht« selbst, für die spekulative Vernunft, von Bedeutung. Die verschiednen profanen Früchte sind verschiedne Lebensäußerungen der »einen Frucht«, sie sind Kristallisationen, welche *»die* Frucht« selbst bildet. Also z.B. in dem Apfel gibt sich *»die* Frucht« ein apfelhaftes, in der Birne ein birnenhaftes Dasein. Man muß also nicht mehr sagen, wie auf dem Standpunkt der Substanz: die Birne ist *»die* Frucht«, der Apfel ist »die Frucht«, die Mandel ist »die Frucht«, sondern vielmehr: *»die* Frucht« setzt sich als Birne, *»die* Frucht« setzt sich als Apfel, *»die* Frucht« setzt sich als Mandel, und die Unterschiede, welche Apfel, Birne, Mandel voneinander trennen, sind eben die Selbstunterscheidungen *»der Frucht«* und machen die besondern Früchte eben zu unterschiednen Gliedern im Lebensprozesse *»der* Frucht.« »Die Frucht« ist also keine inhaltslose, unterschiedslose Einheit mehr, sie ist die Einheit als *Allheit*, als *»Totalität«* der Früchte, die eine *»organisch gegliederte Reihenfolge«* bilden. In jedem Glied dieser Reihenfolge gibt

»die Frucht« sich ein entwickelteres, ausgesprocheneres Dasein, bis sie endlich als die »Zusammenfassung« aller Früchte zugleich die lebendige *Einheit ist*, welche jeder derselben ebenso in sich aufgelöst enthält als aus sich erzeugt, wie z.B. alle Glieder des Körpers beständig in Blut sich auflösen und beständig aus dem Blut erzeugt werden.

Man sieht: wenn die christliche Religion nur von einer Inkarnation Gottes weiß, so besitzt die spekulative Philosophie soviel Inkarnationen, als es Dinge gibt, wie sie hier in jeder Frucht eine Inkarnation der Substanz, der absoluten Frucht besitzt. Das Hauptinteresse für den spekulativen Philosophen besteht also darin, die *Existenz* der wirklichen profanen Früchte zu erzeugen und auf geheimnisvolle Weise zu sagen, daß es Apfel, Birnen, Mandeln und Rosinen gibt. Aber die Äpfel, Birnen, Mandeln und Rosinen, die wir in der spekulativen Welt wiederfinden, sind nur mehr *Schein*äpfel, *Schei*nbirnen, *Schein*mandeln und *Schein*rosinen, denn sie sind Lebensmomente »*der* Frucht«, dieses abstrakten *Verstandeswesens*, also selbst abstrakte *Verstandeswesen*. Was sich daher in der Spekulation freut, ist, alle wirklichen Früchte wiederzufinden, aber als Früchte, die eine höhere mystische Bedeutung haben, die, aus dem Äther deines Gehirns und nicht aus dem materiellen Grund und Boden herausgewachsen, die Inkarnationen *»der* Frucht«, des *absoluten Subjekts* sind. Wenn du also aus der Abstraktion, dem *übernatürlichen* Verstandeswesen »*die* Frucht«, zu den wirklichen *natürlichen* Früchten zurückkehrst, so gibst du dagegen den natürlichen

Früchten auch eine übernatürliche Bedeutung und verwandelst sie in lauter Abstraktionen. Dein Hauptinteresse ist es eben, die *Einheit »der* Frucht« in allen diesen ihren Lebensäußerungen, dem Apfel, der Birne, der Mandel, nachzuweisen, also den *mystischen Zusammenhang* dieser Früchte, und wie in jeder derselben *»die* Frucht« sich *stufenweise* verwirklicht und *notwendig*, z.B. aus ihrem Dasein als Rosine, zu ihrem Dasein als Mandel fortgeht. Der Wert der profanen Früchte besteht daher auch *nicht mehr in* ihren *natürlichen* Eigenschaften, *sondern in* ihrer *spekulativen* Eigenschaft, wodurch sie eine bestimmte Stelle im Lebensprozesse *»der* absoluten Frucht« einnehmen.

Der gewöhnliche Mensch glaubt nichts Außerordentliches zu sagen, wenn er sagt, daß es Äpfel und Birnen gibt. Aber der Philosoph, wenn er diese Existenzen auf spekulative Weise ausdrückt, hat etwas *Außerordentliches* gesagt. Er hat ein *Wunder* vollbracht, er hat aus dem unwirklichen *Verstandeswesen »die* Frucht« die wirklichen *Naturwesen*, den Apfel, die Birne etc. erzeugt, d.h. er hat aus seinem *eignen abstrakten Verstand*, den er sich als ein absolutes Subjekt außer sich, hier als *»die* Frucht « vorstellt, diese Früchte *geschaffen*, und in jeder Existenz, die er ausspricht, vollzieht er einen Schöpfungsakt.

Es versteht sich, daß der spekulative Philosoph diese fortwährende Schöpfung nur zuwege bringt, indem er allgemein bekannte. In der wirklichen Anschauung sich vorfindende Eigenschaften des Apfels, der Birne etc. als von ihm *erfundne* Bestimmungen einschiebt, indem er dem, was allein der abstrakte Verstand schaffen kann, nämlich den abstrakten Verstandesformeln, die *Namen* der wirklichen Dinge gibt; indem er endlich seine *eigne* Tätigkeit, wodurch er von der Vorstellung Apfel zu der Vorstellung Birne *übergeht*, für die *Selbsttätigkeit* des absoluten Subjekts, *»der* Frucht«, erklärt.

Diese Operation nennt man in spekulativer Redeweise: die *Substanz* als *Subjekt*, als *inneren Prozeß*, als *absolute Person* begreifen, und dies Begreifen bildet den wesentlichen Charakter der *Hegelschen* Methode."

[Marx/Engels: Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 48661 - 48667

(vgl. MEW Bd. 2, S. 60 - 62)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Die Kritik ist wesentlich schärfer und auch grundsätzlicher als Rorty sie jemals gewagt hätte.

Die „Frucht" ist weder „Wesen" noch „Wahrheit" des Apfels.

Nur im Apfel selbst und zwar im einzelnen, konkreten sinnlich fassbaren Apfel kann seine Wahrheit gefunden werden. Und auch die Frage, was an einem Apfel wesentlich ist, kann weder mit Verweis auf die Frucht noch mit Abhandlungen über die Idee des Apfels ergründet werden.

Das ist nicht nur eine Absage an die Metaphysik, das ist auch eine Absage an jede Art von Philosophie, die sich „über" den Dingen wähnt.

An Geisterbeschwörungen, bei denen die konkreten Körper unwesentlich werden.

Das Bilden von Abstraktionen ist ein wichtiges Denkwerkzeug.

Aber diesen Abstraktionen kommt keine eigene Existenz zu.

Zeit existiert nicht ohne Uhren, „Obst" nur in Form von Äpfeln und Birnen und anderen Früchten. Ja selbst den „Apfel an sich" gibt es nicht, sondern immer nur diesen und jenen Apfel.

Wesen und Wahrheit müssen im Konkreten gesucht und gefunden werden.

Umgekehrt kann man diese Kritik auch als eine Art „Bauanleitung für philosophische Systeme mit Absolutheitsanspruch" lesen.

Man nehme z.B. zwei höchst abtrakte Begriffe wie „Sein und Zeit". Über das Sein lässt sich eigentlich nur sagen, dass es ist. Jede andere Konkretion wurde daraus entfernt. Gerade daraus resultiert ja die breite Anwendbarkeit des Allerwelt-Hilfsverbs „ist". Alles, was überhaupt existiert hat die Eigenschaft zu sein. Und im Grunde wird hier nur eine leere Abstraktion durch eine andere erklärt.

Also wäre: „Das Sein ist" alles was sich zum Thema sagen lässt.

Wobei wir, was wir sagen, doppelt sagen, denn das Substantiv Sein nichts weiter als das ins Substantiv gesetzte Hilfsverb mit Namen „ist".

Damit wäre alles gesagt, was über das Sein zu sagen ist und damit lassen sich natürlich weder Bücher füllen noch Lehrstühle erobern.

Aber vielleicht rettet uns ja die Zeit ?

Nicht wirklich.

Bekanntlich wurde die Zeit ja aus dem Reich der metaphysischen Begriffe, die jeder Erfahrung voraus gehen sollen, gewissermaßen „eingeboren" sind, auf die platte Erde herunter geholt mit der simplen Feststellung: Damit es eine Zeit gibt, muss es eine Uhr geben. Ohne Uhren keine Zeit.

Was sind Uhren ?

Im weiteren Sinn sind es periodische Prozesse (z.B. Tag, Monat=Mondperiode, Jahr=Sonnenperiode), die durch ihre Periodenlänge einen Zeitraum messbar machen.

Im engeren Sinn sind es Maschinen, in denen solche periodischen Prozesse ablaufen und die uns deswegen als Zeitmesser dienen.

Damit aber überhaupt Zeit vergeht, müssen diesen periodischen Prozessen irreversible Prozesse (z.B. einem Menschenleben) gegenüber stehen, die durch ihre Irreversibilität einen Zeitstrahl aus dem Gestern über das Heute ins Morgen definieren.

Damit hätten wir auch dieses Thema erschöpft.

Und immer noch kein Buch in Sicht, das uns lehrstuhlwürdig machen würde.

Sobald wir nun Sein und Zeit mit einander kombinieren und z.B. das Sein in seiner Gewordenheit untersuchen, begehen wir den gleichen Schwindel, den Marx und Engels bereits ausführlich auf gedeckt haben.

Wer über das Sein mehr sagt als dass es ist, sagt zuviel.

Er billigt dem Sein mehr Inhalt zu als es seinem Wesen nach hat.

Gleichzeitig bleibt er aber im Abstrakten, Vagen.

Das führt aber dazu, dass man das Sein wie ein Gummi in beliebige Richtungen ziehen und dehnen kann und dass daraus dann auch eine ebensolche Beliebigkeit im Inhalt resultiert.

Auf diesem Weg lassen sich dann viele Bücher füllen.

Ob man aber auch nur ein einziges davon gelesen haben muss um wirklich was von der Welt zu verstehen, ist eine ganz andere Frage.

Schluss des Exkurses: Was ist und was soll Dialektik

Hier endet der Exkurs über die Dialektik. Eigentlich sollte hier noch ein Kapitel über eines der schönsten und interessantesten Bücher kommen, das überhaupt jemals zu philosophischen Fragen geschrieben wurde: Die Deutsche Ideologie von Marx und Engels.

Die Autoren hatten ihr Werk ursprünglich der „nagenden Kritik der Mäuse" (Engels) überlassen, aus der es erst in den 30er Jahren des 20.Jahrhunderts erlöst wurde.

Da es in der Deutschen Ideologie aber zentral um die Frage geht, wie wir frei und gut leben können und was wir dazu an unserer Gesellschaft ändern müssen, gehört die Auseinandersetzung damit in das letzte, utopische Kapitel dieses Buches.

Dort ist es dann aber kein Exkurs mehr.

Bevor wir aber dahin kommen, müssen wir uns noch den verschiedenen Aspekten des Schicksals unseres Fürsten widmen. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frage, ob uns unser Schicksal vorbestimmt ist, wenn wir wie Myschkin zu den Idioten gehören. Tellenbach hat dazu eine klare und eindeutige Meinung.

• Tellenbachs „Dialektik der Höhe und Tiefe“

Kommen wir nun auf Tellenbach zurück.

Wir hatten ihn folgendermaßen zitiert:

„So liegen die Dinge: daß es dem Fürsten darum gehen muss, diese Höhen und Tiefen miteinander zu versöhnen, die Mittelung als Synthese zu leisten. Das ist gleichsam der Hegelianische Imperativ, der diesem Wesen geboten ist: dass es ständig die Synthese zu leisten hat - Synthese als Mittelung von Höhe und Tiefe: dass es aber diese Synthese je weniger leisten kann, je ausgeprägter das Alternieren von Höhe und Tiefe ist; dass es vielmehr dann oftmals nichts anderes mehr zeitigen kann als einen mediokren Kompromiß einer Mittelung. In der Tat kann man diese Bewegung in die Mediokrität bei Myschkin immer wieder feststellen – so etwa in der Erzählung vom Gipfel-Traum der an Neapel erinnernden Landschaft.“

(Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Dostojewskijs epileptischer Fürst Myschkin: Zur Phänomenologie der Verschränkung von Anfallsleiden und Wesensänderung, S. 212-213).

Für Tellenbach haben Epileptiker ein Identitätsproblem.
Er nicht.

Ist er damit gesund ?

Wenn jegliche Identität, auch unsere eigene, prekär, zeitweilig und gefährdet ist, eine temporärer Einheit von Widersprüchen, ist dann die in sich ruhende Selbstgewissheit, frei von jedem Selbstzweifel, fern von jeglichem Identitätsbruch, ein Merkmal von Gesundheit ?

Oder definiert diese Abwesenheit von Zweifel und Unsicherheit nicht ein eigenes Krankheitsbild ?

Wir wollen Tellenbach keine Krankheit andichten, aber so viel Gesundheit macht mir Angst.

Sein „Oben“ und „Unten“ ist im übrigen zutiefst hierarchisch gedacht. Für „Oben“ und „Unten“ kann auch stehen „Edel“ und „Ordinär“, „Intelligent“ und „Dumm“, „Kindlich“ und „Erwachsen“ und schließlich und nicht zu Letzt: „Gesund“ und „Krank“.

Keine dieser Unterscheidungen bereitet ihm Probleme und keine dieser Unterscheidungen ist ihm ein Problem.

Und genau aus diesem Grund versteht er vom Wesen des Fürsten und vom Wesen seiner Krankheit nichts, überhaupt nichts.

Und das Gerede von Dialektik ist nichts als Kopfputz, intellektueller, unverstandener Zierrat.

Dialektik heißt eben nicht sich im Einerseits und Andererseits zufrieden aus zu ruhen, sondern den Schmerz und die Unruhe des Nicht-Identisch-Seins verstehen, ver- und ertragen zu können.

Das ist nicht einfach.

Manche machen es sich nur einfach.

„Es gibt kaum einen Zug im Wesen des Fürsten, der uns so ubiquitär entgegentritt wie sein *Kindhaftigkeit*. „ urteilt Tellenbach.

(Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Dostojewskijs epileptischer Fürst Myschkin: Zur Phänomenologie der Verschränkung von Anfallsleiden und Wesensänderung, S. ???).

Das Kindhafte solle sich u.a. im Mangel an Takt und in seinem fehlenden sexuellen Interesse an Natasja kenntlich machen.
Überhaupt scheint ihm nur die Beziehung zwischen Natasja und dem Fürst in den Blick zu geraten, Aglaja scheint eine Nebengestalt.
Dabei übersieht er, dass gerade die Szene auf der Parkbank mit Aglaja für den Roman, aber auch für den Epileptiker Myschkin zentral ist.
Aber bleiben wir bei der Kindhaftigkeit und der fehlenden sexuellen Beziehung zu Natasja:
Was Tellenbach ziemlich grosszügig ignoriert und nur in einem Nebensatz über Rogoschin erwähnt:
Natasja wurde als 16jährige von Tozki in einen goldenen Käfig gesperrt und zu seiner Geliebten gemacht. Und zwar in dem er in „Freudendorf" ein „Freudenhaus" unterhielt. Er hat sie abgerichtet wie ein Reitpferd und nun ist sie in Petersburg, weil sie sich an Tozki und allen anderen Männern für das rächen will, was ihr angetan wurde.
Myschkin ist der Einzige, der ihre geschundene Seele erkennt und heilen möchte, der Einzige der diese Frau auch als Frau ernst nimmt. Und damit erweist er sich als Kind ? Mit unentwickeltem Eros ? Sind dann die bloße Geilheit und die Gleichgültigkeit gegen das, was eine Frau empfindet, zumal einer Frau von der wir nicht wissen, ob sie überhaupt Spaß und Freude an der Sexualität hat oder einfach nur gelernt hat sich von Tozki besteigen zu lassen, entwickelter, erwachsener Eros ?
Zu diesem Befund würde auch Tellenbachs Humorbegriff passen:
Am Beginn des Romans erzählt Myschkin vom „alten Geschlecht der Myschkins" und Rogoschin und Lebedeff lachen über dieses versehentliche und müde Altherrenwitzchen. Myschkin kann nicht lachen, ich auch nicht, aber ich bin ja von der gleichen Fakultät wie Myschkin. Daraus leitet Tellenbach dann weitreichende Schlüsse her über Myschkins fehlenden Humor. Das Erwachsensein misst sich aber selten an der Menge des auf Paukböden gesoffenen Biers und an der Kenntnis der bei solchen Gelegenheiten gerissenen Zoten.
Zeigt nicht gerade der Versuch Myschkins Natasjas geschundene Seele zu heilen von einem Verantwortungsbewußtsein dem geliebten Menschen gegenüber von dem all diese Tozkis, Jepantschins, Rogoschins, Lebedefs etc. meilenweit entfernt sind.
Und man muss schon arg vom Geist der Mittelmässigkeit durchdrungen sein, wenn man die Anpassung an den common sense einer Meute, die sich, alle wie sie sind,

jedenfalls auf der männlichen Seite, sehr oft als die eigentlichen Idioten erweisen, zur Generaltugend erklärt.
Was Tellenbach aber zu allererst nicht versteht:
Gerade weil Myschkins Epilepsie in einer abweichenden Struktur seines Geistes ihre Basis hat, ist bereits das Kind Myschkin anders als andere Kinder. Und deswegen kann auch der Mann Myschkin nur ein anderer Mann sein. Für seine Reife oder Unreife liefern die „Normalen" keinen brauchbaren Maßstab.
Zumal Tellenbach es versäumt für das Erwachsensein etwas anderes an zu geben als seinen fragwürdigen Maßstab der Normalität.
Vom Vertrauen und der angeblichen Vertrauensseeligkeit Myschkin wird später noch zu reden sein.
Das Gerede von der epileptischen Wesensveränderung verwechselt überhaupt Ursache mit Wirkung. Nicht der Anfall ändert das Wesen, sondern das andere Wesen erleidet wegen seines Andersseins eher einen Anfall als andere Menschen.
Anders zu sein ist aber noch keine Krankheit. Es kann krank machen, wenn dieses Anderssein, dieses Nicht-Identisch sein, in Konflikte führt, die den Mensch, vor allem aber seinen Geist, überfordern.
Und selbst dann muss das Problem nicht im und am Anderen liegen.
Der Reifeprozess, der zum Erwachsenwerden gehört, muss bei den Myschkins einer etwas anderen Logik folgen, weil sie anders sind, wenn er gelingen soll.
Dabei müssen die spezifischen Stärken genauso wie die spezifischen Schwächen und der richtige Umgang mit beiden, so dass ein selbständiges erwachsenes Leben möglich ist, gelernt werden.
Dass dies nicht einfach ist, zeigt sich daran, dass die Pubertät die Zeit ist, in der fast alle ihre Anfälle bekommen. Aufwachepileptiker sind meist 16 oder 17 wenn sie ihre „Anfallkarriere" starten.
Wenn wir diesem Andersein im einzelnen nachgehen, wird sich zeigen, dass manches was Tellenbach als „unreif" abtut, richtig, vernünftig oder nicht zu vermeiden ist auf der Basis dieser eigensinnigen Logik.
Dialektisches Denken bedeutet überhaupt, dass man jenseits allen Identitätsdenkens, alles „ich bin, der ich bin"-Geraunes (bekanntlich definiert sich so sogar Gott), von der Existenz unterschiedlicher, manchmal gegensätzlicher Logiken und Identitäten weiß und davon, dass diese auch in ein und der selben Person existieren. An die Stelle einer „Dialektik der Höhe und Tiefe" tritt daher die Erkenntnis über die eigene Logik, mehr noch: die je eigene Geschichte, der ein Myschkin folgt und bis zu einem gewissen Grad immer folgen muss.
Diese eigene Logik ergibt sich u.a. daraus, dass uns manches leicht fällt, bei dem andere sich schwertun: Geschichten, Entwicklungen, Zusammenhänge erfassen wir oft eher und besser als andere. Das ergibt dann die Tellenbachsche „Höhe", aber gleichzeitig müssen wir damit fertig werden, dass oft einfache Dinge nicht checken und dann stürzen wir in die Tellenbachsche „Tiefe".
Nur dass dieses allgemeine Geraune von Höhe und Tiefe eben nichts wirklich erklärt sondern nur die Illusion einer Erklärung verbreitet.

• Vom richtigen Erzählen

Wenn wir uns fragen, wie wir die Welt erkennen sollen und können werden wir im

Großen und Ganzen 2 komplementäre Methoden gegeneinander abgrenzen:

Einmal das Erfassen der inneren Logik einer Sache und die daraus sich ergebende Ausformung genereller Regeln, Sätze und Gesetze.
Diese Regeln fassen aber immer nur das Allgemeine.
Sie geben uns die Knochen, das Skelett, aber nicht das wirkliche Leben.
Schlimmer noch: Das Leben, das Lebendige muss erst stillgelegt, quasi getötet werden, damit es logisch zugeht.

Zum anderen aber das sich Einlassen auf die jeweilige Geschichte, eigentlich sogar das sich darin Verlieren. Wie ein Fluß entspringt sie dann in den Bergen und mäandert dem Meer der Weltweisheit zu.
Und manchmal schleppt dieser Geschichten-Fluss Goldkörner mit. Aber nur wenn er nicht kanalisiert wird durch allzu enge Konvention oder Tendenz.

Große Erkenntnisse basieren immer auf großen und großartigen Erzählungen. Das wird über dem später daraus abgeleiteten Formelapparat gerne vergessen.

Das heutige Misstrauen gegen die „großen Erzählungen" ist kontraproduktiv. Was allein berechtigt ist, ist das Misstrauen gegenüber der Idee einer angeblich „ehernen Logik", die aus diesen Erzählungen folgen soll.
Aus Erzählungen erfolgt überhaupt keine Logik. Erzählungen sind per se antilogisch, weil sie die Veränderung, das Werden und Vergehen beschreiben. Damit handeln Erzählungen immer davon wie Nicht-Identisches Identisch wird und umgekehrt.

Logisches Denken ist aber im wesentlichen Identitätsdenken.

Nach einem bekannten Satz haben die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert, „es kömmt darauf an sie zu verändern."
Wer Geschichte und Geschichten erzählt, erzählt davon, wie und warum sich die Welt verändert hat. Niemand kann daraus unmittelbar schließen, wie sie sich in Zukunft verändern lässt. Aber andererseits bringt auch nicht jeder neue Augenblick nur Neues.

Die Logik präpariert das heraus, was nicht neu ist am Neuen.
Was sich wiederholt.

Dagegen ist die Hermeneutik, die angeblich nach Dilthey das Feld der Geisteswissenschaften ist, vor allem eines: Nicht Fisch noch Fleisch, noch Knochen.
In Abwandlung obigen Satzes, könnte man sagen: Die Hermeneutiker haben die Philosophen (Dichter, Musiker, Maler etc.) nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, selbst zu denken.
Es ändert an der Autoritätsfixiertheit von Denken überhaupt nichts, wenn man statt der Bibel oder dem Koran einen anderen Kanon zu lesender Autoren definiert und dann fleißig wiederkäut.
Auch die bei den „Eigentlichen" so beliebten „alten Griechen", die so bedeutungsschwanger „wesen" verbreiten angesichts dessen eher den Geist von Verwesung.

Natürlich wird jeder, der Geschichten erzählt, dies aus einer bestimmten Perspektive tun und er/sie wird auch wissen wollen wie andere die Geschichte erzählt haben und

manchmal kann gerade das Erzählen über die verschiedenen Arten eine Geschichte zu erzählen selbst wieder eine sehr spannende Geschichte ergeben. Aber entscheidend bleibt immer: Am Ende muss eine eigene Geschichte heraus kommen.
Und wenn diese Geschichte uns etwas über die Welt verrät, in der wir leben, dann ist sie gut.

• Freud über den Epileptiker Dostojewskij

Ein ganz großer Erzähler war zweifellos Freud. Seine Geschichte vom Es, vom Ich und vom Über-Ich ergibt ein großartiges Setting um zu beschreiben, wie unsere biologische Grundausstattung auf das, was die Gesellschaft von uns fordert, reagiert und wie sich in dieser Spannung ein Ich herausbildet bzw. wie diese Ich-Entwicklung scheitern kann.
Natürlich gab es in dieser Erzählung schon immer ein paar problematische Unterstellungen, z.B. die, dass wir biologisch nur Männer sind, mit und ohne Penis. So als hätten Höhleneingänge, möglichst zugewachsen, nicht schon immer eine magische Anziehung auf kleine und große Jungen. Und es gibt halt nicht nur die Urangst kastriert zu werden, sondern ebenso die Angst sich in einer Höhle für immer zu verlaufen.
Problematisch ist auch die Unterstellung einer Art von „Trieberhaltungssatz" bei der die Summe der Triebenergie immer gleich sein soll. Danach behindert die Liebe zu und von einer Frau unsere Leistungsfähigkeit, weil sie uns angeblich die Energie raubt, die wir für wissenschaftliche, sportliche, wirtschaftliche oder politische Höchstleistungen brauchen.
Das entspricht zwar unserer protestantischen Tradition, ist aber deswegen noch nicht wahr.
Vollends problematisch ist der unter dem Einfluss des Misanthropen Schopenhauer hergeleitete „Todestrieb". Dass die Suche nach absoluten Gewissheiten am Schluss nur den Tod als letzte und endgültigste aller Gewissheiten übrig ließ, lässt nur den Schluss zu, dass man sich besser von letzten und absoluten Gewissheiten fernhält.
Die große Zuneigung, die das ausgehende deutsche 19.Jahrhundert dem Tod entgegenbrachte, hat bekanntlich in der „schwarzen Milch der Frühe" mit dem „Tod als Meister aus Deutschland" geendet. Diese verhängnisvolle und für viele Menschen lebensbedrohende deutsche Fehlentwicklung darf aber nicht der Biologie angelastet werden. Der Bauplan für Mord-Fabriken findet sich nicht in unseren Genen.

Zwar spricht viel dafür, dass der Vatermord in der patriachalischen Gesellschaft ein durchaus konstitutives Element ist. Die Erzählung vom König Ödipus ist sogar noch ein vergleichbar harmloses Beispiel dafür.
So tötet bekanntlich Zeus seinen Vater, schneidet ihm die Geschlechtsteile ab und aus dem ins Meer getropften Samen wächst in einer Muschel Aphrodite.
D.h. die Liebe existiert nur durch den Vatermord.
Nur spricht halt wenig dafür, dass die ursprüngliche Menschengesellschaft ausschließlich patriarchalisch war. Unsere nächsten Verwandten: Schimpansen und Bonobos lassen jedenfalls auch für die frühen Menschen wesentlich komplexere Strukturen vermuten.

Das gilt selbst dann, wenn man den sehr schönen Erzählungen Franz de Wals über „Make love not war" als grundlegende Verhaltensstrategie der Bonobos misstraut. Auf jeden Fall scheint die Sozialstruktur der Bonobos eher matriarchalisch zu sein. Das Es erweist sich damit als viel variabler und weit weniger festgelegt als sich Freud das vorstellen wollte. Das Soziale einschließlich der Empathie scheint auch (schon weil Empathie die Basis intelligenten Verhaltens ist) viel fester in unserem biologischen Erbe verankert zu sein, als er glaubte. Damit müssen wir unser Es auch nicht mehr als fremde Macht fürchten, die uns überwältigt und in Mord und Totschlag treibt.
Auf der anderen Seite schützt aber auch Kultur nicht vor Barbarei. Bekanntlich musste Himmler bei der Besichtigung von Auschwitz kotzen, weil sein Es viel anständiger war als sein Ich und Über-Ich. Er hat dann jene furchtbare Rede gehalten über den sich für die Sache des Nationalsozialismus aufopfernden SS-Mann, der sich beim Morden nicht schont und gegen alle natürliche Abneigung in kantischer Pflichterfüllung treu bei der Sache, in dem Fall beim Zyklon B, bleibt.
Aus Himmler spricht in der Tat das väterliche Über-Ich, aber welches Monster grinst uns da an ! Und wer wissen will, wie dieses Monster geschaffen wurde, der lese von Andersch, „Der Vater eines Mörders". Himmlers Vater war Schullehrer und unterrichtete u.a. Alfred Andersch.

Aber selbst wenn man all diese Abstriche bei Freud von vorne herein schon mal macht, ist die Enttäuschung trotzdem noch riesig, über die allzu dünne Wassersuppe, die er uns in seiner Abhandlung über den Epileptiker und ebenfalls großen Erzähler Dostojewskij anbietet.
Das beginnt bei der Frage: Hatte Dostojevskij nun epileptische Anfälle und gehört damit den Neurologen oder sind es in Wirklichkeit hysterische Anfälle und dann könnte sich Freud als der eigentlich kompetente in der Behandlung von Neurosen präsentieren.
Freud löst dieses Problem nach der Art jenes Besoffenen, der seinen verlorenen Schlüssel nicht dort sucht, wo er ihn verloren hat, sondern unter der Laterne, weil es dort heller ist.
Freud schreibt:
„Wodurch wird nun im strengen Sinne die Neurose erwiesen? Dostojewski nannte sich selbst und galt bei den anderen als Epileptiker auf Grund seiner schweren, mit Bewußtseinsverlust, Muskelkrämpfen und nachfolgender Verstimmung einhergehenden Anfälle. Es ist nun überaus wahrscheinlich, daß diese sogenannte Epilepsie nur ein Symptom seiner Neurose war, die demnach als Hysteroepilepsie, das heißt als schwere Hysterie, klassifiziert werden müßte. Volle Sicherheit ist aus zwei Gründen nicht zu erreichen, erstens, weil die anamnestischen Daten über Dostojewskis sogenannte Epilepsie mangelhaft und unzuverlässig sind, zweitens, weil die Auffassung der mit epileptoiden Anfällen verbundenen Krankheitszustände nicht geklärt ist.
Zunächst zum zweiten Punkt. Es ist überflüssig, die ganze Pathologie der Epilepsie hier zu wiederholen, die doch nichts Entscheidendes bringt, doch kann man sagen: Immer hebt sich noch als scheinbare klinische Einheit der alte *Morbus sacer* hervor, die unheimliche Krankheit mit ihren unberechenbaren, anscheinend nicht provozierten Krampfanfällen, der Charakterveränderung ins Reizbare und Aggressive und der progressiven Herabsetzung aller geistigen Leistungen. Aber an allen Enden zerflattert dies Bild ins Unbestimmte. Die Anfälle, die brutal auftreten, mit Zungenbiß und Harnentleerung, gehäuft zum lebensbedrohlichen *Status epilepticus,* der schwere Selbstbeschädigung herbeiführt, können sich doch ermäßigen zu kurzen Absenzen, zu

bloßen rasch vorübergehenden Schwindelzuständen, können sich ersetzen durch kurze Zeiten, in denen der Kranke, wie unter der Herrschaft des Unbewußten, etwas ihm Fremdartiges tut. Sonst in unfaßbarer Weise rein körperlich bedingt, können sie doch ihre erste Entstehung einem rein seelischen Einfluß (Schreck) verdankt haben oder weiterhin auf seelische Erregungen reagieren. So charakteristisch die intellektuelle Herabsetzung für die übergroße Mehrzahl der Fälle sein mag, so ist doch wenigstens *ein* Fall bekannt, in dem das Leiden intellektuelle Höchstleistung nicht zu stören vermochte (Helmholtz). (Andere Fälle, von denen das gleiche behauptet wurde, sind unsicher oder unterliegen denselben Bedenken wie Dostojewski selbst.) Die Personen, die von der Epilepsie befallen sind, können den Eindruck von Stumpfheit, behinderter Entwicklung machen, wie doch das Leiden oft greifbarste Idiotie und größte Hirndefekte begleitet, wenn auch nicht als notwendiger Bestandteil des Krankheitsbildes; aber diese Anfälle finden sich mit allen ihren Variationen auch bei anderen Personen vor, die eine volle seelische Entwicklung und eher übergroße, meist ungenügend beherrschte Affektivität bekunden. Kein Wunder, daß man es unter diesen Umständen für unmöglich findet, die Einheit einer klinischen Affektion »Epilepsie« festzuhalten. Was in der Gleichartigkeit der geäußerten Symptome zum Vorschein kommt, scheint eine funktionelle Auffassung zu fordern, als ob ein Mechanismus der abnormen Triebabfuhr organisch vorgebildet wäre, der unter ganz verschiedenen Verhältnissen in Anspruch genommen wird, sowohl bei Störungen der Gehirntätigkeit durch schwere gewebliche und toxische Erkrankung als auch bei unzulänglicher Beherrschung der seelischen Ökonomie, krisenhaftem Betrieb der in der Seele wirkenden Energie. Hinter dieser Zweiteilung ahnt man die Identität des zugrunde liegenden Mechanismus der Triebabfuhr. Derselbe kann auch den Sexualvorgängen, die im Grunde toxisch verursacht sind, nicht fernestehen; schon die ältesten Ärzte nannten den Koitus eine kleine Epilepsie, erkannten also im sexuellen Akt die Milderung und Adaptierung der epileptischen Reizabfuhr.“ Belegstelle

Das letztere ist natürlich, auch wenn es von den „ältesten Ärzten“ kommt, besonderer Blödsinn. Wer einmal mit Muskelkater, zerbissener Zunge und geschlagen mit einem Gefühl der abgrundtiefen Blödheit und Leere im Kopf, mit großen Problemen einfachste Fragen, etwa der danach, was denn nun 1+1 ist, richtig zu beantworten, wach wird, wobei man ja eigentlich gar nicht wach wird, sondern nur als wach wahr genommen wird, erst Tage später ist man wieder wirklich wach, wer also einen solchen Zustand einmal erlebt hat, wird niemals auf die Idee kommen, ein solches Geschehen mit einem Orgasmus in Bezug zu setzen.
Was aber, davon abgesehen, am meisten auffällt, ist, wie große Mühe Freud sich gibt, die Epilepsie bei Dostoevskij zu einer „sogenannten“ Epilepsie zu erklären.
Hier will jemand offensichtlich gar nicht wissen, dass auch intellegente Menschen, ja sogar Genies Anfälle bekommen können.
Wenn ich irgendwem erkläre, dass ich Epileptiker bin (selbst wenn ich schon lange keine Anfälle mehr habe), dann versuchen die Allermeisten, Frauen wie Männer, so schnell als möglich das Thema zu wechseln. Ich spüre förmlich das körperliche Unbehagen, das eine solche Botschaft auslöst.
Dieses Unbehagen spürt man auch bei Freud. Dass es da in der Psychatrie ein paar Idioten gibt, die von Zeit zu Zeit merkwürdig schreien und dann zucken, ansonsten aber mehr und mehr dem Schwachsinn verfallen, macht ihm wenig aus, aber dass ein Helmholtz oder Dostojewskij, Leute, die ihm in Punkto geistige Potenz um nichts nachstehen, vor dieser „ unheimliche Krankheit“ nicht gefeit sind, das ängstigt ihn zutiefst.

Wir können und wollen ihm da kein bisschen helfen.
Es ist ja überhaupt so: Wenn wir Menschen ohne Arme oder Beine funktionierende Prothesen wünschen, tun wir das nicht nur für sie, sondern auch für uns. Jeder Armstumpf erinnert uns daran, dass auch wir nicht unverletzlich sind.
Es gibt halt nicht nur eine Kastrationsangst.
Und ich denke, die Angst den „Kopf zu verlieren" ist unter all diesen Ängsten nicht die geringste.
Myschkin unterhält die Jepantschinschen Damen bei seinem ersten Besuch ja unter anderem mit dieser merkwürdigen Geschichte über seinen Besuch bei einer Hinrichtung. Beim Guilitonieren geht es ganz konkret darum, dass man seinen Kopf für immer verliert.
Aber auch jeder Anfall ist ein solcher, wenigstens zeitweiser Verlust.
Selbst wenn man keinen Anfall hat: Die Anfälle sind ja nur die Spitze des Eisbergs. Die regelmässigen Fehlleistungen, von denen noch die Rede sein wird, führen dazu, dass sich kein Myschkin seines Kopfes wirklich sicher sein kann.
Das führt zu einem merkwürdigen Widerspruch: Einerseits weiss jeder Myschkin, dass er nicht normal ist, andererseits ist der Wunsch ganz normal zu sein, übermächtig.
Wie übermächtig, kann ich mit einem kleinen Beispiel aus eigenem Erleben schildern: Zwischen meinem 16-18. Lebensjahr hatte ich, u.a. wegen unzureichender Einstellung auf die richtigen Medikamente, ungefähr im 2-Wochen-Rhytmus Anfälle.
Gleichzeitig war ich, getreu meinem großen Vorbild Rudi Dutschke, Reisender in Sachen Weltrevolution. Bei einem solchen „Einsatz" wurde es später und ich erinnere mich noch, dass ich mit einem Bekannten an der Bushaltestelle gestanden habe, um auf den Bus zur letzten Straßenbahn nach Bad Dürkheim 20 km weiter zu warten.
Wach wurde ich dann wieder im Krankenwagen kurz vor meinem Elternhaus. Sobald ich wieder wach wurde und schon im Krankenwagen versuchte ich den Sanitätern zu erklären, wieso ihr Einsatz ganz überflüssig gewesen sei, ich hatte ja nichts, nur einen Anfall. Dabei hätte ich bei nüchterner Betrachtung wissen müssen, dass ich ohne die Sanitäter nie nach Hause gekommen wäre.

Je mehr nach einem Anfall meine Umgebung erschrocken war, und solche Anfälle erschrecken und verunsichern sehr stark, desto größere Mühe habe ich mir gegeben, das was da gerade passiert war, zu bagatellisieren.

• Hermann Hesse über Myschkin

Von Hermann Hesse gibt es einen Aufsatz aus dem Jahr 1919 mit dem Titel „Gedanken zu Dostojewskis «Idiot»". Das folgende Zitat gibt diesen Aufsatz auszugsweise wieder. Den ganzen Aufsatz findet man hier:
http://www.gss.ucsb.edu/projects/hesse/Idiot-mit-Dostobild.pdf

Hermann Hesse meint:

„ Oft ist Dostojewskis «Idiot», der Fürst Lew Myschkin, mit Jesus verglichen worden. Natürlich kann man das tun. Man kann jeden Menschen mit Jesus vergleichen, der, von einer der magischen Wahrheiten gestreift, das Denken vom Leben nicht mehr trennt und dadurch inmitten seiner Umgebung vereinsamt und zum Gegner aller wird. Darüber hinaus scheint mir die Ähnlichkeit zwischen Myschkin und Jesus nicht eben sehr auffallend, nur ein Zug noch, ein wichtiger freilich, fällt mir an Myschkin als jesushaft auf: seine zaghafte Keuschheit. Die verheimlichte Angst vor dem Geschlecht und der Zeugung ist ein Zug, der dem «historischen», dem Jesus der Evangelien, nicht fehlen dürfte, der auch deutlich mit zu seiner Weltmission gehört. …..

Aber es ist seltsam — so wenig mir der ewige Vergleich zwischen Myschkin und Christus sympathisch ist — auch ich sehe die beiden Bilder unbewußt miteinander verbunden. ... Es fiel mir eines Tages, als ich an den Idioten dachte, auf, daß mein erster Gedanke an ihn immer ein scheinbar nebensächlicher ist. Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn, ... immer in einer besonderen, an sich unbedeutenden Nebenszene. Ebenso geht es mir mit dem Heiland. Wenn irgendeine Assoziation mich zu der Vorstellung «Jesus» führt oder das Wort Jesus durch Ohr oder Auge mich trifft, dann sehe ich im ersten Aufblitz niemals Jesus am Kreuz, oder Jesus in der Wüste, oder Jesus als Wundertäter, oder Jesus als Auferstandenen, sondern ich sehe ihn in dem Augenblick, wo, er im Garten Gethsemane den letzten Kelch der Vereinsamung trinkt, wo die Wehen von Sterbenmüssen und höherer Neugeburt seine Seele zerreißen, und wie er da, in einem letzten rührenden Kinder-Trostbedürfnis, sich nach seinen Jüngern umsieht, ein wenig Wärme und Menschennähe, eine flüchtige holde Täuschung inmitten seiner hoffnungslosen Einsamkeit sucht — und wie da die Jünger schlafen! …..... Dieser grauenhafte Augenblick ist mir, ich weiß nicht auf welchem Wege, schon seit sehr früher Jugend tief eingeprägt, und, wie gesagt, wenn ich an Jesus denke, so taucht immer sofort unfehlbar die Erinnerung an diesen Augenblick mit auf.

Die Parallele dazu bei Myschkin ist diese. Wenn ich an ihn, an den «Idioten», denke, so ist es ebenfalls ein scheinbar nicht so wichtiger Moment, der mir zuerst aufblitzt, und zwar ist es ebenfalls der Moment einer unglaublichen, totalen Isoliertheit, einer tragischen Vereinsamung. Die Szene, ... ist jener Abend in Pawlowsk im Hause Lebedeffs, wo der Fürst, wenige Tage nach seinem epileptischen Anfall, ...den Besuch der ganzen Familie Jepantschin empfangen hat, als plötzlich in diesen heitern und eleganten, obwohl auch schon mit heimlichen Spannungen und Schwülheiten geladenen Kreis die jungen Herren Revolutionäre und Nihilisten treten, als der gesprächige Bursche

Hippolyt mit seinem angeblichen «Sohne Pawlitschews», mit dem «Boxer» und den andern hereinplatzt,....wo diese beschränkten und irregeführten jungen Menschen in ihrer hilflosen Bosheit so grell und exponiert und nackt wie auf überhellter Bühne stehen, wo jedes, jedes einzelne ihrer Worte einem doppelt wehe tut, einmal wegen seiner Wirkung auf den guten Myschkin, und dann noch wegen der Grausamkeit, mit der es den Sprecher selbst entblößt und preisgibt — diese seltsame, unvergeßliche, obwohl im Roman

selbst nicht allzu wichtige oder betonte Stelle meine ich. Auf der einen Seite die Gesellschaft, die Eleganten, die Weltleute, die Reichen, Mächtigen und Konservativen, auf der andern Seite die wütende Jugend, unerbittlich, nichts kennend als Auflehnung, nichts kennend als ihren Haß auf das Hergebrachte, rücksichtslos, wüst, wild, namenlos stupid mitten in ihrem theoretischen Intellektualismus — und zwischen diesen beiden Parteien stehend der Fürst, allein, exponiert, von beiden Seiten kritisch und mit höchster Spannung beobachtet. Und wie endet die Situation? Sie endet damit, daß Myschkin, trotz einigen kleinen Fehlern, die ihm in der Aufregung passieren, sich ganz seiner guten, zarten, kindlichen Natur entsprechend benimmt, daß er das Unerträgliche lächelnd hinnimmt, auf das Unverschämteste noch mit Selbstlosigkeit antwortet, bereit ist, jede Schuld auf sich zu nehmen, bei sich zu suchen — und daß er damit vollkommen durchfällt und verachtet wird — nicht etwa von dieser Partei oder jener, nicht etwa von den Jungen gegen die Alten, oder umgekehrt, sondern von beiden, von beiden! Alle wenden sie sich von ihm ab, allen hat er auf die Zehen getreten, einen Augenblick lang sind die äußersten Gegensätze in Gesellschaft, Alter, Gesinnung völlig verlöscht, und alle sind einig, vollkommen einig darin, daß sie sich mit Entrüstung und Wut von dem abwenden, der der einzige Reine unter ihnen ist!

Worauf nun beruht die Unmöglichkeit dieses Idioten in der Welt der andern? Warum versteht ihn niemand. ihn, den doch fast alle irgendwie lieben, dessen Sanftmut allen sympathisch, ja oft vorbildlich erscheint? Was trennt ihn, den magischen Menschen, von den andern, den gewöhnlichen Menschen? Warum haben sie recht, wenn sie ihn ablehnen? Warum müssen sie das tun, unfehlbar? Warum muß es ihm gehen wie Jesus, der am Ende nicht nur von der Welt, sondern auch von allen seinen Jüngern verlassen war?

Das ist, weil der Idiot ein anderes Denken denkt als die andern. Nicht daß er weniger logisch, mehr kindlich-assoziativ denkt als sie, nicht das ist

es. Sein Denken ist jenes, das ich das «magische» nenne. Er leugnet, dieser sanfte Idiot, das ganze Leben, das ganze Denken und Fühlen, die ganze Welt und Realität der andern. Für ihn ist Wirklichkeit etwas vollkommen anderes als für sie. Ihre Wirklichkeit ist für ihn völlig schattenhaft. Darin, daß er eine ganz neue Wirklichkeit sieht und fordert, wird er ihr Feind. Der Unterschied ist nicht der, daß die einen Macht und Geld, Familie und Staat und dergleichen Werte hochschätzen, er aber nicht. Es ist nicht so, daß er das Geistige verträte und sie das Materielle oder wie man das formulieren mag! Nicht das ist es. Auch für den Idioten besteht das Materielle, er anerkennt durchaus die Bedeutung dieser Dinge, wennschon er sie weniger wichtig nimmt. Seine Forderung, sein Ideal ist nicht ein asketisch-indisches, ein Absterben von der Welt scheinbarer Wirklichkeiten, zugunsten des in sich begnügten Geistes, der allein Wirklichkeit zu sein meint.

Nein, über die beiderseitigen Rechte der Natur und des Geistes, über die Notwendigkeit ihres Ineinanderwirkens, würde Myschkin sich durchaus mit den andern verständigen können. Nur daß die Gleichzeitigkeit und Gleichberechtigung beider Welten für sie ein Verstandessatz, für ihn Leben und Wirklichkeit ist! Dies ist noch unklar, versuchen wir, es etwas anders darzustellen.

Myschkin unterscheidet sich von den andern dadurch, daß er als «Idiot» und Epileptiker, der aber zugleich ein recht kluger Mensch ist, viel nähere und unmittelbarere Beziehungen zum Unbewußten hat als jene. Das höchste Erlebnis ist ihm jene halbe Sekunde höchster Feinfühligkeit und Einsicht, die er einige Male erlebt hat, jene magische Fähigkeit, für einen Moment, für den Blitz eines Momentes alles sein, alles mitfühlen, alles mitleiden, alles verstehen und bejahen zu können, was in der Welt ist. Dort liegt der Kern seines Wesens. Er hat Magie, er hat mystische Weisheit nicht gelesen und anerkannt, nicht studiert und bewundert, sondern (wenn auch nur in ganz seltenen Augenblicken) tatsächlich erlebt. Er hat nicht seltene und bedeutende Gedanken und Einfälle gehabt, sondern ist, einmal oder einigemal, auf der magischen Grenze gestanden, wo alles bejaht wird, wo nicht nur entlegenste Gedanke wahr ist, sondern auch das Gegenteil jedes solchen Gedankens.

Dies ist das Furchtbare, mit Recht von den andern Gefürchtete an

diesem Menschen. Völlig allein steht er nicht, nicht die ganze Welt ist gegen ihn. Es sind da noch einige Menschen, einige sehr zweifelhafte, sehr gefährdete und gefährliche Menschen, die ihn zuzeiten gefühlhaft verstehen: Rogoschin, die Nastasja. Vom Verbrecher und von der Hysterischen wird er verstanden, er, der Unschuldige, das sanfte Kind!

Aber dies Kind ist, bei Gott, nicht so sanft, wie es scheint. Seine Unschuld ist keine harmlose und mit Recht erschrecken die Menschen vor ihm.

Der Idiot ist, sagte ich, zeitweise jener Grenze nahe, wo von jedem Gedanken auch das Gegenteil als wahr empfunden wird. Das heißt, er hat ein Gefühl dafür, daß kein Gedanke, kein Gesetz, keine Prägung und Formung existiert, welche anders wahr und richtig wäre als von einem Pole aus — und zu jedem Pol gibt es einen Gegenpol. Das Setzen eines Poles, das Annehmen einer Stelle, von wo aus die Welt angeschaut und geordnet wird, ist die erste Grundlage jeder Formung, jeder Kultur, jeder Gesellschaft und Moral. Wer Geist und Natur, Gut und Böse, sei es auch nur für einen Moment, als verwechselbar empfindet ist der furchtbarste Feind jeder Ordnung. Denn dort beginnt das Gegenteil von Ordnung, dort beginnt das Chaos.

Ein Denken, das zum Unbewußten, zum Chaos, zurückkehrt, zerstört jede menschliche Ordnung. Dem «Idioten» wird einmal im Gespräch gesagt, er sage ja nur die Wahrheit, nicht mehr, und das sei jämmerlich! So ist es. Wahr ist alles, ja läßt sich zu allem sagen. Um die Welt zu ordnen, um Ziele zu erreichen, um Gesetz, Gesellschaft, Organisation, Kultur, Moral zu ermöglichen, muß zum Ja das Nein kommen, muß die Welt in Gegensätze, in Gut und Böse eingeteilt werden. Mag die erste Setzung jedes Nein, jedes Verbotes, eine völlig willkürliche sein — sie wird heilig, sobald sie Gesetz wird, sobald sie Folge hat, sobald sie Grundlage einer Anschauung und Ordnung geworden ist.

Höchste Wirklichkeit im Sinne menschlicher Kultur ist dies Eingeteiltsein der Welt in Hell und Finster, Gut und Böse, Erlaubt und Verboten.

Höchste Wirklichkeit für Myschkin aber ist das magische Erlebnis von der Umkehrbarkeit aller Satzungen, vom gleichberechtigten Vorhandensein der Gegenpole. Der «Idiot», zu Ende gedacht, führt das Mutterrecht des Unbewußten ein, hebt die Kultur auf. Er zerbricht die Gesetzestafeln nicht, er

dreht sie nur um und zeigt, daß auf der Rückseite das Gegenteil geschrieben steht.

Daß dieser Feind der Ordnung, dieser furchtbare Zerstörer nicht als Verbrecher auftritt, sondern als lieber, schüchterner Mensch voll Kindlichkeit und Anmut, voll guter Treuherzigkeit und selbstloser Gutmütigkeit, das ist das Geheimnis dieses erschreckenden Buches. Dostojewski hat aus tiefem Empfinden heraus diesen Mann als krank, als Epileptiker gezeichnet. Alle Träger des Neuen, des Furchtbaren, des ungewissen Zukünftigen, alle Vorboten eines vorgeahnten Chaos sind bei Dostojewski Kranke, Zweifelhafte, Belastete: Rogoschin, die Nastasja, später alle vier Karamasows. Alle werden als entgleiste, als sonderbare Ausnahmegestalten gezeichnet, aber alle so, daß wir für ihre Entgleistheit und Geisteskrankheit etwas von der heiligen Achtung empfinden, die der Asiate dem Wahnsinnigen zu schulden glaubt."

Soweit Hesse.

Betrachten wir seine Ausführungen im einzelnen. Die zentrale Aussage Hesses scheint mir folgende zu sein:

„Der Idiot ist, sagte ich, zeitweise jener Grenze nahe, wo von jedem Gedanken auch das Gegenteil als wahr empfunden wird. Das heißt, er hat ein Gefühl dafür, daß kein Gedanke, kein Gesetz, keine Prägung und Formung existiert, welche anders wahr und richtig wäre als von einem Pole aus — und zu jedem Pol gibt es einen Gegenpol."

Man kann es auch anders sagen: Für den Idioten ist das Nicht-Identisch-Sein Teil seiner Identität.

Und das erschreckt alle an ihm, auch Hesse.

Das Erschrecken resultiert dabei daraus, dass „Identität" eben keineswegs ein so selbstverständlicher Zustand ist, wie man sich gerne einredet. Aber je weniger selbstverständlich Identität ist, um so grösser der Unwille, wenn das Identitätsdenken in Frage gestellt wird.

Woher kommt dieses Nicht-Identisch-Sein ?

Hesse meint:

„Myschkin unterscheidet sich von den andern dadurch, daß er als «Idiot» und Epileptiker, der aber zugleich ein recht kluger Mensch ist, viel nähere und unmittelbarere Beziehungen zum Unbewußten hat als jene."

….

„Er hat Magie, er hat mystische Weisheit nicht gelesen und anerkannt, nicht studiert

und bewundert, sondern (wenn auch nur in ganz seltenen Augenblicken) tatsächlich erlebt."

Es ist typisch für Nicht-Epileptiker, dass sie vom Anfallsgeschehen so verstört sind, dass sie hier eine „höhere Macht" walten sehen.

Dabei wird übersehen, dass man als Epileptiker während des Anfalls bewußtlos ist und in diesem Zustand schlecht das Unbewußte sehen kann. So spektakulär ein Anfall für den Zuschauer aussieht, so banal ist das Geschehen für den im Zentrum. Aber das ist ja nicht ungewöhnlich, denn im Auge des Hurrikans ist es auch still.

Bleibt die Aura, jener kurze, noch bewußte „Moment des Glücks" von dem Dostojewski schreibt. Ich hatte nie eine Aura. Aber Menschen, die wie Dostojewski eine Aura erlebt haben, haben mir erzählt, dass sie diesen „kurzen Moment" hauptsächlich dazu nutzen sich in Sicherheit zu bringen. Ein Anfall ist für den Betroffenen zu allererst ein Sturz, bei dem man sich alle Knochen brechen kann. Es ist schon erstaunlich, wie heil ich die unmöglichsten Stürze überstanden habe, aber ich habe mir auch schon aus einer „harmlosen" Situation heraus das Nasenbein gebrochen und die Zähne eingeschlagen.

So leid es mir für Hesse auch tut: Das mit der höheren magischen Wahrheit ist ein Schmarren.
Damit stellt sich allerdings erst recht die Frage nach der Ursache von Myschkins Andersartigkeit, die laut Hesse ja darin besteht, dass sein Denken „zum Chaos zurück kehrt. „

„Ein Denken, das zum Unbewußten, zum Chaos, zurückkehrt, zerstört

jede menschliche Ordnung." dekretiert er.

Die Frage ist allerdings ob seine Angst vor dem Chaos und der „Zerstörung ..menschlicher Ordnung" nicht typisch deutsch ist.

So ordentlich wie Hesse sich das wünscht, ist nur der Kristall und der ist tot. Das Leben beinhaltet immer neben Ordnung auch Chaos. Nur durch diesen Tanz auf der Grenze von Ordnung und Chaos ist überhaupt das Lebendige definiert.

Bleibt die Frage, wodurch Myschkin das Ordnungsemfinden Hesses, der Jepantschins und ihres Anhangs, aber auch Ippolits und seiner „Nihilisten" so nachhaltig stört.

Was definiert überhaupt „Ordnung" ?

Der Mensch ist ein soziales Tier. Und alle diese Tiere haben zu aller erst eine Rangordnung. Mann und Frau sortieren sich in Hierarchien.

In der menschlichen Gesellschaft ist es noch ein bisschen komplizierter. Neben der gewissermaßen natürlichen Hierarchie, die sich aus der Person und ihren nachvollziehbaren Fähigkeiten ergibt (und die man vielleicht sogar riecht), existiert im Rußland der 60iger Jahre des 19.Jahrhunderts noch eine Hierarchie kraft Geburt, die manche dazu berechtigt andere auch körperlich zu züchtigen und daneben und darunter, aber in wachsender Konkurrenz auch eine Hierarchie, die sich auf Besitz gründet und die dem, der Geld hat, auch Geld geerbt hat,die Möglichkeit verschafft, dem der ihn schlagen darf, gegebenenfalls finanziell die Gurgel zu zu drücken.

Weil diese unterschiedlichen Hierarchiesysteme in Konkurrenz und Konflikt geraden

sind, deswegen sind die „Nihilisten" und ihr merkwürdiger Auftritt überhaupt möglich.

Myschkin aber sind all diese konkurrierenden Hierarchiesystem fremd.
Wobei das nicht heißt, dass sein Verstand sie nicht begreift, aber er lebt sie nicht und sie leben nicht in und mit ihm.

Warum ?

Um das zu verstehen, können wir alle „vererbten", von früheren Fähigkeiten und Verdiensten hergeleiteten Hierarchien, ob sie nun auf Geld (auch ererbtem Geld) oder ererbtem Rang beruhen, getrost vergessen.
Sie definieren sowieso nur ein von den Vorfahren geschenktes Plus oder Minus, das einem am Bein hängt oder nach oben trägt, bei der Herausbildung dessen, was wir als natürliche oder Fähigkeitshierarchie bezeichnen können.

In einer Gesellschaft der Gleichheit wäre dieses Plus oder Minus Null. Und somit würden wir auch nur in einer solchen Gesellschaft tatsächlich von den Fähigsten unter uns regiert.

Aber auch in einer solchen Gesellschaft hätte Myschkin Probleme mit der Rangordnung.
Das liegt daran, dass wir uns in den Gruppen, in denen wir zu Hause sind, gewissermaßen nach unseren Fähigkeiten sortieren.
Da wir auf unterschiedlichen Gebieten unterschiedliche Fähigkeiten haben, findet eine Mittelwertbildung statt. Daraus errechnet sich unser Rang. Natürlich bleiben bei annähernder Gleichheit Zweifel und man überschätzt sich gerne. Dann finden Rangordnungskämpfe statt.
Wir unterscheiden uns da weniger von Affen oder Raben, als wir in unserer Selbstüberschätzung gerne wahr haben wollen.

Das Problem für Myschkin besteht nun darin, dass eine Mittelwertbildung bei Extremwerten nicht funktioniert. Aus einem „klugen Menschen" und kompletten Idioten ergibt sich nun mal kein halber Idiot oder nicht ganz so kluger Mensch. Beides Klugheit und Idiotie bleiben in ihrer Gleichzeitigkeit Myschkinsche Attribute.
Damit ist aber sein natürlicher Platz in einer natürlichen Hierarchie das Nirgends oder auch das Überall und damit die Ortslosigkeit.
Er ist allen anderen gleichzeitig überlegen und unterlegen und damit ist seine Identität das Nicht-Identisch-Sein.

Wenn wir uns nun fragen, warum es bei sozialen Tieren eine solche Rangordnung geben muss, dann ist die Antwort darauf: Weil damit der Krieg jeder gegen jeden, den nach Hobbes angeblich erst der Staat befriedet, verhindert wird. D.h. natürliche Rangordnungen (nicht der ererbte Rang oder das ererbte Geld) sind für soziales Zusammenleben unverzichtbar.

Gleichzeitig verschlingen Rangordnungskämpfe aber auch viel Energie, denn das Nicht-Identisch-Sein ist bei den Myschkins ja nur extrem, insofern wir es hier mit Gleichzeitigkeit zu tun haben. Aber auch die anderen Mitglieder einer sozialen Gruppe bleiben heute nicht wie gestern. Der eine ist zwar ein Silberrücken, aber an der Spitze zu stehen ist anstrengend und irgendwann schwinden die Kräfte, dem anderen wachsen sie und so greift er an und erobert sich einen neuen Platz in der Hierarchie usw. ad infinitum.

Weibchen sind in der Regel schwächer und zumal mit einem Kind auf dem Rücken verletzlicher und deswegen bleiben sie häufig untergeordnet. Aber mit zunehmender

Entwicklung des Sozialen bilden sich neue Verhältnisse. An Stelle roher Kraft tritt die Fähigkeit zu kooperieren, sich zu verbünden.

Hier erweisen sich die Frauen mit ihrer Fähigkeit zu Liebe und Zuneigung aber als das stärkere Geschlecht. Das heißt nicht dass Rangordnungen verschwinden, aber sie werden modifiziert durch Verstehen, Verzeihen und Gernhaben, kurz durch Liebe.

In solchen frauengeprägten Gesellschaften mit ihrer anderen Art von Ordnung hätte es unser Myschkin leichter. Aber leider ist das Matriarchat mit der Herausbildung des Kriegertums vermutlich untergegangen. Zwar erinnert uns der Mythos der Amazonen daran, dass am Anfang dieser Zeit neben Kriegern auch Kriegerinnen existierten, aber vollkommen zu Recht erzählt uns dieser Mythos auch davon, dass am Ende die Kriegerinnen den Krieg verloren haben.

Und so sind wir heute wieder in mancher Hinsicht in der Welt der Paviane gelandet. „Höchste Wirklichkeit für Myschkin aber ist das magische Erlebnis von der Umkehrbarkeit aller Satzungen, vom gleichberechtigten Vorhandensein der Gegenpole. Der «Idiot», zu Ende gedacht, führt das Mutterrecht des Unbewußten ein, hebt die Kultur auf.

Er zerbricht die Gesetzestafeln nicht, er dreht sie nur um und zeigt, daß auf der Rückseite das Gegenteil geschrieben steht.

Daß dieser Feind der Ordnung, dieser furchtbare Zerstörer nicht als

Verbrecher auftritt, sondern als lieber, schüchterner Mensch voll Kindlichkeit

und Anmut, voll guter Treuherzigkeit und selbstloser Gutmütigkeit, das

ist das Geheimnis dieses erschreckenden Buches."

Dass der Idiot das „Mutterrecht des Unbewußten" einführt, hebt mitnichten die Kultur auf.

Es durchlöchert aber die strengen Satzungen des Vaters setzt die prinzipielle Unordnung des Lebens neu auf unsere Tagesordnung.

• Nietzsches Hass auf die „Idioten"

Mancher behauptet von sich, er sei ein großer Denker, dabei hat er doch nur ein großes Maul.

Unter diesen Maulhelden ist Nietzsche zweifellos der Größte.

„Man muß rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte, um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten. Man muß geübt sein, auf Bergen zu leben – das erbärmliche Zeitgeschwätz von Politik und Völker-Selbstsucht unter sich zu sehn. Man muß gleichgültig geworden sein, man muß nie fragen, ob die Wahrheit nützt, ob sie einem Verhängnis wird... Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen niemand heute den Mut hat; der Mut zum Verbotenen; die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für

das Fernste. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. Und der Wille zur Ökonomie großen Stils: seine Kraft, seine Begeisterung beisammenbehalten... Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich... Wohlan! Das allein sind meine Leser, meine rechten Leser, meine vorherbestimmten Leser: was liegt am Rest? – Der Rest ist bloß die Menschheit. – Man muß der Menschheit überlegen sein durch Kraft, durch Höhe der Seele – durch Verachtung..."

http://www.zeno.org/Philosophie/M/Nietzsche,+Friedrich/Der+Antichrist/Vorwort

Welche Großmäuligkeit und Schlitzohrigkeit zugleich. Es ist der alte Trick der betrügerischen Schneider vom dem uns Andersen in „Des Kaisers neue Kleider" erzählt: Wenn ihr mich versteht, seid ihr besonders intelligent. Dieser Trick zieht immer, denn die Zahl der Dummköpfe die zur „geistigen Elite" gezählt werden wollen, obwohl es ihnen an allem mangelt, vor allem an Verstand und Vernunft, ist speziell in Deutschland sehr gross.

Aber gerade wenn man kein Kindskopf ist, muss man eigentlich sehen, dass der Kaiser splitterfasernackt ist.

„2

Was ist gut? – Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? – Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? – Das Gefühl davon, daß die Macht *wächst* – daß ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; *nicht* Friede überhaupt [1166] sondern Krieg; *nicht* Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, *virtù,* moralinfreie Tugend).

Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehn: erster Satz *unsrer* Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher als irgendein Laster? – Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratnen und Schwachen – das Christentum..."

http://www.zeno.org/Philosophie/M/Nietzsche+Friedrich/Der+Antichrist/1-10

Dieses Geschwätz ist hochgradig gefährlich für jeden und jede die wir einmal Momente der Schwäche erleben können. „Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehen....Und man soll ihnen noch dazu helfen."

Als Idiot muss man wissen was das heißt. Und niemand kann sagen, Hitler habe Nietzsche missverstanden, als er folgenden „Führerbefehl" nachträglich auf den 1.9.1939 datierte:

„Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann."

http://de.wikipedia.org/wiki/Aktion_T4

Es ist genau das, was Nietzsche fordert:

„Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehn: erster Satz unsrer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen."

Das er selbst in Wirklichkeit ein „Schwacher und Mißratener" war, macht dabei nichts besser.

Nun hört man oft und oft zurecht, dass Philosophen nicht für Verbrechen, die aus falschen Gedanken resultieren, verantwortlich gemacht werden dürfen.

Hegel, beispielsweise, hat mit seiner „dialektischen Logik" den Boden bereitet für Stalinsche Willkür.

Seiner Methode der These-Antithese-Synthese wohnt von Haus aus Willkür und Beliebigkeit inne. D.h. seine Methode die Beschränktheit bloßen logischen Denkens zu überwinden, ersetzte die Beschränktheit durch Beliebigkeit.

Die Menschen die Opfer eines „dialektischen" Rechtssystems wurden, bekamen diese Beliebigkeit zu spüren.

Allerdings hat Hegel groß gedacht und groß geirrt.

Und er hat nie zum Massenmord aufgerufen oder ihn gebilligt.

Andere haben seine Denkfehler missbraucht und damit Massenmorde gerechtfertigt.

Nietzsche kann man nicht missverstehen. Sein Mordaufruf ist unmissverständlich. Und die Euthanasie-Politik der Nazis ist daraus eine zwingende logische Konsequenz.

Nun goutieren viele ja Nietzsche und den „Antichristen" wegen seiner Religionskritik: Nietzsche, der Tabubrecher, Nietzsche, der endlich sagt, was schon lange mal gesagt werden musste !

Nur was sagt er denn ?

Er wiederholt die einmal gefundene Formel wonach Mitleid angeblich Schwäche sein soll bis zum Erbrechen und übergießt das ganze dann mit einer stinkenden Jauche aus Antisemitismus, den er aus den aller trübsten Quellen seiner Zeit schöpft.

Überhaupt beweist sein Räsonieren z.B. über den Budhismus vor allem eins:

Den Mangel jeder ernst zu nehmenden Kenntnis.

Oder was soll man sonst zu folgender Sentenz sagen:

„Die Voraussetzung für den Buddhismus ist ein sehr mildes Klima.." Wo ? In Sri Lanka oder eher im tibetischen Hochland ?

Das Verdikt, dass er über das Christentum spricht, bekommt Epikur und bekommen die Epikureer genauso ab.

Alles was nicht den Maximen unter Absatz 2 folgt ist schlecht. Alles was mitleiden

kennt, wird verdammt.

Absatz 2 ist gewissermaßen das Nietzsche Glaubensbekenntnis, sein „Vater unser..".

Es dies ein Bekenntnis der Dummheit und zur Dummheit, denn die Fähigkeit zum Mitleiden ist die Grundlage jeder Intelligenz sozialer Tiere.

Selbst wenn man berücksichtigt, dass Nietzsche alles was wir heute über Spiegelneuronen wissen, zu seiner Zeit nicht wissen konnte, spricht trotzdem die tiefste Nacht der Unkenntnis aus dieser Sentenz:

„Was ist schädlicher als irgendein Laster? – Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratnen und Schwachen – das Christentum...".

Dass er „Mitleiden" so umstandslos mit Christentum gleichsetzt, ehrt die Christen. Ob sie dieses Lob immer verdient haben, sei dahin gestellt.

Fakt ist: Unsere Fähigkeit in die Haut unserer Mitmenschen schlüpfen zu können, ist die unentbehrliche Basis jeglicher Intelligenz. Wer diese Fähigkeit in sich tötet, tötet seine Vernunft und seinen Verstand.

Weil das so ist, deswegen ist Glück auch nicht „das Gefühl davon, daß die Macht wächst". Glück ist, wenn ich liebe und geliebt werde. Und Liebe ist, wenn ich meine Freuden und meine Freundlichkeit mit Anderen teilen kann und sie sich dadurch vermehren.

Überhaupt die Macht, sie ist ihm sein Ein und Alles:

„Was ist gut? – Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht."

Nietzsche vergisst, dass die Macht des Anderen über mich meine Ohnmacht ist.

Natürlich träumt er stattdessen von der Ohnmacht der Anderen.

Er hätte aber besser, statt zu träumen und Kant einen „Idioten" zu nennen, dessen kategorischen Imperativ studiert. Vielleicht hätte er dann begriffen, dass in einer Gesellschaft, in der alle die Macht für sich und die Ohnmacht der Anderen wollen, am Schluss alle gleich ohnmächtig sind.

Wer selber frei sein und bleiben will, darf Sklaverei nicht dulden.

Wer Sklaverei lobpreist, wie unser angeblich großer Denker, schmiedet an seinen eigenen Ketten.

So hasst Nietzsche also den Idioten Kant und den Idioten Jesus, hasst Epikur und den „Bauer" Luther, wir aber, Idioten von Geburt an, fühlen uns wohl in dieser ehrenwerten Gesellschaft und sind stolz darauf Idioten geheißen zu werden.

Myschkin und Ich – Skizzen vom Anderssein

Wie ich einmal beinahe in die Ludwigshafener Müllverbrennung gefallen wäre

Früher, vor dem Umbau, befand sich eine große, offene Plattform vor der Ludwighafener Müllverbrennung. Am dieser Plattform befand sich ein nicht sehr hohes Geländer. Dahinter ging es ca.5-10 m in die Tiefe. Dort unten lag der Müll, der aus dieser Kammer langsam über eine Transportschnecke in die Brennkammer transportiert wurde.
An diesem Geländer standen die Autos um Müll zu entladen.
Wir standen mit einem VW-Bus dort und waren zu dritt. Da der Bus zu schmal war für 3 Personen, stand ich seitlich vom Bus und warf Müll in den Abgrund.
Auf einmal parkte ein LKW rückwärts neben uns ein. D.h. er fuhr direkt auf mich zu Richtung Geländer. Ich erinnerte mich später, dass ich ihn aus den Augenwinkeln bemerkte. Der LKW konnte mich nicht bemerken, da ich im toten Winkel stand.
Ich reagierte allerdings auch nicht.
Mein Kollege bemerkte die Gefahr und riss mich in letzter Sekunde aus dem Weg. Gleichzeitig brüllte er mich an: "Hast Du eigentlich bemerkt, dass ich Dir gerade das Leben gerettet habe !". Ich grinste ihn nur blöde an, denn ich hatte in der Tat nichts davon bemerkt.
Zwar hatte ich den zurückstoßenden LKW gesehen, aber irgendwelche "da ist eine Gefahr"-Programme, wie sie normalerweise bei normalen Menschen in solchen Situationen zu weitgehend automatisierten Antworten wie "schnell weg" führen, sprangen bei mir nicht an.
Ich bekam noch nicht mal Angst.
Das ist auch das, was mich, auch im Rückblick, am meisten erschreckt.
Wobei "Erschrecken" das falsche Wort ist, denn Erschrecken ist ein Vorgang, der den ganzen Körper erfasst. Ein solches Erschrecken gab es nie.
Es gab bei mir nur die rationale Erkenntnis, dass ich tatsächlich in Lebensgefahr gewesen war.
Mit dem zurückstoßenden LKW war es im Prinzip so, als hätte irgendein Teil von mir, dass was ich gesehen habe, unter der Rubrik „unwichtig“ abgelegt.
Und meine Augen und mein Sehzentrum konnten anschließend beweisen, dass sie nicht versagt hatten.
Es ist überhaupt ziemlich merkwürdig, dass ich hinterher oft weiß, was ich falsch gemacht habe und warum.
Schon als Kind hatte ich mehr Unfälle als z.B. mein Bruder und den einen oder anderen Unfall "verdankte" mein jüngerer Bruder auch mir.
Auch wenn ich jetzt seit ca.20 Jahren keinen Anfall mehr hatte, werde ich trotzdem nie einen Führerschein machen, weil ich der festen Überzeugung bin, dass ich eine Gefahr für mich und meine Mitmenschen wäre und zwar wegen meiner fehlenden Reaktion auf zurückstoßende Lastwagen.

Generell bin ich immer gut, wenn es ums Denken, auch ums schnelle Denken und Begreifen, geht. Sobald es ums reagieren geht, d.h. wenn eher das Kleinhirn als das Großhirn gefragt ist, bin ich verloren.
Z.B. brauchen sie mir keinen Ball zu zu werfen, ich werde ihn wahrscheinlich nicht fangen (können). Auch wenn sie mir im übertragenen Sinne "Bälle" zu werfen, werden die öfter verloren gehen.
Ich habe eben das, was man eine "lange Leitung" nennt.
Aus diesem Grund hat ich auch schon als Kind wenig Interesse an Spielen, bei denen es auch ums Täuschen und Tricksen geht.
Wer verliert schon gern immer ?

Konnte Myschkin einen Ball fangen ?

Ob Myschkin einen Ball fangen konnte, steht nicht im Roman. Noch nicht mal, ob er jemals versucht hat einen Ball zu fangen.
Auch von Dostojewski weiß ich das nicht. Ballspielen dürfte in den höheren Kreisen Rußlands vielleicht nicht so in Mode gewesen sein.
Aber dass ich keinen Ball fangen kann, weiß ich.
Und ich bin überzeugt, dass auch Myschkin/Dostojewski das nicht konnte.
Aber der Reihe nach:
Wenn sich 2 Jungen auf der Straße treffen, kann es sein, dass der eine dem anderen den Ball zuwirft, der fängt und dann fangen die beiden an zu spielen. Wenn man diesen Vorgang a la Libet (http://de.wikipedia.org/wiki/Benjamin_Libet und http://de.wikipedia.org/wiki/Libet-Experiment) messen könnte, würde man wahrscheinlich feststellen, dass das erste Fangen nur funktionierte, weil der Körper und die Hände den Ball gefangen haben, bevor der angespielte Junge überhaupt darüber nach gedacht hat.
Er fängt erst den Ball und dann überlegt er sich, ob er überhaupt spielen will.
Ich kann keinen Ball fangen, weil ich darüber nachdenken muss, d.h. die Automatismen funktionieren nicht.
Mit Libets Experiment wird ja gerne die Frage verbunden, ob es überhaupt so was wie Willensfreiheit gibt, wenn unsere Hände schon wissen was sie tun wollen, bevor unser Kopf meint es beschlossen zu haben.
Evolutionär gesprochen hätte uns der Leopard, als wir noch Affen waren, auf dem Baum immer gefangen und gefressen, wenn wir auf die Reaktion unseres damals noch gar nicht richtig vorhandenen Großhirns gewartet hätten.
Myschkin und ich gehören aber vermutlich genau zu der Sorte Mensch die am ehesten schon als Kinder vom Leopard gefressen würden, wenn uns Leoparden noch fressen könnten.
Wobei, um wieder auf die Willensfreiheit zu kommen, das vom Leopareden gefressen werden in der Tat die größte Beschränkung jedweder Willensfreiheit ist.
Die gegenwärtige Neurologen-Diskussion über Willensfreiheit leidet unter dem grundsätzlichen Mangel, dass nicht verstanden wird, wie wenig Zeit wir überhaupt hätten, über das was wir wollen nach zu denken, d.h. überhaupt einen Willen zu entdecken, wenn alles was wir tun, von unserem Verstand geleitet und kontrolliert werden müsste.
Myschkins und mein Defizit liegt gerade darin, dass wir über viel zu vieles erst nachdenken müssen, was andere als fertige Automatismen einfach abrufen können.

Sein und mein Defizit liegt nicht im Verstand, sondern in dem was dem Verstand an intellektueller und motorischer Leistung voraus geht.
Unser Myschkin-Verstand funktioniert auch deswegen relativ gut, weil er mehr leisten muss. Dieses „Mehr leisten müssen" kann aber schnell zur Überforderung werden und dann gucken wir reichlich blöd.
Wenn sie mich so sehen wollen, zwingen sie mich am besten Ball zu spielen.

Willensfreiheit, Determinismus und Wechselwirkung

Man spricht gern von Kausalketten. Wobei das ein kein schöner Ausdruck ist.
Es klingt so nach Kunda Kinde und einem Sklavenschiff auf dem Weg über den Atlantik.
Ich ziehe es vor mir Schüre vor zu stellen, die von der Ursache zur Wirkung gespannt sind. Mit Knoten versehen, an denen Wenn.. dann-Bedingungen hängen. Am Ende gleicht das alles mehr einem Netz.
Natürlich kann man auch damit gebunden und zum Sklaven gemacht werden.

Wenn wir uns nun etwas konkreter auf unser Problem einlassen, dann stoßen wir zunächst auf die Beziehung Ursache → Wirkung. Nehmen wir an, wir sagen: Menschen sind die Produkte ihrer Umwelt, weil sie von daher geprägt sind und erzogen werden. Wir erhalten die Beziehung Umwelt → Mensch.
Nun besteht aber der wichtigste Teil der Umwelt jedes Menschen wieder aus Menschen. Selbst die Natur um uns ist vielfach menschlich geprägt. Und schon erhalten wir die Beziehung Mensch → Umwelt.
Wir erhalten damit statt einer Ursache-Wirkungs-Beziehung eine Wechselwirkung. D.h. wir haben nun 2 Knotenschnüre: Von der Umwelt zum Mensch und rückwärts vom Mensch zur Umwelt.
Scheinbar ist das kein Problem, in Wirklichkeit aber doch.
Worin besteht unser Problem ?
Kausalketten setzen die Ursache als gegeben und die Wirkung als Resultat. Allgemein können wir sagen, dass A als Ursache durch seine Wirkung B in B' verwandelt. Wenn wir nun aber zur Wechselwirkung übergehen, dann ist A nicht mehr nur Ursache, sondern zugleich Wirkung, d.h. A geht über in A'. Damit erhalten wir aber ein Problem: Ist nun A oder A' Ursache ? Und wird damit B zu B' oder zu B'' ? Und je nachdem welches B wir erhalten ist dieses ja auch wieder Ursache von A.
Die Katze beißt sich damit in den Schwanz.
Und während sich die Katze in den Schwanz gebissen hat, ist unser ganzes schönes logisches Denken perdu. Wechselwirkungen widersetzen sich der Logik, weil sie den Satz von der Identität außer Kraft setzen.
Nur wenn wir die Tatsache einer Wechselwirkung ignorieren, können wir einerseits die Wirkung des Menschen auf die Umwelt und andererseits die Wirkung der Umwelt auf die Menschen untersuchen. Ohne dass wir die andere Seite dabei mehr oder weniger ignorieren geht es aber nicht.
Wir können uns nur dieser Ignoranz bewusst sein und dann die Seiten wechseln. Das ist z.B. das übliche Vorgehen von Marx im Kapital, das Heerscharen gläubiger Jünger in schiere Verzweiflung gestürzt hat.
Damit wird Kausalität aber zu einem Spezialfall: Sie existiert nur in ihrer ganzen

Reinheit und Strenge, wenn es keine Wechselwirkung gibt.
Wechselwirkungen gibt es aber immer. Und somit ist das Betrachten von Kausalität immer eine Abstraktion vom wirklichen Leben.
Eine notwendige und sinnvolle zwar, - denn sonst bliebe uns nur der allgemeine Satz, dass alles mit allem zusammenhängt und der verwechselt Erkenntnis mit wohlklingendem Rauschen,- aber eben doch eine Abstraktion.
Die Realität gehört den Wechselwirkungen.
Und damit erhalten wir ein Moment von Unbestimmtheit:
A wirkt auf B und macht es zu B'.
B wirkt auf A und macht es zu A'.
Da beides gleichzeitig geschieht, ist damit unbestimmt ob A oder A' auf B oder B' wirkt und umgekehrt. Erst wenn man eine Sequenz unterstellt, z.B. in der Form, dass erst A auf B wirken soll und dann B auf A können wir ein bestimmtes Resultat angeben.
D.h. aber der Determinismus den wir für die Realität annehmen, hat ein Moment der Unbestimmtheit. Damit erweist sich der Laplacsche Dämon als nicht existent.
Kein Gott kann alle Ursachen wissen, weil erst im Moment des Vollzugs A oder A' resp. B oder B' zur Ursache wird.
Auf dieser Unbestimmtheit basiert unsere Freiheit.
Andernfalls gäbe es keine, nur Schicksal.
Freiheit heißt demnach, dass wir uns in einer Wolke von Möglichkeiten bewegen und aktiv zu beeinflussen versuchen, welche Möglichkeit zur Wirklichkeit wird.
Dass wir dabei auch scheitern, gehört dazu.
Dass wir uns dadurch aber nicht abhalten lassen, auch.
Das heißt aber auch, dass Freiheit, Befreiung ein Prozess ist und kein Zustand in dem wir es uns irgendwann gemütlich machen können.
Wir werden freier dadurch, dass wir uns neue Möglichkeiten erarbeiten. Und wir können unfreier werden, weil uns Handlungsoptionen weg genommen werden.
Es heißt aber vor allem auch, dass die Behauptung wir seien frei und gleich geboren, eine Lüge ist, wenn auch eine im Verfassungsrang.
Als Baby war unsere einzige Möglichkeit nach der Mutter zu schreien, dass heißt unsere Möglichkeiten und damit unsere Freiheit waren sehr beschränkt.
Dafür waren wir alle gleich hilflos, aber nur für den Moment.
Die Unterschiede beginnen danach schon damit, ob unsere Mutter uns schreien hört oder nicht.
Das ist aber längst nicht alles: Mutter und Vater geben dem Kind ihre Gene mit und damit begründen sie die erste Form der Ungleichheit, Mutter und Vater haben einen sozialen Status und auch den vererben sie und schließlich sind da auch noch die silbernen Löffel in der Kredenz.
Die Folge von all dem: Spontan wird sich in jeder Gesellschaft mit der Zeit eine Aristokratie ausbilden, die dann im Laufe der Zeit die gesellschaftliche Entwicklung lähmt und erstickt.
Dass wir frei und gleich sein sollen, ist demnach zu aller erst ein Versprechen, an dessen Erfüllung wir alle arbeiten müssen.
Die Automatismen, die z.B. Libet aufgedeckt hat, stehen diesem Ziel nicht im Weg. Im Gegenteil: Nur wenn die Hände selber wissen, wie sie den Ball zu fangen haben, kann der Verstand z.B. des Handballspielers über Spielzüge und Spielstrategie nachdenken.
Oder beim Klaviervirtuosen: Gerade weil er die Musik (Noten, Tempi etc.) in seinen Fingern hat, kann ihn sein Verstand dazu befähigen dieses Stück auf eine ganz eigene Art zu interpretieren.

Meine Spezialität sind saudumme Fehler

Während ich dies schreibe, sitze ich gerade im Nachtzug auf der Heimfahrt von einer Dienstreise. Für eine solche Reise benötige ich eine Fahrkarte. Da ich meine Fahrkarten im Internet online buche, muss ich sie irgendwann ausdrucken.
Das hatte ich vor Dienstreiseantritt vergessen.
Also musste ich mir meine Fahrkarte vor Ort von einem Kollegen ausdrucken lassen (das Konfigurieren von Druckern ist eine Wissenschaft für sich und deswegen ist dies der einfachste Weg). Dazu erstellte ich eine PDF-Datei und speicherte sie für meinen Kollegen auf einem USB-Stick. Zu meinem großen Glück, las er was er druckte und bemerkte, dass ich im Begriff war mir die Fahrkarte für die Hinfahrt statt der Rückfahrt auszudrucken. Ich hatte übrigens die erstellte PDF-Datei ebenfalls gelesen und dabei festgestellt, dass die Abfahrtszeit auf die Minute genau die gleiche war, wie bei der Hinfahrt, aber nicht bemerkt, dass das daran lag, dass ich gerade die Hinfahrt ausdrucken wollte.
Ich reise gerne mit dem Nachtzug. Üblicherweise startet der am Vortag. Ich muss immer höllisch aufpassen, dass ich nicht für den falschen Tag reserviere.
Die Beispiele mögen Ihnen vergleichsweise harmlos vorkommen. Beachten Sie bitte, dass das auch daran liegt, das ich wenig Lust habe sie mit meinen weniger harmlosen „Unfällen" zu unterhalten.
Fakt ist, dass ich immer damit rechnen muss, dass ich einen Fehler mache, den außer mir und meinen Mit-Myschkins normaler weise niemand macht und Fakt ist auch, dass meine Fehlerrate eher steigt, wenn ich mir besondere Mühe gebe und alles richtig machen will.
Übrigens: Bei der falschen Fahrkarte befand ich mich in keiner Weise unter besonderem Stress oder Anspannung. Dann passieren nämlich eher dickere Klöpse.

Wie wird der Wein ?

Es ergäbe aber ein völlig falsches Bild, wenn ich Ihnen ständig nur von Fehlleistungen erzählen würde. Anderssein bedeutet nicht zwangsläufig schlechter sein.
Ich muss wohl 9 Jahre gewesen sein und hatte Herbstferien. Wir waren den ganzen Tag "lesen" gewesen. So nennt man das in Bad Dürkheim, wenn man in den Wingert geht um die Trauben abzuschneiden.Mein Vater war Mitglied in der Winzergenossenschaft "Vier Jahreszeiten". Die liegt im "Finkepaad" wie das ganze Viertel in Bad Dürkheim heißt. Und wir wohnten in Seebach, unsere Lieser (die Traubenleserinnen) auch.
Seebach liegt aber oben auf dem Berg. So koppelte mein Vater am Amtsplatz, auf halbem Weg, den Planwagen ("des Plugskärchel") in dem wir alle saßen ab und fuhr die Frauen nach Hause. Die Rolle (der Anhänger) mit Trauben blieb am Amtsplatz stehen. Und da ich Ferien hatte, durfte ich sie bewachen und anschließend mit in die Genossenschaft zum Abliefern.
Als ich so da stand im feuchtkalten Nebel, kam ein Ehepaar auf mich zu.
Der Mann wollte von mir wissen wie der Wein wird. Wahrscheinlich wäre er mit der Antwort "gut" vollkommen zufrieden gewesen.
Diese Frage wird übrigens jedes Jahr meistens schon im Mai wenn die allerersten Blättchen am Rebstock treiben den staatlichen Weinbauämtern gestellt und die geben

zu meiner regelmäßigen Verwunderung darauf sogar eine Antwort.
Die Wissenschaftler der Weinbauämter können diese Frage niemals ernst nehmen, sonst müssten sie immer sagen: Wir können es noch nicht wissen ! Eigentlich wissen wir es doch so wie so erst, wenn der Wein im Glas funkelt. Aber sie antworten, ich nicht.

Ich nahm die Frage ernst.

Und so erklärte ich ihm, dass das erst die Trauben sind. Die Trauben kommen dann ins Kelterhaus und werden gemahlen, danach gewogen, aber nicht nur nach Gewicht, sondern auch nach Öchsle und dann weiß man erst, wie gut der Wein werden kann, aber damit es überhaupt Wein wird muss er erst vergären und wenn man da nicht aufpasst vergärt er nicht zu Wein, sondern zu Essig und erst wenn das alles fertig ist, also in einem Dreivierteljahr, weiß man ob der Wein gut wird. Und selbst dann bleibt er nicht, wie er ist.

"Du Rotzlöffel, du", der Mann wollte mir eine runterhauen. Allerdings war er einen Kopf kleiner als ich und seine Frau zog ihn am Ärmel.
Und mir fällt es heute noch schwer ein zu sehen, dass die meisten Leute auf Fragen wie "Wie gehts ?", "Was macht die Gesundheit?" meistens gar keine Antwort wollen, jedenfalls keine die irgendetwas erklärt.

Ich hätte mir damals vermutlich lieber die Zunge abgebissen, als ihm die Antwort zu geben, die er hören wollte. So was hätte mir körperlich widerstrebt.

Es ist ja überhaupt so eine Sache mit dem Geschmack und mit „gut" oder „schlecht".
Was ist das überhaupt ? Und kann man Geschmack überhaupt in mehr oder weniger messen ? Ist Geschmack nicht immer nur anders ? Und kann ein „schlechter" Jahrgang nicht hochinteressante Weine hervorbringen, zumal wenn Geschick im Wingert auf Geschick im Keller trifft.
Was unterscheidet überhaupt gute von sehr guten Weinen ?
Ist es nicht eher so, dass man zwar leicht einen schlechten Wein erkennt, dass aber bei den guten nicht um ein mehr oder weniger als um ein Anderssein geht und dass dieses Anderssein auch seine jeweils eigene Reize hat ?

Über die Flüssigkeit unserer Begriffe

„Es ist aber weit schwerer, die festen Gedanken in Flüssigkeit zu bringen, als das sinnliche Dasein."*[Hegel: Phänomenologie des Geistes. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 38822-38823 (vgl. Hegel-W Bd. 3, S. 37-38) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*
Das sinnliche Dasein ist flüssig, eben weil ihm Werden und Vergehen als unumstößliche Tatsache fest eingeschrieben sind. Selbst Steine sind nicht ewig sich selbst gleich, sondern wandeln sich nur auf einer anderen Zeitskala.
Dagegen pflegen unsere Gedanken zu festen Formeln zu gerinnen. Formeln, die mit ihrem scheinbaren Ewigkeitswert, ihrer ewigen Sichselbstgleicheit aber Geboren werden und Sterben gleichermaßen verleugnen.

Aber nicht bei allen Menschen und bei allen gleichermaßen findet dieser Gerinnungsprozess so statt. Ich hatte mit 9 Jahren definitiv noch kein Wort von Hegel gelesen, aber die eigentlich flüssige Natur von Begriffen wie „guter Geschmack" oder „guter Wein" war mir ohne weiteres klar.
Oder anders ausgedrückt: Es war mir eher nicht klar, dass andere Menschen das Prozesshafte alles Lebens nicht so im Kopf haben.
Ich habe eine instinktive Scheu vor zu starren Festlegungen. D.h. nicht, dass ich nicht zu Dogmatismus und Rechthaberei fähig wäre, aber es muss dann ein gewissermaßen „dialektischer" Dogmatismus sein.
Wir denken logisch, weil wir so die Welt für uns ordnen und nicht weil die Welt tatsächlich so ordentlich ist.
Logik ist ein Werkzeug unseres Denkens. Aber ein Werkzeug, dass im Prinzip von uns verlangt, dass wir den eigentlich flüssigen Charakter unserer Umwelt ignorieren und Veränderungen soweit und solange ignorieren, solange sie sich ignorieren lassen.
Damit lassen sich Ordnungen definieren und an diesen Ordnungen lassen sich Programme festmachen, Automatismen die uns das tägliche Leben erleichtern.
Wir können handeln, ohne Denken zu müssen.
Fehlt einem das, so muss man sich jeden Tag alles wieder neu erarbeiten. Man hat zwar den Vorteil des immer frischen Blicks, aber dafür muss man einen hohen Preis zahlen. Wenn ich mir allerdings immer alles neu erarbeiten müsste, müsste ich ja jeden Tag neu gehen lernen. Das ist zum Glück nicht der Fall.
D.h. ein gewisses Maß an Ordnung akzeptieren auch die Myschkins.
Aber insgesamt bin ich nicht so sehr auf der Seite der Ordnung. Wobei man nicht glauben soll, diese inhärente Unordentlichkeit sei das Ergebnis einer bewussten Entscheidung. Wir sind so.
Zu den ordnenden und manchmal allzu ordentlichen Begriffen gehören z.B. Gut und Böse oder Liebe und Hass. Wir vergessen gerne, dass sie eine Vielzahl sehr unterschiedlicher, auch qualitativ unterschiedlicher Dinge bezeichnen können und dass unsere Angewohnheit sie bloß im Rahmen eines „mehr" oder „weniger" zu ordnen nur eine schlechte Angewohnheit ist.
Zum Anderssein der Myschkins gehört meines Erachtens auch ein gewisses „Fremdeln" gegenüber üblichen und allgemein gebräuchlichen Begriffen.
Myschkin wird z.B. mehrfach gefragt, ob er Natasja respektive Aglaja liebe. Er bestreitet das in der Regel und beschreibt dann seine starken Gefühle diesen beiden Frauen gegenüber. Noch während man diese Beschreibungen liest, weiß man, er liebt sie beide. Aber es heißt bei ihm nicht Liebe.
Wenn wir ihn fragen könnten, warum, würde er uns wahrscheinlich wortreich und ihn starken Bildern erklären können, dass seine tiefen Gefühle für beide Frauen weit davon entfernt sind identisch zu sein. Er empfindet für beide nicht dasselbe und deswegen hütet er sich sehr davor es „Liebe" zu nennen, denn dann müsste es ja dasselbe sein.
Zumal nichts so sehr Klischee, kleine Münze ist, wie der Satz: „Ich liebe Dich !" Oft gebraucht und abgegriffen wie ein Cent-Stück.
Und weil seine Gefühle für beide unterschiedlich sind, deswegen hat er auf der Parkbank neben Aglaja sitzend auch nicht das geringste Gespür für die Gefahr in die er sich und seine Liebe zu Aglaja bringt, wenn er Aglaja seine tiefen Gefühle für Natasja anvertraut.

Allerdings reicht das alles überhaupt nicht aus um zu erklären, warum er regelrecht panisch reagiert, wenn von Liebe, von seiner Liebe zu diesen beiden Frauen die Rede

ist.
Sein Unbehagen gegenüber allzu klaren Begriffen ist das Eine, sein Unbehagen gegenüber allzu großer körperlicher Nähe das Andere.
Auf der Parkbank mit Aglaja kommt es nur beinahe zu einem Körperkontakt, aber nur weil Aglaja das Bedürfnis verspürt:
„»Nun gut, gut«, unterbrach sie ihn, aber in ganz verändertem Ton, aus welchem man tiefe Reue und Angst heraushörte; sie bog sich sogar zu ihm hin, wobei sie es aber immer noch vermied, ihn gerade anzusehen, und war nahe daran, ihn an der Schulter zu berühren, um ihre Bitte, daß er ihr nicht böse sein möge, noch eindringlicher zu machen. »Gut«, fügte sie, sich furchtbar schämend, hinzu, »ich fühle, daß ich mich eines schrecklich dummen Ausdrucks bedient habe. Ich habe das gesagt ... um Sie zu prüfen."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20494 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 83) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Die Frage, was aus beiden geworden wäre, wenn sie diese Scheu überwunden hätte, ist schwer zu beantworten. Wäre sein Panzer aufgebrochen oder wäre er scheu zurück gewichen ? Schwer zu sagen.
Es steckt in ihm eine große Unsicherheit in Bezug auf seine eigene Körperlichkeit. Sein Körper ist ihm mehr Last als Freude.
Es wäre allerdings ein Fehler diese Unsicherheit auf das Anfallserlebnis zurück zu führen, zumal man die Frage stellen muss, ob es ein Anfallserlebnis überhaupt gibt. Für mich, der ich nie eine Aura hatte, gibt es das definitiv nicht. Schließlich bin ich nicht bei Bewusstsein. Ich kann zwar nicht ausschließen, das auch das was unbewusst mit mir passiert, Spuren in mir hinterlässt. Aber meine Unsicherheit ist älter als meine Anfälle (wenn man die Fieberanfälle ausklammert). Wir stoßen hier wieder auf das Problem, dass die Idee von der epileptischen Wesensveränderung falsch ist, weil sie Ursache und Wirkung vertauscht. Die Unsicherheit in Bezug auf den eigenen Körper ist eher eine Grundkonstante, die schon da war, als noch keine Anfälle waren und die bleibt, wenn es gelingt keine Anfälle mehr zu haben.
Diese Unsicherheit zeigt sich z.B. beim Fangen eines Balls, sie erfasst aber auch jede Art von Körperkontakt. Drücken kann leicht in Erdrücken übergehen.

„Warum sagen sie das zu diesen Menschen ?"

Wenn wir im folgenden weniger über mein Verhalten oder Fehlverhalten als über das Myschkins reden, so muß man doch immer im Hinterkopf haben, dass wir Myschkins diesem einen Dostojewskijschen Myschkin ähnlicher sind als es uns lieb ist.
Eine Eigenschaft, die wir gemeinsam haben, an der man aber im Gegensatz zu einigen Fehlleistungen von denen ich oben erzählt habe, auch arbeiten kann, ist die Neigung uns klein machen zu wollen.
D.Janz, der ja als Arzt seine Papenheimer kennt wie kein zweiter, urteilt beispielsweise über den sinistren epileptischen Mörder Smerdjakoff in Dostojewskijs „Die Brüder Karamansoff" folgendermaßen:

„ Smerdjakoff, der allem Anschein nach ein Stiefbruder der Brüder Karamasoff ist, den der Vater als Koch und Diener unterhält, bekommt seit seinem 12. Lebensjahr „epileptische" - nach der Beschreibung große - Anfälle, die öfter mal in einen Status

epilepticus münden. Er nennt ihn ..einen langen Epileptischen", womit Dostojewskij wahrscheinlich den Lehrbuchbegriff der ..Crise prolongee" übersetzt. Von der Aura erfahren wir wenig („Krampf in der Kehle"), mehr aber von einer hereditär-degenerativen Ätiologie: Der vermutliche Vater war ein Lüstling und Trinker, die Mutter eine Idiotin.
In diesen Gestalten entfaltet Dostojewskij allein schon von seiten der Anfälle eine breite Palette von Merkmalen, Anfallstypen und Modi ihrer Wiederholung, dass man stutzig werden und sich fragen kann, ob das alles seiner Selbsterfahrung entstammt. Man weiß, daß er selbst große Anfälle hatte, von den ersten fünf, die ich beschrieben fand, waren vier aus dem Wachen, zwei davon spat in der Nacht nach einer Geselligkeit und einer aus dem Schlaf. 20 Jahre spater notierte seine zweite Frau, daß er seine Anfalle ..meist während des Schlafens" hatte (Voskuil 1983). Mit 34 Jahren, also neun Jahre nach Beginn seiner Epilepsie, schrieb er an seinen Bruder: „Ich habe alle Arten von Anfällen."
Daß nicht alles auf Selbsterfahrung, sondern manches auch auf Lektüre entsprechender Literatur zurückgeht. scheint mir naheliegend an der Beschreibung des Verhaltens von Smerdjakoff, die sehr der damals geläufigen Lehrbuchmeinung über die sog. epileptische Wesensänderung ähnelt. Angeführt werden da Unlogik. Verworrenheit, eine grenzenlose Eigenliebe (S. 359), eine widerliche und eigentümliche Familiarität (S. 360). Pedanterie (S. 364) und dass er schüchtern und kriecherisch (S. 369) wirkte, dass insgesamt etwas Düsteres und Widerliches (S.359) von ihm ausging. Man fragt sich unwillkürlich, ob Dostojewskij etwa die Beschreibung gekannt hat, die Samt (1876) zwei Jahre vorher von den „armen Epileptischen" gegeben hat, die „den lieben Gott auf der Zunge, aber den Ausbund von Canaillerie im ganzen Leibe tragen." Mit „Kanaille" beschimpft ihn auch der alte Karamasoff. Dieser Dimension von Epilepsie, die in Smerdjakoff, dem „Stinkenden", ,,die epileptogene Emiedrigung des Daseins" darstellt, widmet Tellenbach (1992) eine sehr subtile Untersuchung. Er schließt daraus, daß die Bestimmung der Wesensänderung, der „von jeher das Hauptinteresse der psychiatrischen Klinik galt, in einer spezifischen Inklination zur Welt des Unten (besteht)". Smerdjakoff dürfte als der Prototyp dieses Epileptikers angesehen werden. Er „sei der Tiefe verhaftet. Die Höhe gelingt ihm nur als Pseudohöhe."
Seine Krise bestehe „vor allem in der Gefahr, die ihm entsteht, wenn seine angemaßte Höhe bestritten wird, d. h. wenn er unter eine klägliche Mittelmäßigkeit herabsinkt". Dann zeige sich der Sadismus dieses Typus „in seiner unverstellten Aggressivität - jener Sadismus. der den Epileptiker zu den fur die Umwelt am meisten bedrohlichen Psychotiker macht".
Die in Smerdjakoff dargestellte „Nachtseite" (Bräutigam 1951-52) ist so ungeheuerlich, dass man sich in unwillkürlicher Abwehr fragt, wieviel davon Reflex irrenärztlicher Urteile als Ursache oder Folge von zeitgenössischen Klischees ist. Bekanntermaßen sind Epilepsiekranke sehr geneigt, sich mit dem Urteil der Umwelt über sie selbst zu identifizieren. Aber Dostojewskij hat auch dem Fürsten Myschkin, in dem er nach Ansicht aller Rezensenten seine eigene Natur und Wesen am Unmittelbarsten wiedergegeben hat und in dem man im Kontrast zu Smerdjakoff die Struktur einer epileptischen „Tagseite" erblicken mag, Züge mitgegeben, die nach der ganz vergessenen schönen Studie von Leonie Stollreiter (1961/62) bei aller Kindlichkeit, Naivität und Zutraulichkeit eine Affinität zu Misstrauen, Boshaftigkeit, Verleumdung, Taktlosigkeit und eine mühsam verdrängte Aggressivität belegen.“
Belegstelle angeben !!!
Soweit Janz.

Ich will nicht leugnen, dass solche Urteile auch bei mir eine nur mühsam zu verdrängende Aggressivität erzeugen.
Die Tellenbachsche „Tiefe" die so schön mit dem „Hinfallen" der „Fallsucht" korrespondiert und nette Metaphern als Erkenntnisersatz offeriert, war ja schon Gegenstand unserer Betrachtungen.
Generell ist nach diesen „netten" Urteilen der Herren Doctores, die ja auch die allgemeinen Urteile des breiten Publikums wiedergeben, doch eher die Frage berechtigt, wieso und auf welche Weise Epileptiker überhaupt Selbstbewusstsein entwickeln können, wenn sie im allgemeinen so be- und verurteilt werden.
Das fehlende Wissen um den eigenen Wert erzeugt dann genau wieder jene „kriecherischen" Verhaltensweisen, über die die Herren Professoren dann die Nase rümpfen dürfen.
Auf jeden Fall ist es eine Konstante im Wesen eines jeden Myschkin, dass er Schuld und Versagen immer zuerst bei sich erwartet.
Und Janz meint, diese Eigenschaft ist bei Dostoevskij so ausgeprägt, dass er sogar das klinische Zerrbild eines epileptischen Mörders aus schlechten medizinischen Lehrbüchern abschreibt.
Gleichzeitig weiß Dostojevskij ja von sich, das dieses Bild nicht zutrifft und so ergibt sich eine eigenartige Mischung aus Selbstbezichtigungen und verletztem Stolz.
Wie man sich das vorstellen muss, kann man sehr schön folgender Szene aus dem 4.Band des „Idioten" entnehmen:
„ »Aber was hat er denn nur? Fangen etwa die Anfälle bei ihm so an?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna erschrocken an Kolja. »Beachten Sie das nicht weiter, Lisaweta Prokofjewna; ich bekomme keinen Anfall; ich werde sogleich weggehen. Ich weiß, daß ich von der Natur stiefmütterlich behandelt bin. Ich bin vierundzwanzig Jahre lang krank gewesen, bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr. Fassen Sie auch jetzt meine Worte und Handlungen als die eines Kranken auf. Ich werde sogleich weggehen, sogleich; seien Sie dessen versichert. Ich erröte über mein Wesen nicht; denn es wäre ja wunderlich, wenn ich darüber erröten wollte, nicht wahr? Aber für die Gesellschaft tauge ich nicht ... Ich sage das nicht aus gekränktem Ehrgefühl ... Ich habe in diesen drei Tagen viel nachgedacht und bin zu der Einsicht gekommen, daß ich Ihnen bei erster Gelegenheit meinen Entschluß offen und ehrlich mitteilen muß. Es gibt Ideen, hohe Ideen, von denen ich nicht zu reden anfangen darf, weil ich unfehlbar alle Hörer zum Lachen bringen würde; eben dies hat mir Fürst Schtsch. soeben ins Gedächtnis zurückgerufen ... Ich besitze kein schickliches Benehmen, und meine Gefühle sind maßlos; meine Worte entsprechen meinen Gedanken nicht, sondern kommen anders heraus; darin aber liegt eine Herabwürdigung dieser Gedanken. Und daher habe ich kein Recht ... Außerdem bin ich mißtrauisch; ich ... ich bin überzeugt, daß mich in diesem Haus niemand kränken will, und daß ich hier mehr geliebt werde, als ich verdiene; aber ich weiß, weiß zuverlässig, daß nach einer vierundzwanzigjährigen Krankheit notwendigerweise etwas zurückbleiben mußte, so daß die Menschen manchmal nicht umhin können, über mich zu lachen ... nicht wahr?« Er blickte sich ringsum und schien eine Erwiderung, eine Antwort auf seine Frage zu erwarten. Alle standen stumm da, peinlich erstaunt über dieses unerwartete, krankhafte und, wie es schien, jeder Ursache entbehrende Benehmen. Aber dieses Benehmen gab zu einer seltsamen Episode Anlaß. »Warum sagen Sie das hier?« rief Aglaja plötzlich. »Warum sagen Sie das zu diesen Menschen? Zu diesen Menschen! Zu diesen Menschen!« Sie schien im höchsten Grad entrüstet zu sein; ihre Augen sprühten Funken. Der Fürst stand stumm und sprachlos vor ihr und wurde auf einmal ganz blaß. »Hier ist niemand, der solcher Worte wert wäre!« fuhr Aglaja heftig fort.

»Alle, die hier anwesend sind, sind nicht so viel wert wie Ihr kleiner Finger und reichen an Ihren Verstand und an Ihr Herz nicht heran; Sie sind ehrlicher als sie alle, edler als sie alle, klüger als sie alle ...! Manche sind hier nicht wert, sich zu bücken und das Taschentuch aufzuheben, das Sie soeben haben hinfallen lassen ... Warum setzen Sie sich selbst herab und stellen sich unter die andern alle? Warum karikieren Sie all Ihre guten Eigenschaften? Warum besitzen Sie so gar keinen Stolz?« »O Gott, ist es zu glauben?« rief Lisaweta Prokofjewna und schlug die Hände zusammen. »Der arme Ritter! Hurra!« schrie Kolja begeistert."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20284 -20286 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 256 -257) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Aglajas Reaktion ist mehr als verständlich, denn gerade das männliche Personal in diesem Roman ist von erschreckender Nichtsnutzigkeit: Wichtigtuer, Schwätzer, Schnorrer, Zyniker, Vergewaltiger, Machtmenschen mit der Intelligenz einer Kartoffel und dem Gemüt eines Fleischerhundes. Myschkin, der „Idiot" ist unter all diesen wirklichen Idioten tatsächlich eine Lichtgestalt.
Einzig die Frauen stechen ab durch Klugheit und Menschlichkeit. Vermutlich kommt das daher, dass ihre gesellschaftliche Rolle mit der von Reitpferden und Zierrosen auf der selben Stufe steht: Sie unterstreichen den Rang ihres Gatten resp. Vaters, vor allem wenn sie französisch sprechen, schön und gebildet sind, denn all das kostet Geld.

Aber diese Frauen haben alle nichts zu sagen, sie sind nur hübsches Ornament. Dadurch sind sie aber viel weniger den Zwängen und Konventionen einer Gesellschaft unterworfen, in der offenbar Bildung, Klugheit und Mitmenschlichkeit eher schädlich sind für den Erfolg. Und so können sie sich als Luxusgeschöpfe den Luxus der Menschlichkeit und der Herzensbildung leisten.
Wenn wir nun Aglaja sehr gut verstehen, haben wir um so größere Probleme den Fürst (und mit ihm all die anderen Myschkins) zu begreifen von dem wir problemlos noch viele Seiten mit ähnlichen und noch abstoßenderen Selbstbezichtigungen beibringen könnten.

Wenn man das verstehen will, führt man sich am Besten vor Augen, was es heißt, was es auch für das gesellschaftliche Ansehen heißt, wenn man von Zeit zu Zeit erst einen tierischen Schrei ausstößt, um sich dann zuckend und mit blutigem Schaum vorm Maul auf dem Boden zu wälzen.
Kein Epileptiker sieht sich jemals so, aber es kommt auch gar nicht darauf an, wie er sich sieht oder nicht sieht:
Er wird so gesehen, von allen anderen.
Jede Nullität steht über ihm oder ihr und ergeht sich dann bestenfalls in Tellenbachscher Dialektik von Höhe und Tiefe oder rümpft einfach nur die Nase.
Das ist aber nur die Spitze des Eisbergs.
Man ist und bleibt, auch wenn man die Anfälle los wird, sein Leben lang der Spezialist für saudumme Fehler. Und manchmal entschuldigt man sich deswegen schon im voraus für die Fehler, die einem später mit Sicherheit noch unterlaufen werden. Die andere Strategie heisst: Alles leugnen. Beides bereitet Probleme. Insgesamt wird man ohne einen gewissen Narren- oder Idiotenbonus nicht durchs Leben kommen.
Ein nicht so naher Bekannter arbeitet beispielsweise als Briefträger. Er litt lange unter Anfällen und dürfte, nach allem, was ich von ihm weiss, ein ähliches Anfallsleiden

haben wie ich. Wahrscheinlich jemand aus dem Kollegen- oder Kolleginnenkreis hat sich einen Scherz mit ihm erlaubt und ein ganzes Bündel auszutragender Briefe aus seiner Briefträgertasche entwendet. Vermutlich haben da ein paar gewettet, dass sie das schaffen, ohne dass er es merkt.
Er hat es nicht gemerkt. Schlimmer noch: Er hat auch nicht gemerkt, dass er für eine komplette Straße keine Post hatte. Das geschah an einem Freitag, Samstags hatte er frei und Montags tauchte das fehlende Bündel anonym bei einer Briefeingangsstelle auf. Die erste Frage seiner Vorgesetzten war natürlich: „Warum haben sie uns nichts gesagt ?". Normalerweise glaubt einem in so einem Fall niemand, was tatsächlich aber so ist: Er hat es nicht gemerkt !
Ich erinnere mich noch sehr gut an die Ermahnungen meiner Mutter:
„Kind, Du bist doch ein ganz gescheiter Bub, warum gibst Du Dir nicht mehr Mühe ? Mach's doch mir zuliebe." Das Problem war nur, je mehr Mühe ich mir ihr zuliebe gab, desto mehr Fehler machte ich. Wenn ich mir weniger Mühe gab, war's nicht so schlimm.
Sie war die erste und nicht die letzte Autoritätsperson, die mich mit der Forderung, mir Mühe zu geben, konfrontierte und nicht die letzte Frau, die meinte ich sollte mich einfach ihretwegen anstrengen.
Ich täte es ja gerne, aber es geht halt nicht.

Myschkin macht Fehler, doch Rußland verzeiht keine Fehler

Das ist das, was bleibt über alle gesellschaftlichen Veränderungen hinweg.
Nun müssen wir aber auch das gesellschaftliche Umfeld beachten und welche Logik die Petersburger Gesellschaft der 60iger Jahre des 19 Jahrhunderts hatte.
Ohne uns in Details zu verlieren, wissen wir, dass sie ziemlich bürokratisch-zentralistisch war und das Rußland dies heute noch ist.
Bürokratie funktioniert aber immer nach dem gleichen Muster. Die Regeln müssen strikt befolgt werden, eigenständiges Denken ist eher schädlich („Das Denken überläßt man besser den Pferden, die haben die größeren Köpfe" wie wir in der Schule lernten) und wer Fehler zu gibt, hat verloren und wird gegebenenfalls gehängt, denn einer muss ja schuld sein.
Man muss kein scharfsinniger Analytiker sein um zu begreifen, dass Myschkin sich für diese Welt nicht eignet.
Das strikte Befolgen aller Regeln wird im schon deswegen nicht gelingen, weil er es gar nicht kann. Jeder Fehler, denn er macht, vorzugsweise aber seine dümmsten, werden ihm immer als bewusster Regelverstoß ausgelegt. So wird er zur „epileptischen Kanaille".
So wenig er alle Regeln immer beachten kann, so wenig kann er aufhören eigenständig zu denken, denn gerade das kann er ja wieder sehr gut.
Und er weiß natürlich schon von Kindesbeinen an, dass er Fehler macht. Manchmal scheint es regelrecht so zu sein, dass der Preis, den er dafür zahlen muss, sich in irgendein Problem ganz tief versenken zu können, die gleichzeitige Unfähigkeit ist, einfache Fehler zu vermeiden. Und da er aus diesem Grund dem Wunsch seiner Autoritätspersonen „sich Mühe zu geben" nie gerecht werden kann, plagt ihn ein überdimensioniertes schlechtes Gewissen, das in dieser Ignorantenwelt von Rechthabern und Besserwissern das allergrößte Handikap ist, mit dem ihn die Natur ausstatten konnte.

Nun gehört er einer außerordentlich privilegierten Schicht an: Er ist Fürst und gehört damit zu jener „Nomenklatura" die über jedem Recht und Gesetz steht.
Diese Privilegierung hat zwar die Kehrseite, dass von Zeit zu Zeit immer mal wieder einer aus dieser Schicht erhängt und in moderneren Zeiten (der technische Fortschritt !) erschossen wird, nachdem vorher alle Fehler und Sünden auf sein Haupt geladen wurden. Das dient dann der Beruhigung des Volkes, das je besser dieser Mechanismus funktioniert, desto sicherer rechtlos bleibt.
Davon abgesehen, wird ein Fürst nie wegen eines Verbrechens verurteilt werden. Aus diesem Grund tut der Kaufmannssohn Rogoschin gut daran, vor und nachdem er Natasja ermordet hat alle Verdachtsmomente auf Myschkin zu lenken, der als „Unantastbarer" mit keiner Mordanklage, schon gar nicht wegen einer „femme fatale", rechnen muss.
Umso unverständlicher ist dann der Schluss, in dem Rogoschin alles zugibt. Das ist nicht die einzige Ungereimtheit mit dem Ende und insgesamt hat man eher den Eindruck, dass Dostoevskij an dieser Stelle einfach Schluss machen wollte und deswegen kurzen Prozess macht.

Aber auch und gerade in der Nomenklatura mag und schätzt man keine „Idioten", die über die Etikette genauso stolpern, wie über ihre eigenen Füße und die dann noch liberalen Ideen anhängen, z.B. der, dass das Recht für alle gelten soll.

Mit Computern machen alle Fehler

Angeblich verzeiht der Computer keine Fehler. Das Wort „verzeihen" ist natürlich unangebracht, den eine Maschine hat keine Gefühle, aber in der Tat ist diese Maschine gegen jede Art von Fehlern gleichermaßen intolerant. Die Unterscheidung zwischen saudummen, dummen und „Fehlern, die wir doch alle mal machen" fällt praktisch weg. Damit wird der Computer zum Freund der Myschkins, denn alle stehen erst mal gleichermaßen dumm davor.
Unsere Fehler stechen nicht mehr so hervor und Leute, die uns sonst gerne als Trottel auslachen, müssen froh sein, wenn wir ihnen ihre Fehler erklären können.
Ja es gab und gibt sogar die Hoffnung auf eine ganz andere Kultur, auch und gerade eine ganz andere Fehlerkultur, aber auch Unternehmenskultur.

Diese Hoffnung war auch eng verknüpft mit der Hoffnung auf Firmen mit Teamwork statt Hierarchien. Inzwischen hat aber z.B. SAP genauso viele Hierarchiestufen wie ein in der Nähe, auf der anderen Seite des Rheins gelegenes großes Chemieunternehmen (ca. 15).
Hier scheint sich die alte Weisheit, dass es auf die Eigentumsverhältnisse ankommt, wieder einmal zu bewahrheiten:
SAP ist heute eine AG und die Hierarchiestufen wuchsen und stiegen mit den Aktienkursen.
Tatsächlich besteht aber die Tätigkeit der Hierarchen hier wie dort und überall nicht im Lösen von Problemen sondern im Verschieben von Verantwortlichkeiten. „Wir sind nicht schuld, die andern waren es". Wer da gut ist, ist auch ein guter Chef.
D.h. mit der Zahl der Stufen und der Wichtigtuer sinkt die Problemlösungskompetenz einer jeden Organisation. Man kann sogar sagen, sie ist umgekehrt proportional zur Zahl der Hierarchiestufen. Gleichzeitig wächst auch wieder der Wunsch zwischen

Fehlern verschiedener Dämlichkeitsgrade zu unterscheiden.
Im Prinzip ist eine solche Entwicklung kontraproduktiv, nicht nur für die Myschkins, sondern auch für die Organisationen selbst.
Sie verträgt sich auch nicht mit der neuen Technik und ist von daher auch in dem Sinn kontraproduktiv, dass sie dazu beiträgt, dass das Potential das Computer bieten, selbst in Firmen, die vom Computer leben, nicht wirklich erschlossen werden kann.
Im Computer steckt für einen Myschkin wie mich eine Art doppelte Befreiung: Wir können den Bürokratismus an die Maschine delegieren. Die quält uns dann zwar mit der Forderung nach korrekter Eingabe, aber sie prüft auch gleich auf Korrektheit und Plausibilität. Und danach erledigt sie stur und zuverlässig ihre Arbeit.
Als Lehrling durfte ich noch Karteikarten von Hand sortieren. Obwohl mir das Alphabet durchaus bekannt ist, sortierte ich regelmäßig falsch ein.
Irgendetwas in mir rebellierte gegen den Stumpfsinn dieser Tätigkeit und spielte mir üble Streiche. Von solcher Tätigkeit erlöst zu sein, ist die erste große Befreiung.
Die zweite große Befreiung: Ich stehe gewissermaßen neben der Maschine, ich muss prüfen, ob sie in ihrer Sturheit alles richtig macht. Dieser Positionswechsel macht uns tendenziell zu Herrn statt zu Knechten.
Allerdings kann das Potential dieser Technik nicht wirklich erschlossen werden, wenn es bei den traditionellen Eigentumsformen bleibt.
Wir sollten dem Kapitalismus stiften gehen.
Wikipedia oder die meisten Open-Source-Projekte machen uns vor wie es geht und wenn die deutsche Linke endlich ihre 60iger/70iger-Jahre Nostalgie überwindet, kann ein neuer Aufbruch zu anderen Ufern gelingen.

Hat Myschkin keinen Humor ?

Tellenbach meint:
„Wie sehr Myschkins Bezug zur Wirklichkeit bestimmt ist von einer vollen Unmittelbarkeit, läßt sich vielleicht nirgends so leicht zeigen wie an seinem Verhältnis zum Witz - gleich zu Anfang, wo er im Gesprach mit Rogoshin und Lebedew sagt, die Generalin Jepantschin sei „die Letzte ihres ganzen Ge-schlechts". Das Gelächter über den Doppelsinn dieser Äußerung versteht Myschkin nicht. Er war „offenbar ganz verwundert darüber, daß er einen, wenn auch schwachen, Witz gemacht haben sollte". Nun macht es ja den Witz aus, daß er zwar auf die Wirklichkeit reflektiert, aber so, daß diese eine momentane Veränderung erfährt. Die Reflexion ist hier eine sich der Realitat bemächtigende und sie verändernde Macht, die auch Schädliches entkräften oder doch abschwächen kann. Diese Elastizitat bleibt Myschkin versagt. Das erschwert auch die Gegenwehr der Mächte, die aus der Tiefe seiner Natur andrängen; denn Myschkin ist auch ohne Reflexion auf sich selbst. Er ist, was die Bergpredigt meint, wenn sie von den „Armen im Geiste" handelt und diese selig preist: er ist Kindlichkeit, die sich ihres Reichtums nicht bewusst ist."
(Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Tellenbach, Schwermut, Wahn und Fallsucht in der abendländischen Dichtung. Hürtgenwald: Guido Pressler 1993, Dostojewskijs epileptischer Fürst Myschkin: Zur Phänomenologie der Verschränkung von Anfallsleiden und Wesensänderung, S. 212-213)

Tellenbach ist offensichtlich ein Erwachsener, der sich seiner Kindischkeit nicht bewußt ist. Ab einem bestimmten Alter beginnen Kinder zu kichern, wenn man Worte aus dem Sexual- und/oder Analbereich verwendet.
Sie geniessen den Tabubruch.
Und genauso kichern Lebedew, Rogoschin und Tellenbach.

Nun gucken wir uns mal die Stelle, von der Tellenbach spricht genauer an:
„ »Wie könnte es auch anders sein!« versetzte der Fürst sogleich. »Fürsten Myschkin gibt es jetzt außer mir gar nicht mehr; ich glaube, ich bin der letzte. Und was meinen Vater und meinen Großvater anlangt, so besaßen die nur ein einziges Gut, auf dem sie zurückgezogen lebten. Mein Vater war übrigens Leutnant bei der Linie, vorher Fähnrich. Und nun weiß ich nicht, in welcher Weise die Generalin Jepantschina zu den Myschkinschen Fürstentöchtern gehört; sie ist ebenfalls die Letzte in ihrer Art ...«
(Kann heißen: »die Letzte ihres Geschlechtes« oder »die Geringste von ihrer Sorte«. (A.d.Ü.))". *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19510 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 11) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*
Dem Übersetzer scheint auch die Myschkinsche Humorlosigkeit eigen, denn er übersetzt so, dass der Witz oder besser gesagt das Witzchen verloren geht.
Und so geht es weiter:
„»Hahaha! Die Letzte in ihrer Art! Haha! Wie Sie das gedreht haben!« kicherte der Beamte.
Auch der schwarzhaarige junge Mann lächelte. Der Blonde war etwas verlegen, daß es ihm gelungen war, ein allerdings ziemlich einfaches Wortspiel zu machen. »Seien Sie überzeugt, ich habe es ganz ohne Absicht gesagt«, erklärte er schließlich einigermaßen befangen.
»Sehr begreiflich, sehr begreiflich!« stimmte ihm der Beamte heiter bei."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19510-19511 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 12) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]
Auf diese in jeder Beziehung dünne Stelle stützt Tellenbach seinen Befund über die Humorlosigkeit und die „Armut im Geiste" Myschkins.
Dabei sind die „Normalen" in diesem Fall der Sektierer Lebedew, der an anderer Stelle erläutert, warum mit der Eisenbahn der Ant-Christ ins heilige Rußland gekommen sei und der spätere Mörder und Psychopath Rogoschin.
Die „Abnormalität" Myschkins hebt sich wohltuend von dieser Art „Normalität" ab.
Dabei hat Myschkin, haben die Myschkins, tatsächlich ein Problem mit einer speziellen Art von „Humor", nur Tellenbach begreift nichts.

„ Er stockte und sprach seine Gedanken nicht weiter aus. Trotz all seiner Aufregung war ihm das Gespräch sehr interessant. Einen besonderen Charakterzug bildete bei ihm die große Naivität, mit der er immer zuhörte, wenn ihn etwas interessierte, und die nicht mindere Naivität, mit der er antwortete, wenn dabei Fragen an ihn gerichtet wurden. Diese Naivität, dieses Vertrauen, das keinen Spott und keine scherzhafte Erwiderung von seiten des andern befürchtete, spiegelten sich in seinem Gesicht wider und kamen sogar in seiner Körperhaltung zum Ausdruck. Aber obgleich Jewgeni Pawlowitsch sich sonst immer nur mit einem besonderen Lächeln an ihn wendete, so blickte er ihn jetzt bei dieser Antwort doch sehr ernst an, als ob er eine solche Antwort von ihm in keiner Weise erwartet hätte.
»So ...! aber das ist doch seltsam«, sagte er. »War diese Antwort wirklich ernst gemeint, Fürst?«
»Hatten Sie denn nicht im Ernst gefragt?« erwiderte dieser erstaunt.

Alle lachten.
»Trauen Sie dem!« sagte Adelaida. »Jewgeni Pawlowitsch hat immer alle Leute zum besten! Wenn Sie wüßten, was für Dinge er manchmal mit dem größten Ernst erzählt!«
»Meiner Ansicht nach ist das Gespräch peinlich, und wir hätten es gar nicht anfangen sollen«, bemerkte Alexandra in scharfem Ton. »Wir wollten doch spazierengehen ...« „
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20270-20271 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 248-249) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Es gibt eine gewisse Sorte von Witzbolden und Zynikern, deren „Humor" Myschkin nicht begreift. Ja er begreift noch nicht mal, dass es sich angeblich um Humor handeln soll.
Jewgeni Pawlowitsch hält an obiger Stelle eine längere Rede gegen den russischen Liberalismus. Da er weiß, dass er sich in einem eher liberalen Umfeld befindet, meint er natürlich alles nur im „Scherz". Myschkin geht ernsthaft auf ihn ein, weil er nirgends irgend eine Spur von Humor erkennen kann. Die gibt es auch nicht, denn die Behauptung „ich scherze" ist in Wirklichkeit eine Tarnung, ein Versteckspiel.
Auch ein Deutscher, der heutzutage, nach Auschwitz, antisemitische Witze erzählen möchte, wird natürlich so tun, als meine er, was er sagt nur im Scherz. Und jeder der im dafür dann die verdienten verbalen oder tatsächlichen Ohrfeigen gibt, wird sich dann vorwerfen lassen müssen, keinen Humor zu haben.
Damit erweist sich Myschkins fehlender Humor aber als Teil seiner allgemeinen Begriffsstutzigkeit gegen jede Form von Tricksen und Täuschen.
Im Prinzip muss man sich das vorstellen, wie einen Radio- oder Fernsehapparat, der hervorragend funktioniert, aber auf einem ganz bestimmten Frequenzband nichts empfängt. Sobald die Kommunikation über dieses Band läuft, ist er stumm und taub.

Über die "Naivität" Myschkins oder warum seine Ehrlichkeit ein Teil seiner Krankheit ist

Eines der hervorstechenden Merkmale Myschkins sind seine unbedingte Ehrlichkeit. Wir hatten allerdings vorhin schon gesehen, dass am Anfang dieser Entwicklung auch eine Art „Urlüge" steht, die daraus resultiert, dass man seine Fehler eben nicht durch Anstrengung überwindet, sondern nur verstärkt und das man deswegen so tut, als gäbe man sich Mühe, obwohl man weiß, dass Mühe oft kontraproduktiv ist.
Die Ehrlichkeit Myschkins wird gerne ethisch interpretiert. Wobei diese Interpretation etwas Heuchlerisches hat: Einerseits gilt er deswegen als moderner Jesus, andererseits gerade deswegen als naiv und damit ist gerade seine Ehrlichkeit ein Beweis seiner Idiotie.
Das ist insgesamt eine schräge Diskussion.
Wenn man davon ausgeht, dass Kinder mit der Disposition zu Aufwach- u.ä. Epilepsien schlechter sind im tricksen und täuschen als ihre Spielkameraden, dann ist es doch eine logische Reaktion dieser Kinder, wenn sie Ehrlichkeit vor ziehen.
Auf der anderen Seite ist die moralische Verurteilung der Fähigkeit zu tricksen und zu täuschen von nichts anderem geprägt als von Ahnungslosigkeit.

Alle sozialen Tiere, ob Raben, Stare, Affen oder Menschen entwickeln ihren sozialen Zusammenhalt durch ein ständiges Wechselspiel zwischen Kooperation und Nicht-Kooperation, Verlässlichkeit (z.B. in Gefahr) und der Fähigkeit zu täuschen und zu tricksen (um z.B. mehr Futter zu bekommen) stehen in keinem Widerspruch.
Im Gegenteil: Das ständige Trainieren des wechselseitigen Beschisses vermittelt Fertigkeiten, die in wirklicher Gefahr, z.B. beim Angriff eines Fressfeindes oder umgekehrt bei der Jagd, nur von Nutzen sein können.
Raben, die sich gegenseitig das Futter unter dem Schnabel weg stibitzen, werden sehr schnell auf Kooperation umschalten, wenn sie z.B. ein Raubvogel bedroht und sie werden dabei manchen beim Futter stibitzen geübten Trick erfolgreich einsetzen.
Wenn man soziales Verhalten mit dem Gefangenendilemma simuliert, dann erweist sich als erfolgreichste Strategie ein modifiziertes "Wie Du mir, so ich Dir !", d.h. bloße Ehrlichkeit ist nicht die richtige Antwort im "Spiel" des Lebens, ständiges Bescheissen genau so wenig. Der richtige Wechsel zwischen beidem ist insgesamt eine unbedingte Notwendigkeit.
Wobei der Begriff der "Ehrlichkeit" sowie so beim Gefangenendilemma eine mehr als schillernde Bedeutung erhält.
Strikte Ehrlichkeit kann aber die richtige und keineswegs naive Antwort sein, wenn man beim Tricksen eh verliert.
Wenn man dann noch zum Heiligen gekrönt wird, hat man doppelten Gewinn statt dem ansonsten fälligen sicheren Verlust.

MangeInder Respekt

In jener Zeit, als die Hauptschulen noch Volksschulen hießen, Realschulen noch selten waren, vor allem auf dem Land und man sich gelegentlich sogar noch daran erinnerte, dass diese Realschulen ursprünglich eigentlich nicht die dritte Säule in einem schichtendifferenzierten Bildungssystem sein sollten, sondern eine der Welt zu gewandte Alternative zum weltfernen Gymnasium, in dieser Zeit also besuchte ich gemeinsam mit 52 anderen Jungen die 7. „Knabenklasse" der Valentin-Ostertag-Schule, einer Volksschule, in Bad Dürkheim. Es gab daneben noch eine ungefähr gleich große Mädchen- und eine etwas kleinere gemischte Klasse. Wir waren der Geburtenberg nach dem Krieg.

Wir lebten in einer Zeit großer persönlicher Brüche und Umbrüche, die man an unserem gelegentlichen Piepsen in der Stimme gut erkennen konnte und die kommenden politischen und gesellschaftlichen Gewitter wetterleuchteten schon am Horizont und waren in Gestalt von „Negermusik" von den Beatles, den Stones, den Animals, den Yardbirds und ihren wirklich schwarzen Vorbildern namens Howlin Wolf und Muddy Waters sogar schon bis in unser Klassenzimmer vorgedrungen.

Unser Lehrer war beim besten Willen nicht zu beneiden.

Aber wir waren nicht sein größtes Problem.

Er war als 18jähriger in die Hölle der Ostfront geraten und das Blut, das er an den Ufern des Dnepr und des Dnestr hatte fließen sehen und fließen lassen, hatte ihn traumatisiert.

Und dieses Trauma forderte seinen regelmäßigen Tribut.

Und so wechselte er oft vom Rechnen in die neuere Zeitgeschichte, genauer: Hitler und der Krieg.

Nach solchen Stunden gönnte er sich gerne eine längere Schulpause.

Und bei uns ging es während dessen hoch her.

Wobei ich eher einer der „Braven" war. Vor allem deshalb, weil ich es hasste auch nur einer Sekunde meiner kostbaren Freizeit etwas so Überflüssigem wie Hausaufgaben zu widmen.

Ich erledigte meine Hausaufgaben in der Schule. Unter der Bank, während des Unterrichts oder in den Pausen. Meistens gelang es mir, die Hausaufgaben von heute auch heute gleich zu erledigen, manchmal war ich im Rückstand und hatte dann während der Pause die Aufgabe für die nächste Stunde zu machen.

Mit meinem System der effizienten Hausaufgaben-Erledigung war ich nicht allein, sondern ich hatte im Laufe der Zeit ein paar Mitstreiter bekommen.

Wenn es dann gerade so ganz richtig hoch her ging und Leben im Klassenzimmer war, kam meistens der Lehrer der 8.Nachbarklasse zur Tür herein.

Er war nicht besonders groß aber wichtig! Und er wollte noch was werden und zwar Rektor. Deswegen diente sein Eingreifen auch mehreren Zwecken: Es unterstrich seine heutige und erst recht künftige Bedeutung und es machte unmissverständlich klar, dass sein gleichaltriger Kollege kein ernsthafter Konkurrent sein konnte.

Die jedem Schüler geläufige Methode in dieser Situation war und ist es, sofort sehr beschäftigt aus zu sehen und den eigenen Gesichtszügen den Ausdruck eines friedlichen, unschuldigen, etwas dämlichen Lamms zu verleihen.

Eigentlich hatte ich, weil ich meistens meine Hausaufgaben erledigte, sogar gegenüber meinen Mitschülern einen Vorsprung.

Aber es half alles nichts: Statt unter mich zu schauen, schaute ich auf und der Anblick dieses Wichtigtuers zauberte stets ein breites Grinsen auf mein Gesicht.

Also rief er mich jedes Mal zu sich um mir eine Ohrfeige zu verpassen. Da er mindestens einen Kopf kleiner war als ich und er deswegen Mühe hatte überhaupt zu mir hoch zu kommen, blieb die Bestrafung mehr symbolisch.

Die Klasse feixte und freute sich, dass ich den Sündenbock gab.

Leuten wie mir fehlt jedes Gespür für Rangordnungen und weitgehend die Fähigkeit mich in ihnen ein bzw. unter zu ordnen.
Deswegen löste das Erscheinen des Lehrers bei mir nicht die gleichen Unterwerfungsgesten aus wie bei allen anderen.
Ganz abgesehen davon, dass ich sowieso selten der erste war, der seine Anwesenheit bemerkte.

Am Beginn des „Idioten" begegnen sich 3 Reisende im selben Abteil: Myschkin, Rogoschin und eine Person, die zunächst nur „der Beamte" heißt.

Dostoevskij charakterisiert ihn so:

„Diese Herren Alleswisser begegnen einem manchmal, und in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht sogar ziemlich häufig. Sie wissen alles; der ganze unruhige Forschungstrieb ihres Verstandes und ihre gesamten Fähigkeiten streben unaufhaltsam nach *einer* Seite hin, natürlich infolge des Mangels an wichtigeren Lebensinteressen und Anschauungen, wie ein moderner Denker sich ausdrücken würde. Bei dem Ausdruck »sie wissen alles« muss man übrigens an ein ziemlich beschränktes Gebiet denken: wo der und der angestellt ist, mit wem er bekannt ist, wieviel Vermögen er besitzt, wo er Gouverneur gewesen ist, was er für eine Frau genommen hat, wieviel Mitgift er dabei erhalten hat, wer sein Vetter und sein entfernterer Vetter ist usw., usw., und sonst noch allerlei von dieser Art. Großenteils gehen diese Alleswisser mit durchgestoßenen Ellbogen umher und bekommen siebzehn Rubel Gehalt monatlich. Die Leute, über die sie alle möglichen Einzelheiten wissen, würden natürlich nicht sagen können, warum jene an ihnen ein derartiges Interesse nehmen; und dabei finden viele dieser Alleswisser an diesem Wissen, das einer ganzen Wissenschaft gleichkommt, ein entschiedenes Vergnügen und gelangen dadurch zu Selbstachtung und sogar zu einem sehr hohen Grad seelischer Zufriedenheit. Und es ist auch eine verführerische Wissenschaft. Ich habe Gelehrte, Literaten, Dichter und Staatsmänner gekannt, die in dieser Wissenschaft ihre größte Befriedigung, ihr höchstes Ziel fanden und sogar entschieden nur hierdurch Karriere machten."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19508-19509

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 9-10)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man spürt förmlich die Verachtung Dostoevskij/Myschkins für diesen Typus Mensch. Aber man sollte sich keine Illusionen machen. Myschkin reagiert reichlich hilflos auf diesen Menschen, von dem man bald darauf erfährt, dass er Lebedew heißt, und diese Hilflosigkeit resultiert schlicht und ergreifend daraus, dass ihm diese „Wissenschaft" von seinem Wesen her fremd ist.

Ich war mal Buchhändler. Als Buchhändler liebt man nicht nur Bücher, als Buchhändler ist man in erster Linie Teil eines Betriebs, der Bücher in Rangordnungen sortiert. Einerseits sind da die Bestsellerlisten, andererseits das was frau/mann liest, wenn sie/er zum gebildeten Teil eines Landes gehören wollen. Beides ist nicht dasselbe, aber beides war mir immer fremd und so konnte ich nur ein schlechter Buchhändler sein.

Dabei geht es nicht darum, dass ich nicht wissen könnte, was gerade auf der Bestsellerliste oder anderen Bestenlisten steht. Ich kann ja lesen.
Aber so etwas wissen zu sollen, beleidigt meinen Verstand.

Jedes Buch hat eine eigene Qualität und manchmal besteht die einfach darin, dass es nichts taugt. Aber wenn es was taugt, wozu muss es dann in eine quantitative Relation zu einem anderen Buch gebracht werden. Wo liegt da der Informationsgehalt?

Aber bei diesem Besten- und Bestseller-Gerangel geht es doch darum, dass man diese

Qualität in eine Ziffer übersetzt, d.h. quantifiziert und am Ende glaubt man zu wissen wie viel Schiller einen Goethe ergeben oder ob Brecht über oder unter Heine steht.

Das ist natürlich Schwachsinn, aber der Literaturbetrieb existiert nur, weil er aus diesem Schwachsinn eine Wissenschaft macht. Und im Literaturbetrieb sind die BuchhändlerInnen vergleichbar den einfachen Arbeitern und Angestellten einer Fabrik.

Unsere moderne Welt lebt von und in der Quantifizierung. Das Wissen um Qualität und darum, dass Qualitäten sich grundsätzlich der Messbarkeit entziehen, ist verloren gegangen.

Umgekehrt hat Myschkin erhebliche Probleme diesen Quantifizierungen zu folgen. Das Studium der Rangordnungen als „Wissenschaft" entzieht sich seiner Art die Welt zu verstehen und zu begreifen.
Für ihn ist der Wert eines Buches oder Menschen nicht quantifizierbar, weil auch seine eigene Wertigkeit sich einer Quantifizierung entzieht. Seine Fähigkeiten, bzw. fehlenden Fähigkeiten liegen zu weit auseinander um sich sinnvoll in einem Mittelwert abbilden zu lassen.

Von der Verachtung Dostoevskij/Myschkins für die Lebedews darf man sich nicht täuschen lassen. Myschkin ist Lebedew nicht gewachsen.

Überhaupt sollte man sich fragen, ob die Lebedews nicht die wahren Herren Rußlands sind. Erst als Stützen der zaristischen Selbstherrschaft, dann von Lenin fleißig mit Sowjetöl gesalbt, als Stalins willige Vollstrecker und nun als Putindemokraten.

Lebedew jedenfalls trägt auf allen Schultern Wasser. Man denke nur an die denkwürdige Szene in seinem Haus, an dem er die Nihilisten mit grosser Geste des Hauses verweist und der todkranke Ippolit offenbart, dass er Keller bei der Abfassung eines Schmähbriefs gegen Myschkin beraten hat.

Taxi nach Ringsted

Als wir am Kopenhagener Hauptbahnhof ankamen, hatten wir noch Zeit. Direkt neben dem Bahnhof gibt es eine originelle Kneipe. „Jenerbanen" ist eine Eisenbahner-Bierschwemme mit eigener Biermarke.
Es wird viel geraucht im „Jenerbanen" , soviel, dass man manchmal die Hand vor den Augen nicht sieht, die Leute stehen um die Theke, die Wände sind mit Bildern bepflastert und wer ein Bier bestellt, bekommt eine Rabatkarte in die Löcher gezwickt werden, Mengenrabatt für die Schluckspechte. Wenn Sie mal nach Kopenhagen kommen, schauen Sie unbedingt rein, es ist ein Erlebnis.
Wir tranken ein Bier und dann noch ein 2.tes. Zwar war mein Kollege der Meinung, dass der Nachtzug um 18:40 losfahren sollte, aber ich war der felsenfesten Überzeugung, dass die Abfahrt um 19 Uhr ist und habe das so überzeugend vertreten, dass keiner von uns beiden auf die Idee kam, einfach unsere Fahrkarten zu checken.

Nach dem zweiten Bier zahlten wir und gingen etwas „früher" um dann am Bahnsteig dem abfahrenden Zug hinterher zu schauen.

Es war der Nachtzug nach Deutschland und damit unsere einzige Möglichkeit die Nacht

nicht auf harten Bänken im Bahnhof zu zu bringen.

Ich fasste mich am schnellsten: „Wir gehen zum Taxistand und fahren zum nächsten Bahnhof".

Im Eiltempo ging es zum Taxistand vor dem Bahnhof gegenüber vom Tivoli.

Der Taxifahrer war ein Palästinenser oder Jordanier.

Wir einigten uns schnell mit ihm, dass der nächste Bahnhof, Hoje Taastrup, zu nah ist, um vor dem Zug dort zu sein.

Also war das nächste Ziel Ringsted

Nun protestierte aber unser Fahrer. Er wisse nicht, wie er fahren müsse um nach Ringsted zu kommen.

Nach einigem Hin und Her fuhr er schließlich an den Straßenrand.

In selben Moment als er an die Seite fuhr, hatte ich das Gefühl, als hätte jemand einen Staubsauger angemacht und würde damit mein Gehirn und jeden vernünftigen Gedanken darin weg saugen.

Für mich war in diesem Moment alles verloren.

Der Taxifahrer drückte mir einen Stapel Karten in die Hand und meinte, ich solle ihm darauf den Weg nach Ringsted zeigen, ich saß auf dem Beifahrersitz und ich wusste noch nicht mal mehr wie rum ich die Karte halten muss, geschweige denn, dass ich hätte wissen können wo Ringsted ist.

Zum Glück für mich, behielt mein Kollege die Nerven und die Übersicht. Er machte dem Taxifahrer unmissverständlich klar, dass er losfahren und sein Navigationssystem nutzen sollte. Mit immer wieder wiederholtem „keep going" und der Antwort „you put me under pressure" erreichten wir schließlich mehr oder weniger in letzte Minute Ringsted. Während dessen kehrte mir auch mein Verstand wieder langsam zurück.

Der Halt am Straßenrand stak mir allerdings noch länger in den Knochen.

Wenn man dieses absolute Gefühl der Leere, der totalen Unfähigkeit zu handeln, einmal erlebt hat, vergisst man es nie mehr.

Und ich erlebte es in dieser Woche zum zweiten Mal: Montags und Freitags.

Beim ersten Mal hatte ich hilflos in einem Aufzug gestanden.

Es ist als verabschiede sich mein Ich von mir und zurück bleibt eine leere Hülle.

Was passiert da?

Eigentlich arbeitet unser Gehirn immer, selbst im Schlaf. Aber es arbeitet in verschiedenen Modi. Im Schlaf z.B. wird die Verbindung zur Außenwelt mehr oder weniger vollständig unterbrochen.

Im Wachen gibt es Modi unterschiedlicher Wachheit, vom Tagträumen bis zu einem Zustand den ich als „Hellwach" bezeichnen möchte.

Diese Zustände unterscheiden sich durch die Intensität mit der wir unsere Umwelt wahrnehmen.

Beim Tagträumen nehmen wir nur das Nötigste wahr, im Hellwach-Zustand haben wir gewissermaßen alle Antennen auf Empfang.

Hellwach sind wir, wenn es um etwas geht, im Beruf, in der Politik oder in der Liebe.

Wobei es eigentlich falsch ist, wenn ich „wir" sage, denn den Zustand „hellwach" erreichen ich nicht, weil nicht alle meine Antennen empfangen können oder weil nicht alle Signale, die meine Antennen erreichen, weiter verarbeitet werden.

Das Resultat ist dasselbe, nur die Ursache ist anders. Wobei ich persönlich eher Probleme bei der Signalverarbeitung als ursächlich ansehe d.h. die Antennen funktionieren vermutlich, aber die Fähigkeit „abzuschalten" und damit die Fähigkeit Signale weg zu blenden, damit sie das Hirn nicht beim Denken stören, ist überentwickelt und kann nicht weit genug zurück gefahren werden.

Mein Gehirn will vom Träumen niemals lassen.

So gut es geht gleicht mein Verstand diesen Umstand aus und so gelingt es mir, wenn ich Glück habe, solche eine „ich muss jetzt hellwach sein"-Situation heil zu überstehen.

Ich kann auch in so fern Glück haben, dass mir jemand aus der Patsche hilft.

Selbst wenn mir niemand aus der Patsche hilft, kann ich mich einfach nach den anderen richten und dann habe ich auch Glück.

Aber ich habe nicht immer Glück.

Und manchmal kann mir niemand helfen.

Nach dem „Hellwach"-Zustand gibt es dann noch „höchster Alarm". Das ist kein Normal- sondern ein Ausnahmezustand. Wenn dieser Level erreicht wird, schaltet mein Gehirn ab und auf meiner Stirn erscheint ein Schriftband „Wegen Überforderung vorübergehend geschlossen".

So war es an diesem Freitag im Taxi.

Zu meinem Glück und im Unterschied zu anderen Situationen konnte ich mich einfach im Sitz zurücklehnen und auf den wachen Verstand meines Kollegen hoffen.

Vor einigen Wochen wurde der bekannte Sexualwissenschftler Günther Amendt überfahren.

Das Auto raste in Hamburg ungebremst über den Gehsteig und riss mehrere Passanten in den Tod.

Inzwischen weiß man, dass der Autofahrer ein Epileptiker war, der sich sein „Recht auf einen Führerschein" vor Gericht erkämpft hatte.

Nun wird darüber spekuliert, ob er möglicherweise einen Anfall gehabt hatte, als er mehrere Menschen überfuhr.

Er muss keinen Anfall gehabt haben, es reicht, wenn auch sein Verstand, wie meiner manchmal, vorübergehend außer Betrieb war.

Übrigens können auch vollkommen Gesunde in so einen Zustand der Starre geraten. Es muss ihnen aber mehr passieren, damit das passiert.

Die Konsequenz daraus kann nur sein, dass wir uns gegenseitig weniger überfordern. Idioten wie ich müssen zwangsläufig zu Versagern werden, manchmal sogar zu gefährlichen Versagern, wenn unser Leben so eingerichtet wird, dass man nicht nebenher vor sich hin träumen darf, weil immer die volle Aufmerksamkeit gefordert ist.

Auf der anderen Seite müssen wir Idioten uns auch der Zumutung des immer bereit und aufmerksam sein Müssens energischer widersetzen.

Es ist doch eine bittere Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Günter Amendt, der vielen von uns ein entspannteres, stressfreieres Verhältnis zu unserer Sexualität vermittelt hat, dass ausgerechnet er von einem epileptischen Idioten überfahren wird, der mit großem Einsatz und zweifelhaftem Erfolg darum gekämpft hat als Mann nicht ohne Auto und Führerschein da zu stehen.

Für manche Männer ist ja der Verlust ihres fahrbaren Untersatzes fast eine Kastration. Nicht ohne Grund findet man im Zeitschriftenladen die Zeitschriften mit den vielen PS direkt neben den Blättern mit den großen Busen.

Wir müssen lernen wieder mit unserer Unvollkommenheit zu leben und uns nicht dafür zu schämen, sagen zu müssen: Ich kann das nicht!

Übrigens gelingt das Frauen heute schon viel besser als den meisten Männern.

Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten werden die Letzten sein

Die Bergpredigt, aus der dieses Zitat stammt, ist eine der wenigen Stellen aus der der historische Jesus durch all die Schichten der Überlieferung hindurch direkt zu uns spricht.
Er ermahnt alle, die die Welt gerne in Sieger und Besiegte aufteilen nie zu vergessen: The times they are be changed !
Und so dringt ein Strahl der Hoffnung aus diesem Satz auf alle „looser" und eine unzweideutige Mahnung an alle „winner".
Vergesst nie: Ihr werdet die Plätze tauschen.
Keiner der an der Sonne sitzt wird immer dort sitzen bleiben und auch im Schatten kann es irgendwann hell und warm werden.
Das ist gewissermaßen die Gründungsurkunde der Sklavenreligion Christentum. Und so sehr sich christliche Würdenträger in den kommenden Jahrhunderten bemüht haben, diesen Jesus mit aller Macht zu versöhnen, so wenig war, ist und wird es jemals möglich sein, diesem Satz seine Sprengkraft zu nehmen.

Aber gerade weil dieser Wechsel immer wieder alle festen Verhältnisse sprengt, ist es sehr schwierig dieses „die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein" in der eigenen Person, gewissermaßen in der ersten Person Singular zu verkörpern.
Genau das aber ist unser Schicksal.
Im deutschen Schulsystem wird in jeder Schulstunde sortiert: „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen" nur dass die Schlechten nicht gefressen, sondern ausgespuckt werden.
Als Myschkin wechselt man mit jeder Schulstunde seinen Platz. Vom Gewinner zum Verlierer und wieder zurück.
Man lernt, was es heißt aussortiert zu werden, weil man ein Nichtskönner ist und man lernt, dass einem deutlich mehr erlaubt ist, wenn man besser ist als alle anderen.

Mit dieser Gleichzeitigkeit klar zu kommen ist alles andere als einfach und deswegen darf niemand erwarten, dass wir am Ende einfache Menschen werden.
Aber in dieser Gleichzeitigkeit liegt zugleich, falls sie uns nicht zerreist, eine große Kraft und eine große Chance. Wobei es erst mal großer Kraft und großer Hilfe bedarf, davon nicht zerrissen zu werden.
Myschkin scheitert und sein Schöpfer Dostoevskij hat eher ein unglückliches Leben geführt, auch wenn er sehr Großes geleistet hat.
Manche meinen ja, er wäre nie ein solcher Ausnahme-Schriftsteller geworden, wenn es ihm besser gegangen wäre. Das ist natürlich grober Unfug.
Es ist überhaupt eine der schlimmsten Lügen andere für sich stellvertretend am Kreuz sterben zu lassen.
Insofern ist das Christentum im doppelten Sinne eine Sklavenreligion: In dem es die Erinnerung an einen bemerkenswerten jüdischen Wanderprediger aus der Zeit des Augustus wach hält, der das Ende jeder Sklaverei und die Gleichwertigkeit aller Menschen gepredigt hat und dessen Ideen an Sprengkraft über die Jahrtausende nichts verloren haben.
Und in dem es den Kreuzestod dieses Predigers zum angeblich notwendigen Übel erklärt, zur Untat, die uns erretten soll. Damit werden alle Sklaven getröstet: Ihr tragt wie er nur euer Kreuz. Und Gott in seiner unerforschlichen Weisheit hat Euch dieses Kreuz gebracht, damit alle frei werden.
Aber kann man am Kreuz wirklich frei sein?
Ist die Behauptung der Weg zur Freiheit gehe über Golgatha nicht überhaupt einer der schlimmsten Lügen, die unserer Freiheit im Wege stehen?
Eine Lüge, die sich übrigens nicht nur in der Bibel findet sondern auch bei Karl Marx, der in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie – Einleitung" so großartig beginnt:
„...Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks.
Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks."
[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 543 (vgl. MEW Bd. 1, S. 378-379) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]
„ Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist,.."
[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 556-557 (vgl. MEW Bd. 1, S. 385) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]
Um am Schluss so jämmerlich zu enden:
„Wo also die positive Möglichkeit der deutschen Emanzipation?
Antwort: in der Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besondres Recht in Anspruch nimmt, weil kein besondres Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen historischen, sondern nur

noch auf den menschlichen Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren, welche mit einem Wort der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann."*[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 566 (vgl. MEW Bd. 1, S. 390) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]*
Da befinden wir uns wieder auf der berühmten Schädelstätte, nur das am Kreuz nun das Proletariat hängen soll.
Es hat selten jemand in so kurzer Distanz den Weg von der Religionskritik zur Begründung einer neuen Religion zurück gelegt. Man kann auch sagen, da ist der Hegel mit ihm durchgegangen.
Die Formel das der Weg zum Glück durchs Leid führt, war immer schon verlogen, aber noch nie so falsch wie heute.
Auch bei Dostoevskij war es nicht das Leid sondern seine große Begabung, die ihn zum großen Erzähler gemacht hat. Und wäre er nicht ein noch viel größerer Erzähler, einer der sich nicht so gerne im Unglück und Selbstmitleid suhlt, wenn ihm sein Leben besser geglückt wäre ?
Deswegen muss es darum gehen, dass aus dieser eigenartigen Kombination aus Unfähigkeit und Begabung, die jeden Myschkin auszeichnet, Menschen emporwachsen, die ihr Potential realisieren können und an ihrer Unfähigkeit nicht scheitern.
Eine Gesellschaft die weniger Wert darauf legen würde die „Unfähigen" aus zu sondern und mehr darauf jeden in dem zu fördern und zu fordern, das er kann, wäre da hilfreich.

Die „platonische Liebe" und der „arme Ritter"

„»Wie es sich damit auch verhalten mag, soviel ist klar, daß es diesem ›armen Ritter‹ nun ganz gleichgültig war, wer seine Dame war, und was sie tat. Ihm genügte es, sie sich ausgewählt zu haben und an ihre ›reine Schönheit‹ zu glauben; und nun verehrte er sie sein ganzes Leben lang; gerade darin besteht sein Verdienst, dass er, selbst wenn sie später zur Diebin würde, doch an sie glauben und für ihre reine Schönheit eine Lanze brechen müßte. Der Dichter scheint beabsichtigt zu haben, in der auffallenden Gestalt eines reinen, hochgesinnten Ritters den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen; selbstverständlich ist das alles ein Ideal. In dem ›armen Ritter‹ hat dieses Gefühl schon die höchste Stufe erreicht, die Askese; man muß gestehen, daß die Fähigkeit zu einem solchen Gefühl einen hohen Wert hat, und daß solche Gefühle einen bedeutsamen und unter Umständen sehr löblichen Charakterzug bilden, wobei ich nicht gerade Don Quijote meine. Der ›arme Ritter‹ ist eine Art Don Quijote, aber ein ernster, nicht ein komischer. Ich habe ihn am Anfang nicht verstanden und über ihn gelacht; aber jetzt liebe ich den ›armen Ritter‹, und vor allen Dingen schätze ich seine Taten hoch.«
Damit schloß Aglaja, und wenn man sie ansah, konnte man schwer daraus klug werden, ob sie im Ernst sprach oder scherzte." *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20072-20073 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 116) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

„Der arme Ritter" heißt ein wunderbares Gedicht Puschkins:

„Lebte einst ein armer Ritter
Schweigsam und von schlichtem Sinn,
Und mit bleichen Wangen schritt er
Kühn und grad durchs Leben hin.

Ihm war ein Gesicht erschienen
Von geheimnisvoller Art,
Und er hat, um ihm zu dienen,
tief im Herzen es bewahrt.

Als er einst nach Gent gefahren,
Sah am Weg er wunderbar
Sich Maria offenbaren,
Die uns Christ, den Herrn, gebar.

Und entflammt im Herzensgrunde
Sah er keine Frau hinfort,
Und er sprach seit dieser Stunde
Nicht mit einer mehr ein Wort.

Seit der Zeit hat er das Gitter
Des Visiers nicht mehr bewegt
Und sich um den Hals statt Flitter
einen Rosenkranz gelegt.

Hob zum Vater nie die Hände,
Hob sie nie zum Sohn empor,
Nicht zum Heiligen Geist - am Ende
Galt er allen als ein Tor.

Nur vor ihr, der Heiligen, Schönen,
Brach er nächtelang ins Knie,
Ihr nur flossen seine Tränen,
Und sein Auge sah nur sie.

Voll der Liebe, die nicht ruhte,
Und zu frommem Traum gewillt,
Malte er mit eigenem Blute
A. M. D. auf seinen Schild.

Als im Lande Palästine,
Eh die heiße Schlacht entbrannt,
Alle reisigen Paladine
Ihre Damen stolz genannt

Tönte weithin seine Stimme
„Lumen coelum!" übers Feld,
Und er hat mit zornigem Grimme
Manchen Muselman gefällt.

Heimgekehrt in Burg und Mauer,
Blieb er von der Welt getrennt,
Voller Liebe, voller Trauer
Starb er ohne Sakrament;

Und in seiner letzten Stunde
Nahte ihm der Böse schon,
Um mit ewigem Höllenschlunde
Seine Seele zu bedrohn:

Nie bat er um Gottes Segen,
Und die Fasten hielt er nie,
Und er ging auf dunklen Wegen
Zu der Gottesmagd Marie.

Doch die Reine, Gnadenreiche
Trat vor Gott und bat für ihn
Und empfing im Himmelreiche
Ihren treuen Paladin."
(Alexander Puschkin, Gedichte russisch und deutsch, Aus dem Russischen übertragen von Michael Engelhard, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1999,S.667-669).

Wenn wir dieses Gedicht als Ganzes zur Kenntnis nehmen, stoßen wir auf verschiedene Merkwürdigkeiten in Aglajas Argumentation.
Z.B. behauptet sie:
„Der Dichter scheint beabsichtigt zu haben, in der auffallenden Gestalt eines reinen, hochgesinnten Ritters den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe zur zusammenfassenden Darstellung zu bringen."
Hat er das wirklich ? Und stimmt das überhaupt mit der „mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe" ? Und hat Puschkin, der im Duell wegen einer Frau jung gestorben ist überhaupt etwas im Sinn mit dieser Art von Liebe ?
Es ist auch nicht irgendeine Frau, die er liebt, sondern ausschließlich eine: Maria, die „Gottesmagd".
Wir wollen diesen Fragen Punkt für Punkt nachgehen und am Ende auch der Frage, ob Myschkin, ob die Myschkins überhaupt „Ritter" und sei es auch „arme" sein können.
Da Ritter und Kavalier ursprünglich dasselbe bezeichnen wird es dabei zwangsläufig auch um die Frage gehen, wie denn sich Beziehungen zwischen Mann und Frau gestalten bzw. gestalten sollten.
Der Ritter und seine Dame sind zentral für unser jeweiliges Rollenverständnis als Männer und Frauen. Die Frage ist: Beschreiben sie auch die Zukunft dieser komplizierten Beziehung und welche Art von Beziehung wäre gut für die Myschkins ?

Beginnen wir unsere Betrachtungen mit einem seltsamen Gespenst namens „platonischer Liebe":

Die platonische Liebe

In der Wikipedia (http://de.wikipedia.org/wiki/Platonische_Liebe) finden wir folgende Definition:
„Platonische Liebe ist die Liebe nur auf geistiger Ebene, die auf den antiken griechischen Philosophen Platon (428/427 bis 348/347 v. Chr.) zurückgeführt wird. Nach heutiger Bedeutung bezeichnet platonische Liebe eine Liebe ohne Sex auf Basis seelischer Verbundenheit und inniger Freundschaft.
Die von Platon in seinem Werk Symposion ausführlich beschriebene platonische Liebe und Verbundenheit steht einer in erster Linie sexuell motivierten Liebe gegenüber. Nach Platon ist diese wahre Liebe nur unter „Gleichen" möglich. „Gleiche" bedeutet, dass beide Individuen eine entwickelte und bewusste Seele besitzen, egal welchen Geschlechtes. Fälschlicherweise wird unter „gleich" oftmals Homosexualität verstanden, was unzutreffend ist, da platonische Liebe frei von Sexualität ist. Platon schildert, wie der junge, schöne Alkibiades vergeblich versucht, den alten und

hässlichen Sokrates zu verführen. Dieser schlägt statt der sexuellen Vereinigung eine „höhere", nichtkörperliche Form der Liebe vor, in der die Seelen zueinander finden. Nach Platon ist die platonische Liebe die höchste Stufe der Liebe. Sie steht damit im Gegensatz zur körperlichen Liebe. Diese bildet die 1. Stufe der Liebe. Davon ausgehend kann der Mensch die Liebe zu schönen und guten Lebenseinstellungen lernen (2. Stufe). Als 3. Stufe fungiert die Liebe zur Wissenschaft. Danach folgt als höchste Stufe die platonische, geistige Liebe. Sie entspricht dem jedem Menschen eingegebenen Streben nach Idealen wie Schönheit, Wahrheit und letztendlich Göttlichkeit. Diese Stufe erreichen nur sehr wenige Menschen (siehe im Symposion die Erzählung von Diotima). Diejenigen, die diese Liebe praktizieren, nennt Platon Philosophen. Nach diesem Ansatz fasst Platon auch die Philosophie ihrem Wesen nach als Liebe auf. "
Soweit die Wikipedia.
Plato sah sich philosophisch in der Nachfolge des Parmenides. Das Problem, das ihm dieser hinterlassen hatte, bestand aber darin, dass die allzu plumpe Verleugnung des Werden und Vergehens nicht durch zu halten war.
Die Platon'sche Lösung bestand nun darin, dass hinter den Dingen die Ideen als ewig und unzerstörbar postuliert wurden.
So konnte die Welt nun geteilt werden in eine materielle „Scheinwelt" in der Werden und Vergehen, Geburt und Tod regierten und in eine „wirkliche" Welt der ewigen und ewig mit sich selbst gleichen Ideen.
Dies „wirkliche" Welt sollte die Welt des mit sich identischen, des ewigen A = A und damit das originäre Reich des Logos sein.

Von diesen Warte her, steht die Idee der Liebe höher als die vollzogene Liebe. Die vollzogene Liebe, der Sex, ist gewissermaßen „verunreinigt" durch ihre Körperlichkeit. Je mehr die Liebe nur eine Idee ist, desto reiner, desto unzerstörbarer, desto ewiger.

Und natürlich sind auch die Dementis in Bezug auf die Homoerotik falsch, den gleich konnten nach damaligem Verständnis Mann und Frau gar nicht sein.

Ganz abgesehen davon, dass selbst Bachofen noch im 19 Jahrhundert Frauen nicht auf der Seite des Geistes gesehen hat. Bei den hohen Ideen und den niederen köperlichen Bedürfnissen, sind die „hohen Ideen und Ideale" immer männlich.

Nun sind wir aber, wie Keynes vollkommen richtig festgestellt hat, „in the long run all dead" und müssen uns fragen, was wir dann von der „Ewigkeit" vor allem von der angeblichen Ewigkeit der Ideen haben.

Ideen sind nicht ewig

Das ist aber nicht das einzige Problem, das uns die „ewigen Ideen" bereiten. Es gibt noch ein viel grundsätzlicheres Problem: In welches Formalin will Plato den seine Ideen legen, damit sie sich ewig halten ohne ranzig zu werden ?
Ideen bedürfen eines Kopfes. Und weil der Kopf eines Plato heute schon längst vermodert und verfault ist, benötigen sie nun einen anderen Kopf, z.B. den eines Walter Altvaters. Und irgendwann wird auch dieser Kopf vermodert und verfault sein.

Ideen existieren in keinem Kopf losgelöst von allem anderen was noch erlebt, erlitten,

erfühlt und erdacht wurde. Und selbst wenn ich einer „humanistischen" Bildung würdig gewesen wäre und Plato im altgriechischen Original lesen könnte, könnte ich dann noch altgriechisch denken ? Alle Ideen müssen in jedem Kopf immer wieder aufs Neue gebildet werden. Weil wir Vorbilder im Denken haben, können wir Abkürzungen nehmen und kommen so schneller zum Ziel. Aber das was da in jedem Kopf wieder neu entsteht, ist alles Mögliche nur eines nicht: Eine identische Kopie eines vorgeblichen Originals. Vor diesem Hintergrund sollte man auch die heute mit so viel Leidenschaft geführte Diskussion über Open Source, Open Access und Urheberrecht neu beleuchten. Ideen können nicht einfach wie ein Sack Kartoffeln gekauft und auf den Schultern nach Hause getragen werden.

Es ist nicht das Leben, das lauter Identitäten produziert, sondern die Logik, die nur funktioniert, wenn A festgehalten wird und man die Veränderung die währenddessen mit diesem A vor sich geht, ignoriert, weil sie ignoriert werden können und insoweit sie ignoriert werden können.
Es ist der Logiker, der eine Welt fester Identitäten schafft, weil er sie für seine Logik braucht.
Etwas so schillerndes, fluktuierendes, Himmel hoch jauchzendes und zu Tode betrübtes wie die Liebe muss deswegen vom Logiker zu einer dünnen, abstrakten Idee gemacht werden, weil es sonst jedwede Logik von Beginn an sprengt.

Sowenig Ideen ohne Kopf existieren können, um so viel weniger kann Liebe ohne Körper und zwar vorzugsweise zwei, existieren. Schließlich ist dies ein Vorgang, der so eindeutig und eindringlich wie kein anderer jede Faser unseres jeweiligen Körpers erfasst und bei dem gleichzeitig ein fremder Körper schon durch seine bloße Annäherung zum Magneten wird, der uns erfasst und durch einander wirbelt.
Was bleibt denn übrig von der Liebe, wenn man dieses großartige Körpergefühl daraus entfernt ?
Was für eine Liebe soll das denn schon sein, die Idee der Liebe an sich, ohne Kopf und ohne Körper ?

Ohne Frauen kein Schmerz !

Aber auch jene, die den Sinnen den Vorzug gaben unter den Griechen, waren deswegen noch lange keine Freunde der Sinnlichkeit.

So liest man bei Epikur:
„Denn es sind nicht Trinkgelage und fortgesetzte Feste und auch nicht der Genuss von Knaben und Frauen oder Fischen und das übrige Angebot eines reich gedeckten Tischs, was das Leben angenehm macht, sondern die nüchterne Überlegung, die die Gründe für jedes Wählen und Meiden erforscht und diejenigen Meinungen vertreibt, aufgrund von welchen größte Unruhe die Seelen ergreift."

(Epikur, Ausgewählte Schriften, Brief an Menoikeus, Seite 7, Stuttgart 2010)

Ein merkwürdiger Text, bei dem Frauen, Knaben und Fische gleichermaßen unter die Genussmittel eingereiht werden.

Wenn ich des Altgriechischen mächtig wäre, würde ich diese Stelle einer näheren Betrachtung unterziehen, denn der Zusammenhang zwischen Fischen, Knaben und Frauen erschließt sich mir nicht.

Der „Brief an Menoikeus" ist ähnlich wie z.B. die Briefe des Paulus im christlichen Umfeld, eine Werbeschrift für die eigene Philosophie, hier der epikuräischen. Da die meisten Werke Epikurs verloren oder verschollen sind, ist es zugleich eines der wenigen originalen Zeugnisse.

Epikur plädiert darin für ein bescheidenes, aber genussvolles Leben.

Er besteht auf der Endlichkeit, auch unserer Seelen und darauf, dass wir unseren Sinnen vertrauen.

Die Lust ist ihm in erster Linie Abwesenheit von Schmerz.

Epikur rät sich von Lüsten fern zu halten, bei denen am Ende der Schmerz überwiegt. Außerdem lässt sich Lust nicht beliebig steigern. Es macht großen Spaß sich genussvoll satt zu essen. Aber sich zu überfressen, macht keinen Spaß. Und die sogenannten raffinierten Genüsse bringen, z.B. beim Essen, nicht unbedingt eine wirkliche Steigerung der Lust.

Die zitierte Stelle ist übrigens die einzige in dem ganzen Brief, in dem überhaupt von Frauen die Rede ist.

Es ist für ihn keine Frage, dass die Liebe zu Frauen nur Schmerz bereitet, jedenfalls mehr Schmerz als Lust:

„Keine Lust ist an sich selbst etwas Schlechtes, aber das, was einige Arten von Lust hervorbringt, erzeugt Störungen, die um ein vielfaches größer sind als die Empfindungen der Lust."

(Epikur, Ausgewählte Schriften, Die Hauptlehrsätze(Kyriai Doxai), Seite 14, Lehrsatzt VIII Stuttgart 2010)

„Spruch 51

Ich erfahre von Dir, dass die Erregung des Fleisches dich im Übermaß zum geschlechtlichen Verkehr drängt. Wenn du weder Gesetze brichst noch die guten Sitten verletzt, noch einem deiner Nächsten Schaden zufügst, noch dein eigenes Fleisch aufreibst, noch die notwendigen Dinge vergeudest, dann geh ruhig so, wie du willst, deiner Neigung nach. Freilich ist es nicht machbar, nicht wenigstens gegen eine dieser Bedingungen zu verstoßen; die erotische Vergnügung hat nämlich noch nie jemandem genutzt, man muss sogar froh sein, wenn sie nicht geschadet hat."

(Epikur, Ausgewählte Schriften, Die Vatikanische Spruchsammlung (Gonomologigum Vaticaneum Epicureum, Seite 30, Spruch 51, Stuttgart 2010)

Unmittelbar darauf heißt es im Spruch 52:

„Die Freundschaft tanzt um die Welt und fordert uns alle auf, aufzuwachen zum Glück."

(Epikur, Ausgewählte Schriften, Die Vatikanische Spruchsammlung (Gonomologigum Vaticaneum Epicureum, Seite 30, Spruch 52, Stuttgart 2010)

Man muss, glaube ich, nicht erwähnen, dass hier bestimmt nur die Freundschaft unter Männern gemeint sein kann, denn wie soll überhaupt eine wahre Freundschaft zwischen Mann und Frau möglich sein, bei der nicht wenigstens feine erotische

Schwingungen in der Luft sind.

Die beiden Gegenpole Epikur und Plato treffen sich bei der „platonischen Liebe". Und vor die Tür hängen sie gemeinsam ein Schild:

„Frauen und Hunde haben hier keinen Zutritt !!!"

Übrigens: Ohne Frauen kein Schmerz ist keine Übersetzung des Bob Marley-Hits „No woman no cry", denn im jamikanischen Englisch bedeutet „No woman no cry" sinngemäß ins Deutsche übertragen: „Komm Mädchen, weine nicht !".

Bob Marley war halt in einer anderen Kultur zu Hause als der griechisch-römisch-christlich-abendländischen !

Und die Freundschaft wird erst dann wirklich um die Welt tanzen und uns alle zum Glück aufzuwecken, wenn diese Freundschaft die Frauen und den Eros gleichermaßen einschließt.

Noch ein paar Bemerkungen zu Epikur und den Frauen

So sehr sich Plato und Epikur im Ergebnis auch gleichen: Sie sind und bleiben Antipoden in der Philosophie.
Epikur glaubt nicht an Ideen, sondern an das Leben in seiner sinnlichen Fülle. Deswegen fällt es uns umso schwerer seine seltsamen Ansichten zum Eros und den Frauen zu verstehen.

Ich sehe zwei Ursachen für diese Auffassungen:

Eine philosophische, gewissermaßen denklogische: Seine Definition der Lust als Abwesenheit von Schmerz. Und eine historisch, gesellschaftliche: Die Spaltung der Gesellschaft in Herren und Knechte, unter der dann die Mägde gewissermaßen nochmals aufgespalten sind und eine eigene Hierarchie unter der männlichen Hierarchie bilden.

Wenden wir uns zunächst dem Begriff der Lust zu:

Lust ist weder bloße Abwesenheit von Schmerz, noch ist es das Höchste im Leben, denn das Leben selbst ist immer das Höchste.

Das Leben hat auch keinen Sinn oder Zweck, denn es ist sich selbst Sinn und Zweck. Natürlich ist ein gelungenes Leben immer ein lustvolles Leben, aber wer immer nur den Schmerz vermeiden will, muss aufpassen, dass er nicht als Oblomov endet und jedes Tun meidet, weil es Schmerzen verursachen könnte.

Lust und Schmerz sind beide unvermeidbare Bestandteile jedes Lebens.
Und manchmal müssen wir durch Schmerzen gehen um die Gipfel der Lust zu erklimmen.

Ohne Schmerzen sind wir tot.

Ohne Glück und Befriedigung aber auch.

Damit das niemand missversteht: Die Feier des Opfers, erst recht des Menschenopfers, lehne ich ab. Per aspera ad astra ist nicht meine Devise.

Aber auch und gerade das Erreichen eines Ziels kann uns große Momente des Glücks bescheren.

Richard Sennett hat ein Buch über das „Handwerk" geschrieben. Es handelt davon wieviel Glück, Befriedigung, ja Lust Arbeit verschaffen kann, wenn sie frei ist vom Druck der Knechtschaft.

Aber ohne dass man schwitzt und sich auch mal quält wird man dieses Glück nicht erreichen können.

Entscheidend ist nicht, ob immer alles einfach geht, das mündet schnell in Langweile, sondern ob ich etwas tun kann, weil ich es tun will und nicht weil die Peitsche des Herren oder die noch viel härtere Peitsche des Zwecks mich antreibt.

Reden wir nun von Herr und Knecht.

Hegel, der bekanntlich meint auf dem Kopf gehen zu müssen und auch noch glaubt dies zu können, schickt in der „Phänomenologie" das eine Selbstbewusstsein gegen das andere in den Kampf. Es stellt sich heraus, dass es eigentlich zwei Männer sind, die sich einen Kampf um Leben und Tod liefern. Der eine siegt, der andere unterliegt und schon haben wir Herr und Knecht, d.h. die Sklaverei philosophisch verstanden und erklärt.

Man denkt sich: „Was für ein Schmarren" und weiss aus Geschichtsbüchern, obwohl die das Thema Sklaverei meist sparsam behandeln, die „Freunde des Griechentums" ignorieren es sogar am liebsten, man weiß, dass Sklaverei Jahrtausende so funktionierte:Ein Trupp „Sklavenhändler" überfällt bei Nacht ein wehrloses Dorf, die Männer werden erschlagen, Frauen und Kinder misshandelt, missbraucht, entführt und wie ein Stück Vieh auf dem nächstgelegenen Sklavenmarkt verkauft. Der „Knecht", der dem „Herrn" gegenüber steht, ist somit zuallererst eine „Magd" und schon wegen der Kinder wird die jedem Kampf auf Leben und Tod aus dem Weg gehen müssen.

Aber wie das so ist bei Hegel: In dem Moment, in dem man ihn leicht genervt zur Seite legen will, findet man im Dreck einen Diamanten, den man nur noch blank reiben und schleifen muss, damit er glänzt und funkelt:

„Die *Wahrheit* des selbständigen Bewußtseins ist demnach das *knechtische Bewußtsein*. Dieses erscheint zwar zunächst *außer* sich und nicht als die Wahrheit des Selbstbewußtseins. Aber wie die Herrschaft zeigte, daß ihr Wesen das Verkehrte dessen ist, was sie sein will, so wird auch wohl die Knechtschaft vielmehr in ihrer Vollbringung zum Gegenteile dessen werden, was sie unmittelbar ist; sie wird als in sich *zurückgedrängtes* Bewußtsein in sich gehen und zur wahren Selbständigkeit sich umkehren."

[Hegel: Phänomenologie des Geistes. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 38886-38997

(vgl. Hegel-W Bd. 3, S. 147-155)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

D.h. während auf der Seite des Herren nur der Genuss ist ohne die Arbeit und die Anstrengung des Vollbringens, wird der Knecht (die Magd) zu dem/der die alles kann, der Herr aber zum bloß passiven Trottel.

Nach Hegel ist es der Knecht und wir können hinzu fügen eigentlich sogar die Magd,

die sich zu wirklichem Selbstbewusstsein erhebt.Fortwährend sammelt sich in einer Herr-Knecht/Magd-Gesellschaft die Dummheit und Unfähigkeit auf der Seite der Herren und die Fähigkeiten und Talente auf der Seite der Mägde und Knechte.So tauschen Herren und Knechte fortwährend die Plätze. Der Sklavenaufstand auf Haiti soll ihn zu dieser Aussage inspiriert haben.

Allerdings bestätigt uns der Verlauf der Geschichte nicht unbedingt diese Theorie. Die Spaltung in Herren und Knechte hat Jahrtausende überstanden und manche halten sie schon für ewig, für eine Art Naturgesetz der Menschheit.

Was allerdings stimmt: Herrschaft erzeugt ständig eine Akkumulation der Blödheit auf der Herrenseite und als ihr natürlicher Gegenpol die Notwendigkeit, für die, die unten sind, mit außergewöhnlichem Geschick und Verstand das Leben zu meistern.

Deswegen benötigt die Herrenschicht einen permanenten Zustrom von Knechten, während ein Teil der besonders unfähigen Trottel absinken muss.

Das sind die Gegenströmungen, die die von Hegel beschriebene Dialektik konterkarieren.

Bei diesem ständig nötigen Aufsteigen spielen aber gerade die Frauen eine zentrale Rolle:

Wenn sie von unten kommt, aber klug, hübsch und tüchtig ist, kann sie einen eher durchschnittlichen Vertreter der Herrenschicht zum tüchtigen Kerl machen und ihren Kindern einen Teil ihrer Fähigkeiten vererben.

Umgekehrt kann sich eine „Herrin" (welch seltsames Wort) einen tüchtigen Mann von unten suchen und mit ihm und durch ihn die Herrschaft ihres Clans verlängern.

Damit wird aber Liebe, Eros statt Selbstzweck zum Kampffeld um gesellschaftlichen Auf- oder Abstieg.

Einfach nur zu lieben, kann gefährlicher Leichtsinn sein.

Im Prinzip finden wir uns hier schon mitten in Thomas Manns „Buddenbrocks".

Aber auch Brecht hat darüber geschrieben, z.B. in den „7 Todsünden der Kleinbürger" und seine berühmte „Seeräuber-Jenny" zeigt beispielhaft wie sich dadurch auch für jene, die ganz unten steht, die Sehnsucht nach Liebe in die Gier nach Macht und Rache verwandelt.

Ballade von der Seeräuber-Jenny

Für unseren Philosophen der Lust beinhaltet demnach die Liebe, die ja nur Mittel zum Zweck ist in einer Herren-Knecht-Gesellschaft, zu viel Schmerz, zu viel potentiellen Stress.

Wir sollten daraus lernen, dass „freie Liebe" zu erst einmal die Befreiung von Zwecken erfordert, bevor sich unsere „Wahlverwandtschaften" ungestört entfalten und täglich neu verbinden können.

Warum „Humanismus" nicht Menschlichkeit heißt !

„Humanistische Bildung – und eine andere gibt es nicht – bedeutete allerdings nicht

eine allgemeine oder unverbindliche Ausrichtung an den Ideen der Humanität, der Menschlichkeit oder der Menschenwürde. Diese Vorstellungen sind für den Neuhumanismus streng gebunden an das Studium der antiken Sprachen, namentlich des Altgriechischen, und der antiken Kultur"

(Konrad Paul Liessmann, Theorie der Unbildung, Seite 58,Wien 2006)

Für den Herrn Professor beginnt der Mensch mit dem Altsprachler und die Menschheit mit den Griechen.

Auch der bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Wilhelm von Humboldt, preußischer Kulturminister vor 200 Jahren, darf nicht fehlen.

Angeblich soll er folgendes gesagt haben: „..Es zeigt sich daher in dem Griechischen Charakter meistentheils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt."

(Konrad Paul Liessmann, Theorie der Unbildung, Seite 58,Wien 2006)

Und weiter unser Professor:

„Es geht der humanistischen Bildung um die Kenntnisse jener komplexen Formen und Gestalten, in denen sich Menschsein realisieren kann; da es aber unmöglich ist, diese Vielfalt empirisch und historisch umfassend auch nur halbwegs vollständig zu studieren, schlägt Humboldt eine Methode vor, die durchaus modern scheint: das exemplarische Lernen."

(Konrad Paul Liessmann, Theorie der Unbildung, Seite 59,Wien 2006)

Der Reihe nach:

Auch und gerade ein Professor für kantische Philosophie sollte Begriffe nicht einfach gebrauchen ohne wirklich zu wissen, was sie bedeuten.

Über „exemplarisches Lernen" kann er sich bei Oskar Negt informieren. Der hat dieses Konzept in die gewerkschaftliche Bildungsarbeit eingeführt. „Exemplarisches Lernen" heißt bei Negt, ich gehe von mir und meinem Erfahrungshorizont aus und diskutiere von da aus über gesellschaftliche Strukturen.

Ich weiß nicht bei welcher Seance Herr Liessmann zuletzt Sokrates begegnet ist und ob der sich durch Stühlerücken oder bloßes Zittern der Kerzenflamme bemerkbar gemacht hat, auf jeden Fall liegt das Athen des Jahres 431 (Beginn des Peloponnesischen Krieges) weit außerhalb meines persönlichen Erfahrungshorizonts.

Es ist also nichts mit „exemplarischem Lernen".

Wie verhält es sich dann mit dem „ursprünglichen Charakter der Menschheit" ?

Nun, wenn wir ganz zu unseren Ursprüngen zurück wollen, müssen wir in den Zoo gehen, zu unseren nächsten Verwandten, den Bonobos und den Schimpansen. Von deren Vorfahren haben wir uns vor ca.5 Millionen Jahren getrennt. Alles was seither passiert ist, hat uns von unseren natürlichen Ursprüngen und auch von unserem „ursprünglichen Charakter" entfernt.

Ein Begriff wie „ursprünglich" macht in einem evolutionären Prozess wenig Sinn. Ursprünglich waren alle Lebewesen Einzeller. Irgend ein einmal erreichtes Niveau ist dann der Ausgangspunkt für etwas Neues und wird dadurch zum „Ursprung". Jeder Ursprung hat aber selbst eine lange Geschichte.

Natürlich konnte das Humboldt nicht wissen, aber Liessmann müsste das wissen,

ansonsten kann bei ihm von irgend einer Art von Bildung keine Rede sein.

Wenn wir so den Ursprung der Menschen vor 5 Millionen Jahren sehen, gibt es selbstverständlich in dieser langen Geschichte der Menschen wichtige Einschnitte (also „Ursprünge"):

Vor ca.2 Millionen Jahren verlassen die Neandertaler Afrika, vor ca.200.000 Jahren entsteht in Südafrika der eigentliche Jetztmensch, vor noch nicht einmal 10.000 Jahren (das ist noch nicht einmal die Halbwertszeit von Plutonium) lernen diese Menschen in der „neolithischen Revolution" Ackerbau und Viehzucht, etwa vor 5000-6000 Jahren entstehen die ersten Staaten.

Vor ca.4000 Jahren geht die Megalith-Kultur unter.

Wie und warum ist unbekannt.

In dieser Zeit und zum Teil davor tauchen auch neue Völker sowohl im Nahen Osten, in Europa als auch in Indien auf. Es sind die Indoeuropäer. Nach einer Hypothese der Historkikerin Marija Gimbutas kamen diese Völker aus dem Steppengebiet zwischen Don und Altai und begruben ihre Vornehmen in „Kurgans" (Hügelgräbern).

Als Widerschein des unbekannten, aber wohl dramatischen Geschehens auf der Erde, ändert sich der Götterhimmel.

Die Schöpfungs- und Fruchtbarkeitsgöttinen werden in den Hintergrund gedrängt und männliche, ziemlich gewalttätige Kriegergötter übernehmen das Regiment im Himmel.

Das geschieht an verschiedenen Orten. Ob Zeus, Wotan, Jupiter oder Shiva, der Krieger und Eroberer tritt vor die Fruchtbarkeit und Liebe spendenden Göttinnen. Sie werden zum Teil mit brutaler Gewalt unterjocht, vergewaltigt und einiger ihrer wichtigsten Tempel und Heiligtümer beraubt. All das geschieht natürlich nicht gleichzeitig und nicht ohne Widerstand und Gegenwehr, aber es geschieht. Und es gibt Rückzugsräume: Südindien, die Alpen, Britannien und Irland zum Beispiel. Ein anderer Rückzugsraum ist gewissermaßen die gesellschaftliche Vertikale: Während die neuen Herren die neuen Herren im Himmel verehren und ihre Verehrung dem Volk oktroyieren bleiben die alten Göttinnen bei den Unterdrückten, zumal bei den nun immer rechtloser werdenden Frauen, lebendig und haben z.B. als Frau Holle im Volksmärchen überlebt, während die „Wiedererweckung" Wotans durch Wagnerianer, Nietzescheaner und Nazis nie etwas anderes war, als ein Fall von ideologischer Leichenschändung.

Die Kultur des Volkes, das man später das griechische nennt, entsteht ab etwa 1000 vor Christus auf den Trümmern einer ursprünglich weit überlegenen Vorgängerkultur, der minoischen.

Nach dem Gründungsmythos Athens steht am Anfang dieser Stadt der Sieg über die Amazonen, d.h. die Unterjochung einer vormals viel stärker von Frauen, auch von weiblichen Kriegern, geprägten Kultur.

Am Anfang des Griechentums steht auch die brutale Unterdrückung der ursprünglichen Bevölkerung, die Träger dieser minoischen Kultur war.

Sie werden zu Heloten.

Und, und das ist das, was uns hier am meisten interessiert: Grundlage dieser Kultur ist nicht nur die Sklaverei, sondern auch und vor allem die Unterdrückung der Frauen, ihre regelrechte Entfernung aus dem öffentlichen Leben.

Nirgends spiegelt sich das so deutlich wie im griechischen Mythos.

Das Orakel von Delphi wird von Apoll der Gaja geraubt und seiner Herrschaft unterstellt, Zeus ist ein durch die Lande ziehender Vergewaltiger und Apollo erklärt schließlich in der Orestie die Frau, die Mutter zum bloßen Behältnis männlichen Samens.

Eine Meinung der auch jeder Abtreibungsgegner heute noch zustimmen wird.

Natürlich kann man einer Kultur nur gerecht werden, wenn man sie auch mit den Maßstäben ihrer Zeit misst.

Aber gerade deswegen ist ja dieses Geschwätz vom zeitlosen Griechentum so unerträglich.

Epikur und Plato stehen auf gegensätzlichen Positionen. Und niemand wird erstaunt sein, wenn ich erkläre, dass ich eher auf der Seite Epikurs stehe.

Um so mehr befremdet mich beim Philosophen der Lust, dass er die Möglichkeit einer glücklichen Freundschaft zwischen Männern und Frauen, die die erotische Seite nicht ausschließt, verleugnet.

Letzten Endes landet er dadurch, bei aller Gegensätzlichkeit, beim platonischen Ideal: Der Männerfreundschaft ohne Sexualität.

Zu diesem Ideal gehört auch die Aufspaltung des Frauenbildes in Heilige und Hure, wie es Theweleit in seinen „Männerfantasien" für die Freikorps-(und oft künftigen SA-Männer) beschrieben hat.

Felix Salten ist der Verfasser des Drehbuchs von „Bambi" und des pornografischen Romans von der Wiener Hure Josefine Mutzenbacher.

Einerseits wird das „unschuldige Rehlein" zur Frau bzw. die Frau zum „unschuldigen Rehlein" andererseits wird die Mutzenbacher zur personifizierten Muschi, die in jeder Szene einen anderen Mann regelrecht in sich hinein saugt.

Entweder ist eine Frau „ehrbar" und dann hat sie asexuell zu sein oder sie hat starke sexuelle Bedürfnisse und wird dann zu einer „Frau von zweifelhaftem Ruf."

Auch das ist ein Teil des „griechischen Erbes" und zwar vermutlich der aller problematischste Teil.

Wenn wir daher mit Aglaja „den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe" untersuchen wollen, kommen wir mit Plato, Epikur und den Griechen nicht wirklich weiter.

Sicher hören wir da Nietzsche vom „Dionysischen" raunen, aber der Philosoph der Macht hat nie begriffen, dass dieser Teil der griechischen Kultur gerade von den Machtlosen, den Unterdrückten, den Schwachen gegen das apollinische Herrentum bewahrt wurde.

Nachdem bei den Griechen und zuletzt bei Paulus, die Liebe zwar heilig gesprochen, aber die Frau und jegliche Sexualität aus ihr entfernt wurde, wollen wir nun sehen, wohin uns das Mittelalter mit seinen rostigen Rittern führt.

Das „keuche“ und „finstere“ Mittelalter oder Ritter und Liebe in Eschenbachs Parzival

Bekanntlich ist der Kavalier ursprünglich ein Chevalier und damit nichts anderes als ein Ritter.
Und ein Kavalier ist einer, der wie weiland die Firma Bauknecht, „weiß was Frauen wünschen“.
Der Roman vom tumben Naivling Parzival, der am Ende Gralskönig wird ist vor allem eine Erzählung darüber, dass „Parzival die Frauen mehr schätzt als Gott.“
Man darf sich da von Wagner, der später eine ganz andere reichlich blutleere Geschichte vom Gralskönig erfunden hat, nicht täuschen lassen.
Zwei Dinge stehen bei Eschenbach immer im Zentrum: Kampf zwischen Männern, vorwiegend als „Tjost“, d.h. indem man mit gestrecktem Galopp und angelegter Lanze auf einander los reitet um sich wechselseitig aus dem Sattel zu heben bzw. gleich um zu bringen und schöne Frauen. Frauen sind der einzige und wirkliche Grund fürs Kämpfen.
Dabei verehrt man nicht nur das Bild der Dame, sondern greift ihr gelegentlich auch ganz direkt unter den Rock.
Ritter zu sein bedeutet im Wesentlichen immer zu wissen, wann das eine und wann das andere von Seiten der Dame gefragt ist.
Die Geschichte beginnt mit Parzivals Vater Gamureth, der bis nach Bagdad zieht um Frauen und Länder zu erobern.
Im Land der Mohren rettet er die schöne schwarze Belacane, nach Wolfram die schönste aller schönen Frauen, vor der Belagerung durch abgewiesene und beleidigte Männer. Zur Belohnung führt sie ihn in die „inneren Gemächer“ und macht ihn zu ihrem Mann. Nachdem er ihr ein Kind gemacht hat, wird es ihm zu langweilig bei der Schönen und er verlässt sie um wieder als Ritter zu kämpfen.
Er gelangt nach Wales und in einen Ritterkampf. Der ausgelobte Preis dieses Kampfes ist die schöne Prinzessin Herzeloyde. Er gewinnt den Kampf und muss danach regelrecht auf seine rechtliche Verpflichtung hingewiesen werden, Herzeloyde zu heiraten. Das tut er dann, mit den üblichen Folgen. Er verlässt auch die schwangere Herzeloyde um wieder in Bagdad für den Kalifen und für schöne Frauen zu kämpfen. Dabei stirbt er.
Die Königin Herzeloyde zieht sich danach mit ihrem Säugling und Gefolge in die Wildnis zurück und verbietet ihrer Dienerschaft das Wort „Ritter“ gegenüber dem kleinen Parzival überhaupt zu erwähnen.
Ihr Junge soll nicht wie sein Vater ein Ritter werden.
Aber offensichtlich liegt ihm das Rittertum im Blut. So schießt er mit seiner Schleuder Vögel tot um anschließend die toten Vögel zu beweinen. Er entwickelt damit schon früh die übliche Sentimentalität professioneller Totschläger.
Als sie schließlich einsieht, dass sie ihn nicht vor der Welt und dem Rittertum bewahren kann, schickt sie ihn in einem Narrenkleid (nach dem Motto: besser doof als tot) und versehen mit guten Ratschlägen hinaus in die Welt.
Wie uns später erzählt wird, stirbt Herzeloyde danach an Herzeleid, weil sie sowohl Mann als auch Sohn an das Rittertum verloren hat.
Parzival zieht nun in die Welt hinaus und befolgt die Ratschläge seiner Mutter mehr oder weniger wörtlich.
So hat sie ihm geraten, er solle, wenn er einer schönen Frau begegne, diese festhalten und nicht mehr loslassen.

Das tut er dann bei der schönen Jeschute, der Frau des ????. Es kommt zu einer Vergewaltigung und dazu, dass Jeschute von ihrem Mann verstoßen wird, mit der auch heute noch gebräuchlichen Begründung sie habe sicher Spaß dabei gehabt.
Eschenbachs Tadel an Parzival ist sehr bemerkenswert:
Er verweist auf den Vater Gamuret und darauf, dass dieser sich den „süssen Hügeln der Jeschute" sicher auf eine Art und Weise genähert hätte, und zwar so, dass einerseits Jeschute damit einverstanden und andererseits der Ehemann nichts bemerkt hätte.
Die „ritterliche Liebe" erweist sich damit nicht als platonisch, sondern vielmehr als außerehelich, wie denn auch zum Gral keine Frauen ohne ihren „Amis" sprich Liebhaber zugelassen sind.
Zwar gibt es eine Passage mit dem Einsiedler ?Trevirerent? In dem dieser Parzival belehrt, das Ideal des Grals sei die eheliche Liebe des Gralskönigs und die Ehelosigkeit der Tempelritter.
Aber diese Belehrungen werden im weiteren Verlauf der Handlung als das entlarvt was sie sind: fromme Sprüche.
Parzival erreicht schließlich mit seinem schwarz-weissen Halbbruder Firefiz entgültig die Gralsburg (Firefiz möchte unbedingt dabei sein: hübsche Mädchen gucken !).
Vorher haben sie sich allerdings beinah erschlagen, weil so ein richtiger Ritter natürlich erst mit der Lanze zustößt oder mit dem Schwert zuschlägt und erst danach fragt: Wer bist du ?
Auf der Gralsburg verliebt sich der Heide Firefiz so unsterblich in die „reine Jungfrau" und Gralshüterin Response de Joie, dass er auf der Stelle zum Christentum übertritt und sie heiratet. Dabei wird er im Angesicht Gottes und des heiligen Grals zum Bigamisten, den er ist ja schon mit der Königin Secundille verheiratet.
Wie man zuvor erfahren hat, ist seine Liebe zu Secundille und ihre Liebe zu ihm sehr groß.
So ist sie halt die „reine" Ritterliebe: Heute hier morgen dort.
Passenderweise stirbt dann Secundille im fernen Kaukasus und Response (nicht etwa Firefiz !) kann beruhigt sein.
Dass erinnert an Hollywood und die fünfziger Jahre und man fragt sich unwillkürlich, ob es auf Stauferburgen auch schon Hausfrauenverbände gab, die auf Sitte und Anstand geachtet haben.
Damit hätten wir nun „den ganzen gewaltigen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen platonischen Liebe (Aglaja)" hinreichend entwickelt und können als des Wesen eines jeden Ritters bzw. Kavaliers folgende Punkte festhalten:
1. Potentielle männliche Konkurrenten erst totschlagen, dann fragen.
Allerdings muss dies auf „ritterliche Art" geschehen, d.h. nach gewissen Regeln.
2. Immer bereit im Dienst der Liebe und der Frauen (Die Lanze ist immer im Anschlag).
3. Verbotene Früchte schmecken am besten.
4. Man(n) muss und kann immer wissen, was Frau will.

Parcival: König der Frauen

Hinter manchen Märchen und Sagen stecken längst vergangene und vergessene

gesellschaftlich Zustände. Sie sind der Widerhall verflossener Revolutionen und Konterrevolutionen.

Der Mythos vom Heiligen Gral und vom tumben Parcival, der sich erst bewähren muss um dann Gralskönig und damit Herrscher über Wales zu werden, ist eine solche Geschichte, die man nicht oft genug erzählen kann, weil sie wie ein fein geschliffener Stein in jeder Beleuchtung uns von anderen Welten erzählt.

Die Matriarchatsforscherin Göttner-Abendroth versucht sich in „geistiger Archäologie" auf der Suche nach dem untergegangenen Matriarchat.

So wie andere aus verfärbter Erde Pfostenlöcher und aus Pfostenlöchern längst verfallene Hütten rekonstruieren, so rekonstruiert sie aus Geschichten und Geschichtchen untergegangene Kulte, Lebensgewohnheiten und Denkweisen.

Wer ihr vorwirft, das sei doch „spekulativ", vergisst, dass die wenigen Knochen aus Neandertal sich auch nur durch höchst spekulative Ergänzungen zum ganzen Menschen formen.

„Spekulieren" bedeutet aus wenigen Andeutungen eine ganze Geschichte zu machen. Solche Geschichten müssen nicht wahr sein, aber sie können uns entscheidend helfen uns der Wahrheit zu nähern.

Die Geschichte, die uns Göttner-Abendroth erzählt ist die Geschichte vom Gral, als einem Quell der Fruchtbarkeit, als einem heiligen weiblichen Schoß. Die Gralsherrschaft ist bedroht durch männliches Dominanzstreben, durch einen neuen Typ von Krieg und Krieger, der durch seine Machtgier alle Quellen der Fruchtbarkeit, bei den Frauen und in der Natur, zum Versiegen bringt, weil sowohl Natur als auch Frau zwar vergewaltigt werden können, aber ihre großartige, Leben schaffende Tätigkeit ist nicht erzwingbar, so dass zur Strafe die Natur verdorrt und die Frauen unfruchtbar werden. Der Gral verschwindet aus der Welt, wenn man ihm nicht in der rechten Weise dient und Frauen und Natur verehrt.

Parcivals Vater stirbt nicht in fernen Ländern „im Dienst der Frauen" wie bei Eschenbach, sondern bei der Verteidigung des Grals.

Die Welt, die er verteidigt, ist eine Welt des Wohlstands und des Wohlergehens, der Freude am eigenen Körper und seiner Lust.

Die Welt der Keltenkrieger, der er unterliegt, die Welt des König Ither, des roten Ritters, ist eine Welt des Machtstrebens und der Gier. Wobei diese Gier zur Folge hat, dass man das Leben verfehlt und versäumt, weil man stattdessen den Tod im Gepäck hat.

Als ?? stirbt zieht sich die Königin Herzeleide in die Einsamkeit zu zurück um dort ihren Sohn auf die Welt zu bringen. Er soll nicht von den siegreichen Kelten zu einem Keltenkrieger, zu einem Unhold, erzogen werden.

Schließlich geht er hinaus in die Welt und rächt, ohne dass er weiß was er tut, seinen Vater.

Er wird schließlich zum guten Krieger.

Vorher ist er aber in der Gefahr ein Gefolgsmann des Kelten-Königs Arthur zu werden und damit ein Verräter seines Volkes.

Am Ende rettet der gute Krieger Parcival den Gral und das Gralsvolk.

Problematisch an dieser Erzählung ist die Figur des „guten Kriegers".

Sie verbreitet die Illusion, als sei es möglich einerseits ein guter Krieger und damit ein guter Mörder und Totschläger zu sein, andererseits aber Liebe und Zärtlichkeit zu schützen und zu leben.

Gleichzeitig weiß nicht nur Göttner-Abendroth, sondern auch dem alten Mythos ist dieses Wissen eingeschrieben, dass diese Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren eine Illusion ist.

Schönfärberisch heißen solche Illusionen auch oft Ideal.

Die fremden Welten sind Frauenwelten

Gerade bei Eschenbach fällt auf, dass er sich mit seinen Geschichten hinaus träumt aus der Enge seiner mainfränkischen Heimat, die er im übrigen nie wirklich verlassen hat, Erfurt scheint sein weitester Weg in die Fremde gewesen zu sein.

Es sind zwei Sensuchtslandschaften in denen er sich bewegt:

Der Orient, manchmal auch „Indien" genannt, wobei dieser Orient mehr oder weniger für alles steht, was nicht Europa ist und Wales/Britannien, wobei dieses Land, diese Welt, auf der anderen Seite des Hadrianswalls gelegen hat. D.h. die Welt Parcivals ist nicht die griechisch-römische.

Wir finden in dieser Welt des „finsteren Mittelalters" erstaunlich viele erstaunlich selbstbewusste Frauen.
Die Königinnen definieren sich nicht als die Frauen von Königen, sondern umgekehrt: Der Held wird zum König, weil und insofern er eine Königin heiratet. Danach darf er gerne regieren, aber sie ist es, die ihn überhaupt erst zum König macht.

Wir sind es ja gewohnt Geschichte linear zu denken.

Und danach waren Frauen früher unterdrückt und befreien sich heute. So bleibt aber unverständlich, warum zu Eschenbachs Zeit die vornehme, der Oberschicht angehörende Frau eine „fraue" war, während sie neuhochdeutsch zur „Herrin" wird. Die Zeit der Chevaillers, der Kavaliere, muss auch eine Zeit gewesen sein in der zumindest vorübergehend und vielleicht nur in einer bestimmten Schicht, Frauen freier waren als Jahrhunderte danach.

Freilich war das, wenn überhaupt, nur eine prekäre, vorübergehende Freiheit, denn z.B. die Grafen Berangar bei Kaiserin Magaretha oder die Marquarts von Annweiler bei Konstanze, die brutalen Krieger, bemächtigten sich auch gerne der Königinnen und Kaiserinnen.

Aber trotzdem alles vorübergehend und verletzlich war: Die Sehnsucht ist uns geblieben, die Ahnung, das alles auch anders sein kann und das Hoffen auf bessere Möglichkeiten.

Die holden Burgfräuleins sind die Treibfeder jeder Ritterromantik.

Tannhäuser und Frau Venus

Eine der merkwürdigsten und seltsamsten Geschichten, die uns aus der Ritterzeit überliefert sind, ist die Geschichte vom Ritter Tannhäuser und der Frau Venus.

Die Geschichte geht so:

Das Lied von Tannhäuser

Nach einem Flugblatt, Nürnberg 1515

Nun will ichs aber heben an
von dem Danheuser zu singen
und was er hat Wunders getan
mit seiner Fraw Venußinnen

Danheuser was ein Ritter gut,
wann er wolt Wunder schawen,
er wolt in Fraw Venus Berg
zu andern schönen Frawen.

»Herr Danheuser, ir seid mir lieb,
daran solt ir mir gedenken:
ir habt mir einen Aid geschworen,
ir wölt von mir nit wenken. «

»Fraw Venus, das enhab ich nit,
ich wil das widersprechen,
wenn red't das iemand mer dan ir,
Got helf mirs an im rechen.«

»Herr Danheuser, wie red't ir nun,
ir solt bei mir beleiben,
ich will euch mein Gespilen geben
zu einem steten Weibe.«

»Und nem ich nun ein ander Weib,
ich hab in meinem Sinne,
so müst ich in der Helle Glut
auch ewiklich verbrinnen.«

»Ir sagt mir vil von der Helle Glut
und habt es nie entpfunden:
gedenkt an meinen roten Mund,
der lachet zu allen Stunden.«

»Was hilfet mich ewer roter Mund,
er ist mir gar unmere;
nun gebt mir Urlaub, Frewlein zart,
durch aller Frawen Ere.«

»Herr Danheuser, wölt jr Urlaub han,
in wil euch keinen geben;
nun beleibent, edler Danheuser,
und fristet ewer Leben.«

»Mein Leben das ist worden krank,
ich mag nit lenger bleiben,
nun gebt mir Urlaub, Frewlein zart,
von ewrem stolzen Leibe.«

»Herr Danheuser, nit redet also,
ir tut euch nit wol besinnen,
so geen wir in ein Kemerlein
und spilen der edlen Minnen.«

»Gebrauch ich nun ein fremdes Weib,
ich hab in meinem Sinne:
Fraw Venus, edle Frawe zart,
ir seid ein Teufelinne.«

»Herr Danheuser, was red't ir nun,
daß ir mich günnet schelten;
nun solt ihr lenger hierinne sein,
ir müstent sein dick entgelten.«

»Fraw Venus, und das wil ich nit,
ich mag nit lenger bleiben;
Maria, Mutter, reine Maid,
nun hilf mir von den Weiben!«

»Herr Danheuser, ir solt Urlaub han,
mein Lob das solt ir preisen,
wo ir do in dem Land umbfart;
nembt Urlaub von dem Greisen.«

Do schied er wider aus dem Berg
in Jamer und in Rewen:
»Ich wil gen Rom wol in die Stat
auf eines Babstes Trawen.

Nun far ich frölich auf die Ban,
Got müß sein immer walten,
zu einem Babst, der heist Urban,
ob er mich möcht behalten.»

»Ach Babst, lieber Herre mein,
ich klag euch meine Sunde,
die ich mein Tag begangen hab,
als ich euchs wil verkünden.

Ich bin gewesen auch ein Jar
bei Venus einer Frawen,
so wölt ich Beicht und Buß entpfahen,
ob ich möcht Got anschawen.«

Der Babst het ein Steblein in der Hand,
das was sich also dürre:
»Als wenig es begrünen mag,
kumpst du zu Gottes Hulde!«

»Nun solt ich leben nur ein Jar,
ein Jar auf diser Erden,
so wölt ich Beicht und Buß entpfahen
und Gottes Trost erwerben.«

Do zog er wider aus der Stat
in Jammer und in Leiden:
»Maria, Mutter, reine Maid,
muß ich nun von dir scheiden?«

Er zog do wider in den Berg
und ewiklich on Ende:
»Ich wil zu Venus, meiner Frawen zart,
wo mich Got wil hin senden.«

»Seid Got wilkumen, Danheuser,
ich hab ewer lang entporen,
seid wilkumen, mein lieber Herr,
zu einem Bulen auserkoren.«

Das weret bis an den dritten Tag,
der Stab hub an zu grünen,
der Babst schicket aus in alle Land,
wo der Danheuser wer hin kumen.

Do was er wider in den Berg
und het sein Lieb erkoren,
des must der vierte Babst Urban
auch ewiklich sein verloren.

Zitiert nach:
http://12koerbe.de/lapsitexillis/tanhuser.htm

„Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergschacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die stolzeinfachen, urkräftigen Worte strahlten mir so blank entgegen, daß mein Herz fast geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus diesem Liede sprach zu mir eine wohlbekannte Freudenstimme; ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die, während der Passionszeit des Mittelalters, mit gar schweigsamen Schnäblein sich versteckt halten mußten und nur zuweilen, wo man sie am wenigsten vermutete, etwa gar hinter einem Klostergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennst du die Briefe von Heloise an

Abälard? Nächst dem Hohenliede des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit als das Zweigespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das roteste Herzblut."

[Heine: Elementargeister. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, S. 78047

(vgl. Heine-WuB Bd. 5, S. 365)

http://www.digitale-bibliothek.de/band1.htm]

Heine hat dann noch eine eigene Version dieses Liedes gedichtet, konnte es dabei aber nicht lassen seine üblichen Spitzen auf die schwäbische Dichterschule und andere Lieblingsfeinde ab zu feuern.

Was in diesem Fall seinem Werk eher geschadet hat.

Im 19.Jahrhundert hat man den Abschiedswunsch Tannhäusers von Frau Venus vor allem als christlich motivierte Reue gedeutet. Wagner hat mit seiner Oper diese Deutung zur bestimmenden gemacht. Aber trifft sie tatsächlich zu ?

»Mein Leben das ist worden krank,

ich mag nit lenger bleiben,

nun gebt mir Urlaub, Frewlein zart,

von ewrem stolzen Leibe.«

Das ist keine moralisch motivierte Reue, das ist körperlich empfundene Unlust.

Die „süssen" Leiber der Frau Venus und ihrer Gespielinnen sind ihm zu viel geworden. Aus Lust wurde Unlust.

Die Anrufung der heiligen und reinen Maria ist ein Trick um „Frau Venus" zum Nachgeben zu zwingen.

Aber auch vor seiner Rückkehr zu Frau Venus betet er zu Maria:

Do zog er wider aus der Stat

in Jammer und in Leiden:

»Maria, Mutter, reine Maid,

muß ich nun von dir scheiden?«

Muss er das ? Oder bedeutet nicht der grünende Stab, dass SIE dazu ihren Segen gibt ?

Schließlich kehrt er erst zu Frau Venus zurück und danach beginnt der Stab des Papstes zu grünen.

Und es ist der Papst und nicht Tannhäuser, der nun „auch ewiklich sein verloren".

Er hat es an Liebe mangeln lassen.

Der Ritter Don Quichotte

Spätestens als die schweizer Bauernhaufen im Krieg gegen den „letzten" Ritter Kaiser Maximillian die Panzerreiter reihenweise vom Pferd holten und totschlugen, war auch das Rittertum als militärische Einrichtung gestorben.
Überlebt hat nur das Ritterideal.
Diese seltsame Mischung aus Mordlust und Frauenverehrung hat natürlich immer auch den Spott herausgefordert. Schon Eschenbach ist im krassen Gegensatz zu Richard Wagner nicht frei von Spott und tiefer Ironie und wenn man ihn in Kategorien des 19 Jahrhunderts einsortieren würde, so müsste er eindeutig an die Seite des „welschen, jüdischen" Kölners Jack Offenbach gestellt werden und ist somit ein klarer Antipode des „Teutonen" Wagner.
Der „Ritter von der traurigen Gestalt" mit seinem Kampf gegen Windmühlen steht gerade zu paradigmatisch für diesen Spott.
Und seine Dulcinea ist nur der Traum von einer Frau, dem keine wirkliche Frau entspricht.
Wir können ihn daher in diesem Zusammenhang ignorieren.

Der „arme Ritter"

Der „arme Ritter" wird gerne mit Don Quichotte gleich gesetzt. Das ist aber falsch. Zunächst mal ist es falsch, weil er im Gegensatz zu Quichotte reale Kämpfe mit realen Rittern ausficht:

„Als im Lande Palästine,
Eh die heiße Schlacht entbrannt,
Alle reisigen Paladine
Ihre Damen stolz genannt.

Tönte weithin seine Stimme
„Lumen coelum!" übers Feld,
Und er hat mit zornigem Grimme
Manchen Muselman gefällt.„

Seine „Dame" ist die Jungfrau Maria, die er einmal gesehen hat und in die er sich verliebt hat. Diese Liebe ist kein bloßes ritterliches Sehnen wie bei Don Quichotte. Er will eine Frau besitzen, die er einmal gesehen hat und bei deren Anblick er sich gesagt hat:
Die oder Keine !

„Als er einst nach Gent gefahren,
Sah am Weg er wunderbar
Sich Maria offenbaren,
Die uns Christ, den Herrn, gebar.

Und entflammt im Herzensgrunde
Sah er keine Frau hinfort,
Und er sprach seit dieser Stunde
Nicht mit einer mehr ein Wort.

Seit der Zeit hat er das Gitter
Des Visiers nicht mehr bewegt
Und sich um den Hals statt Flitter
einen Rosenkranz gelegt.

Hob zum Vater nie die Hände,
Hob sie nie zum Sohn empor,
Nicht zum Heiligen Geist - am Ende
Galt er allen als ein Tor. „

Er will die Frau Maria, Gott steht im dabei eher im Wege, so wie bei anderen Männern und Frauen der Ehegatte.
Wobei das Gedicht, und das mögen mir alle Katholiken und Orthodoxen verzeihen, natürlich die Frage provoziert, wie man sich das den vor zu stellen habe, das „Sah am Weg er wunderbar sich Maria offenbaren". Mir fällt da eine Fahrt durch Pilsen ein, bei der eine stark geschminkte Frau allen Lastwagenfahrern zuwinkte um sie auf ihr spezielles Geschäft aufmerksam zu machen. Es sind nun mal Frauen in ganz besonderen Berufen, die sich Männern am „Weg" „offenbaren".

„Die Torheit des Ritters erinnert uns an den „Idiotismus" des Fürsten Myschkin und zugleich ruft die Gestalt dieses traurigen und einsamen Ritters das Bild eines anderen armen ritterlichen „Toren" – Don Quichotte von La Mancha ins Gedächtnis. Nur dass dieser Arme Ritter, statt des Namens Dulcinea, die Buchstaben A.M.D., - „Ave, Mater Dei" auf seinem Schild führt, und sein Schlachtruf heißt: „Lumen Coelum!" - ..Himmelslicht!". Aglaja sagt in Dostojewskis Roman, der arme Ritter sei „genau wie Don Quichotte, nur ein ganz ernstgenommener, ohne jede Komik". Ein „recht seltsamer" Zug der Ballade, welcher einen Zuhörer oder Leser befremden kann, ist, dass ihre christliche Stimmung etwas verdächtig, ja ketzerisch wirkt: die Mutter Christi scheint der heiligen Dreieinigkeit gegenübergestellt zu werden.
….
Hier stehen wir vor einem Knäuel von Problemen. Der arme Ritter verhält sich zum katholischen kirchlichen Brauch sehr frei, oder, besser zu sagen, recht gleichgültig. Sein Indifferentismus gegenüber der hl. Dreieinigkeit, diesem geheimnisvollen Prüfstein und Stein des Anstoßes für Religionsphilosophen, fordert ans Tageslicht eine lange Geschichte des Kampfes der Kirche gegen sogenannte Antitrinitarier und Socinianer (eigentlich schon während der Reformation). Jedoch eine extra-ordinäre Anbetung der Mutter Gottes verbietet uns, den armen Ritter als einen Vorläufer religiöser Protestanten zu qualifizieren. Seit dem IV. Jahrhundert stand das Christentum schon vor dem Problem des halbheidnischen Kultus der Gottesmutter als

einer weiblichen Gottheit. Einige Spuren davon blieben in katholischen und griechisch-orthodoxen Ländern sogar bis heute.
Aus der Sicht der Religionsphilosophie können wir im Puschkinschen „Armen Ritter" wohl das Beispiel eines unorthodoxen religiösen Gefühls sehen, die Möglichkeit eines außerkirchlichen Glaubens."
(Rostislav Danilevski, Lumen Coelum. Über ein Leitmotiv bei Goethe und Puschkin in Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft Band 1 Herausgegeben von Gerhard Fieguth, Detlev Gohrbandt, Jan Hollm, Heinz-Helmut Luger, Stephan Merten Gerhard Fieguth (Hrsg.) Begegnungen mit Goethe. KnechtVerlag).

Es ist schon erstaunlich wieviel Mühe Rostislav Danilevski sich gibt das Offensichtliche unter einem Schwall von religionsphilosophischen Phrasen zu begraben.
Der Reiz des Gedichts liegt doch gerade darin, dass unser „armer Ritter" gegen alle Vernunft Maria liebt und ganz real als Frau begehrt.

„Nie bat er um Gottes Segen,
Und die Fasten hielt er nie
Und er ging auf dunklen Wegen
Zu der Gottesmagd Marie."

Er „ging auf dunklen Wegen" wie jeder Liebhaber, der zur Frau eines anderen geht und natürlich bittet er nicht um Gottes Segen, wenn er zur „Gottesmagd Marie" geht.

Wobei die Stellung Gottes zur Mutter seines Kindes durchaus merkwürdig ist.
Er hat zwar von ihr ein Kind, hat aber nie auch nur einen Moment daran gedacht, dafür die normale Verantwortung als Ehemann zu übernehmen.
Die Stellung Marias ist vergleichbar den beiden Haussklavinnen Bilhas und Silpas die für Jakobs Frauen Lea und Rachel jeweils Kinder bekommen, nachdem diese im Gebärwettstreit um die zwölf Söhne Israels zurück zu fallen drohen.
„Jakob hatte zwölf Söhne. Die Söhne Leas waren: Ruben, der Erstgeborene Jakobs, ferner Simeon, Levi, Juda, Issachar und Sebulon. Die Söhne Rahels waren: Josef und Benjamin. Die Söhne Bilhas, der Magd Rahels, waren: Dan und Naftali. Die Söhne Silpas, der Magd Leas, waren: Gad und Ascher."
(Genesis, 35, 22-27).
Deswegen ist sie auch „Gottesmagd" und nicht etwa Gottes Frau.
Sie ist gewissermaßen das Pflanzgefäß für seinen göttlichen Samen.
Trotzdem oder gerade deswegen müssen natürlich Maria und ihr „armer Ritter" vorsichtig sein mit ihrer verbotenen Liebe.

Um so bewundernswerter ist der Mut dieser Frau, die, als der „Böse" ihren Ritter holen will, zu Gott geht und für ihn bittet:

„Doch die Reine, Gnadenreiche
Trat vor Gott und bat für ihn,
Und empfing im Himmelreiche
Ihren treuen Paladin. „

Und wir wünschen den beiden ewiges Glück und dass ihre Liebe dafür reicht.

Zuvor wollen wir uns aber noch ein wenig an Rostislav Danilevski und seinen geistigen Pirouetten ergötzen mit denen er Puschkin, Maria, den „armen Ritter„, Dostojewskij und zu allem Überfluß auch noch den Heiden Goethe zu treuen rechtgläubigen „Gliedern" der einen orthodoxen Kirche erklärt.

Zwar teilt er mit:
„In seinen Jugendjahren (1821) dichtete Puschkin ein freigeistiges Rokoko-Poem im Stil von Voltaires Gabrieleade, wo die evangelische Geschichte der Verkündigung Maria travestierd wurde. Die Schönheit und Grazie der Verse bewahrten aber das Poem vor allem Verdacht der Plattheit. Die Gottlosigkeit der Gabrieleade bleibt eigentlich, im Grunde genommen, problematisch."
Uns macht er eher neugierig.
Trotz dieses sehr interessanten Hinweises, dass Puschkin tatsächlich Maria in erster Linie als Frau sieht, weil er sie auch früher schon so gesehen hat, resümiert er das Gedicht folgendermaßen:
„Das Himmelslicht, Lumen Coelum des Armen Ritters, bedeutet hier die höchste Gerechtigkeit und Wahrheit, welche nicht nur von einer Konfession oder Kirche vertreten werden kann, sondern auch von der Persönlichkeit durch ihre eigenen Bemühungen auf ihren individuellen Wegen erreichbar ist. Eine Anknüpfung an pietistische Traditionen wäre hier zu vermuten. Das Bild erinnert uns auch an die Idee des Lichtes, welches „das Fett oder Wasser des Lebens oder des Himmels" ist, wie der geniale Schwärmer Jakob Böhme sich in seiner Schrift ..Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang" einmal ausgedrückt hat.".

Vor unserem geistigen Auge erscheint direkt eine Maria mit Dutt, so angezogen, dass alle körperlichen Reize verborgen bleiben müssen, wie sie mit ihrem „armen Ritter" in guter pietistischer Tradition Bibelstunden abhält.
Dieser sitzt schmachtend zu ihren Füßen aber statt eines Kusses erreicht ihn das Wort Gottes.
Vielleicht diskutieren sie dann gemeinsam über „feministische Theologie" und darüber, ob Gott, falls er eine Göttin ist, wirklich so herzlos sein kann, dass sie ihr Kind von einer anderen austragen lässt um es dann etwas so albernem wie einer abstrakten Idee, und sei es auch die Idee der Liebe, zu opfern.

Nachdem Danilevski Puschkin so zum Heiligen erklärt hat, ist dann kein geringerer als Goethe an der Reihe.
„Und das verklärte Gretchen betet vor Mater Gloriosa:" so der verklärte und verzückte Rostislav Danilevski aus Faust 2 zitierend:
„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!"

Im allgemeine beweist diese Stelle weniger Goethes Gläubigkeit als vielmehr dass er ein Landsmann von Papa Hesselbach ist und also auch im Blauen Bock hätte auftreten dürfen.
„Neige" reimt sich erst dann auf „Ohnegleiche" und „Strahlenreiche" wenn man es „Neiche" ausspricht, was jeder Frankfurter so tun wird.

Bleiben uns noch Rostislav Danilevskis „Schlussbemerkungen":

„Eine gewisse Ähnlichkeit verbindet die Entscheidungen in den beiden Werken. Die Leidenschaft des Armen Ritters führt ihn zwar von einer frommen in eine beinahe irdische, mindestens eine verdächtig leidenschaftliche Liebe. Fausts unersättlicher „dunkler Drang" zieht ihn umgekehrt durch die verbrecherische und sinnliche Liebschaft mit Margarethe und über andere Irrungen und Streiche des zweiten Teiles der Tragödie in die „höhern Sphären" der himmlischen Liebe.
Dieser Verschiedenheit ihrer Wege ungeachtet, finden die beiden die gleiche Rettung und werden, auf das Wort ihrer Liebenden, von der irdischen Unvollkommenheit glücklich erlöst. Also sind die Motive des Lichtes und der Liebe für den deutschen wie auch für den russischen Dichter von gleicher leitender Bedeutung gewesen. Erblickt man in ihnen eine poetische Metapher Gottes, so mag es dahingestellt bleiben; für die menschliche Praxis ist aber wichtig, dass diese Leitmotive dem Menschengeist dienlich sind, indem sie ihm zum rechten Wege verhelfen, Oder, wie Puschkin in seiner Variation des Exegi Monumentum von Horaz einmal gesagt hat, „das Gefühl des Guten" im Menschen erwecken. Wahrlich ist diese Erde für Goethe und Puschkin nicht dunkel gewesen! Das Lumen Coelum, oder, wie Wladimir Solovjov anlässlich des Faust-Finales formulierte, „das geistige Licht des absoluten Ideals" warf auf die spätere Kultur Russlands seinen Abglanz. Dafür war vor allem Fedor Dostojewski Kronzeuge. Die Gestalt des Armen Ritters diente ihm als poetische Rechtfertigung seines Fürsten Myschkin, eines christlich-reinen, freilich eines utopischen Charakters, der, um Christus nachzuahmen, keine scheinheilige Frömmigkeit brauchte. Außerdem waren die Helden der Ballade Puschkins und des Dostojewski-Romans in materieller Hinsicht arm, was, vom evangelischen Standpunkt gesehen und besonders in der russischen Welt, ihre Nähe zur göttlichen Wahrheit bezeichnet. Auch in der Kultur der deutschen Zunge kommen ähnliche Figuren von Zeit zu Zeit vor, wie z.B. Hutten, oder Jürg Jenatsch bei K. F. Meyer, ein „Narr in Christo Emmanuel Quint" bei G. Hauptmann oder H. Manns französischer König Henri Quatre. Das sind m. E. Beweise der inneren und tiefen geistigen Verwandtschaft und vielfältiger Beziehungen der Nationalkulturen Goethes und Puschkins.“

Wenn übrigens ein (Fast)-Millionen-Erbe wie Myschkin „arm“ ist, was ist dann „reich“ ?
„Das Lumen Coelum, oder, wie Wladimir Solovjov anlasslich des Faust-Finales formulierte, „das geistige Licht des absoluten Ideals" warf auf die spätere Kultur Russlands seinen Abglanz.“ Der Autor weiß hier gar nicht wie wahr er spricht. Allerdings endet er bei Dostojewskij und vergisst Lenin und Stalin.
„Das geistige Licht des absoluten Ideals“ entfacht ein sehr gefährliches Feuer in dem Menschen, Häuser, Bücher alle gleichermaßen verbrennen.
Insofern hat er leider noch nicht einmal unrecht, wenn er da von einer „geistigen“ Verwandtschaft zwischen Rußland und Deutschland spricht. Allerdings tut er Puschkin und Goethe unrecht, denn die beiden stehen gerade nicht für die „Verehrung des absoluten Ideals“.
Deren beider leidenschaftliche Verehrung der Weiblichkeit als „absolutes Ideal“ ins Körperlose zu entrücken, bedarf schon allerhöchster Anstrengungen der Ignoranz.
Und ich hoffe und bete, dass er auch dem heutigen Deutschland damit Unrecht tut. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen z.B. bei Weltmeisterschaften gelten jedenfalls mehr der Feier von Fußballerbeinen als der „Verehrung des absoluten Ideals“.
Es spielt übrigens letztlich keine Rolle für welches Ideal das Feuer brennt. Ob es Kommunismus heißt, auch Demokratie kann es sogar heissen, Nation, Christliche platonische Gottesliebe oder am Ende Islam:
Es ist immer dasselbe Feuer aus Selbstgerechtigkeit, Besserwisserei und Verachtung

für alles Leibliche das uns die Katastrophen beschert.

Und es ist die große Leistung Puschkins, dass er die tief in unserer Kultur eingebrannte Aufspaltung der Frauen in Heilige und Huren, deren einer Pol ja gerade die „Heilige Jungfrau" bildet, die immer „rein und zart" sein soll, wobei „rein" eigentlich asexuell heißt und zart, mit seiner Verbindung zu zärtlich doch wieder ins sinnliche weißt, dass er diese Spaltung aufgehoben und aus Maria eine begehrte und begehrungswerte Frau macht, gewissermaßen die Königin aller begehrenswerten Frauen.

Der „Arme Ritter" von Alexander Block

Ein Yankee aus Conneticut an König Artus Hof - Mark Twain und das Rittertum

Ein Fabrikaufseher einer Waffenfabrik in Hartford (Conneticut) bekommt von einem Untergebenen eins auf den Schädel und landet prompt im 6. Jahrhundert erst auf einem Baum und dann am Hofe des König Artus.
Dank einer Sonnenfinsternis, die er vorhersagen kann, kann er sich zum Oberzauberer aufschwingen und Merlin zur Seite drängen.
Als richtigem „Businessmen" ist ihm die feudale Bärenhäuterei zuwider und er nutzt seine Vertrauensstellung beim König um das Reich des König Artus auf den rechten kapitalistischen Weg zu bringen.
Z.B. initiiert er wegen der mangelhaften Hygiene eine Seifenfabrik und schickt dann Ritter übers Land um Seifenreklame zu machen. Mit fast schon missionarischem Eifer versucht er die feudale Ordnung durch Geschäftssinn zu unterspülen.
Er ist mindestens so tüchtig im Geschäftemachen wie die Ritter im Lanzenschwingen. Während aber die Ritter behaupten für die Frauen zu kämpfen, ist ihm Business Selbstzweck bei dem Frauen nur stören.
Er verkörpert gewissermaßen das „innerweltliche Mönchtum", von dem Max Weber redet, ganz perfekt.
So perfekt, dass er in große Verlegenheit kommt, als Alisante la Carteloise auftaucht und von einem verwunschenen Zauberschloss erzählt. Unser Yankee hält sie für so „glaubwürdig wie eine Damenuhr", aber es hilft nichts: Sie wird seine Dame und der König schickt ihn mit ihr auf Abenteuerfahrt.
Als ihm das mitgeteilt wird, ist er entsetzt, dass er allein mit Alisande, die er bald „Sandy" nennt, im Wald unterwegs sein soll.
„Was ? Allein mit mir durch Wald und Heide, wo ich so gut wie verlobt bin ? Das ist ja skandalös. Was sollten die Leute davon halten ?"
Und so erinnert er sich zum ersten Mal nach 4 Jahren im Reiche Arthurs an seine Verlobte Mieze Flannagan aus East-Hartford.
Auf der Reise behält er auch nachts seine eiserne Rüstung an, damit ihn Sandy nicht in Unterkleidung sieht.

Vermutlich wurde extra für ihn das Wort von der „toten Hose“ erfunden.
Sein Kampf gegen den Feudalismus endet schliesslich in einem Gemetzel wie am Little Big Horn. Verletzt durch einen Messerstich kehrt er zurück ins 19.Jahrhundert und fantasiert dort im Fiebertraum von seiner Sandy.
Man versteht nach diesem Roman, warum Männer, die Frauen verstehen immer noch Kavaliere heißen und Königshochzeiten Frauenherzen höher schlagen lassen.
Bourgeoisie und Kapitalismus haben zwar das Rittertum entthront, aber die Prüderie der „Macher“ hat die Frauenherzen nicht höher schlagen lassen.

Kann Myschkin ein Ritter sein ?

Für Myschkin und alle Myschkins ist das männliche Ideal des Rittertums eine sehr gefährliche Falle.
Einerseits ist es übermächtig, gewissermaßen die allgemein als gültige akzeptierte Norm männlichen Verhaltens überhaupt.
Andererseits ist es unerfüllbar. Zumindest für jeden Myschkin.

Wie mächtig diese Norm ist, kann man sich klar machen, wenn man berücksichtigt, dass aus dem Ritter auch ein Cowboy oder ein Actionheld amerikanischer oder chinesischer Art werden kann, ohne das sich am Prinzip etwas ändert:
Die Fähigkeit jeden Kampf mit männlichen Konkurrenten zu gewinnen ist kombiniert mit der Fähigkeit jeder Frau zu gefallen und zugleich zu wissen, was ihr gefällt.
Man kann sich Sean Connery als perfekten Ritter Gawan vorstellen und Gerd Fröbe als Zauberer Klingsor und dann spielt „Goldfinger“ im Gralsland. Die Muster, die sich z.B. im „Parzival“ des Wolfram finden, wiederholen sich in Hollywood tausendfach.
Und immer ist der perfekte Mann starker, gewandter Totschläger, Überwinder alles Bösen und perfekter, zärtlicher Frauenversteher in einer Person.
Die Orginalität (oder auch nicht) liegt einzig in der Variation dieser Grundkostellation.
Dass dieses Ideal auch für normale Männer unerfüllbar ist, muss man nicht lange diskutieren. Es gilt aber als erstrebenswert. Mann muss sich bemühen dem so nahe wie möglich zu kommen.

Dieses dem Ideal nahe kommen wollen, führt aber bei Myschkin und den Myschkins nur dazu, dass sie gewissermaßen als Einbeinige versuchen Tango zu tanzen und damit im günstigsten Fall nur auf Mitleid rechnen können.
Ansonsten ist ihnen der Spott sicher.
Natürlich erliegt trotzdem der Einbeinige immer wieder der Versuchung Tango tanzen zu wollen, vor allem wenn die Frau schön und begehrenswert ist !

Das Ritterideal erklärt gerade das zu männlichen Kerntugenden was der „epileptischen Kanaille“ abgeht:
Schnelles Reaktionsvermögen.
Wenn zwischendurch mal die Geigen jauchzen in diesen Ritterfilmen, darf auch mal Empathie gezeigt werden. Das beeindruckt dann die Frauen.
Aber im Vordergrund steht ganz eindeutig die Fähigkeit schnell, entschlossen und richtig zu handeln, nicht die Fähigkeit sich ein zu fühlen und eigenes und fremdes Tun kritisch zu reflektieren.

Wer den Ball nicht fängt, weil der immer gerade dort ist, wo er ihn nicht erwartet, wird die Tugenden des schnellen Zupackens nicht haben können.

Der Yankee Mark Twains, ist zwar als Kaufmann und „Macher" ein Gegenbild zum Ritter, aber sein Einsatz im Reiche König Arturs endet nicht nur in einer Katastrophe, er ist eine. Ganz speziell was sein Verhältnis zu seiner Dame, Sandy, wie er sie nennt, angeht.
Wenn man diese Geschichte gelesen hat, versteht man, warum der „Moneymaker" den Chevalier bei den Frauen nicht verdrängen kann.

Für Myschkins sind beide Männer-„Ideale" unerreichbar. Ob das allerdings wirklich ein Verlust ist, kann man bezweifeln.
Wie tief allerdings die Sehnsucht der Frauen nach dem „guten Ritter" verankert ist, wie sehr dieses „Ideal" das Geschlechterverhältnis prägt, zeigt gerade die feministische Sicht auf den Parceval-Mythos, die „Ausgrabungen" Göttner-Abendroths. Zwar ist lange nicht entschieden, ob Parceval in den Dienst des Frauenfeindes und Kriegsherren Arthur oder des „heiligen Grals" und damit des weiblichen Geschlechts in seiner doppelten Bedeutung, tritt. Aber so oder so bleibt er Krieger, bleibt seine Männlichkeit an Schwert und Lanze gebunden, während reflektierte Empathie, so sie nicht weiblich ist, nur „keuschen" Mönchen und Einsiedlern vorbehalten ist.

Wie wir gesehen haben, war auch der „arme Ritter" Puschkins ein Ritter. Aglaja sieht ihren Myschkin als Ritter im Dienste Natasjas und sie möchte, dass er in ihre Dienste tritt.
Sie vermutet, dass Myschkins Gefühle zu Natasja mehr dadurch bestimmt sind, dass er sich endlich als Ritter erweisen kann, als durch Liebe. Sie ist überhaupt die klügste Person in diesem Roman.
Aber sie begeht einen verhängnisvollen Irrtum und erkennt nicht, dass er nicht ihr Ritter werden darf, sondern von jeglichem Rittertum und Zwang zum Rittertum erlöst werden muss.
Es wäre für beide eine Befreiung.
Diese Befreiung verfehlt sie und verzehrt sich stattdessen in Eifersucht darüber, dass „ihr" Ritter der falschen Dame dient. Sie übersieht dabei ganz, dass die 2 Wochen mit Natasja für ihn die schlimmsten Wochen seines Lebens waren, eben weil er als Ritter ohne Furcht und Tadel eine absolute Fehlbesetzung ist.
Aber auch er möchte unbedingt ein Ritter sein und Natassja retten, vor allem vor dem bösen Drachen Rogoschin. Und das, obwohl er weiß, dass er gegen diesen nicht die geringste Chance hat.

Rogoschin und Myschkin

Ein paar fragwürdige Behauptungen

In Kindlers Literaturlexikon schreibt Matthias Freise über Dostojevskij und den Idioten u.a. Folgendes:
„Die angedeuteten Wahlverwandschaften in ihrem Viereck können sich nicht realisieren, weil sich männlicher Eros (Rogoschin) und männliche Agape (Myschkin) mit ihren weiblichen Äquivalenten überkreuzen. Die einzig mögliche Beziehung in dieser Konstellation deutet die homoerotische Schlussszene des Romans an."

Es ist schon eine besondere Kunst in einem vergleichsweise kurzen Satz so viele fragwürdige Behauptungen unter zu bringen.

Was behauptet Freise im einzelnen ?

4 Rogoschin verkörpert den Eros

5 Myschkin verkörpert die körperlose christliche Liebe (Agape) im Gegensatz zur körperlichen Liebe.

6 Die Frauen Aglaja und Natassja bilden dazu „Äquivalente". Allerdings schweigt er sich darüber aus, welche welches „Äquivalent" bilden soll.

7 Die „Wahlverwandschaften" können sich nicht realisieren, weil sich Agape und Eros überkreuzen (Was immer der Autor damit sagen wollte).

8 Die Schlussszene ist „homoerotisch"

9 Dass sich Rogoschin und Myschkin lieben und zu einander finden, wäre die „einzig mögliche" Beziehung in diese Konstellation gewesen.

Das sind viele Vermutungen, denen wir im folgenden im einzelnen nachgehen wollen.

Rogoschin und Eros

Eros ist der Sohn der Aphrodite und des Ares. Er ist der freche Bengel mit den Flügelchen, der seine goldenen Pfeile verschiesst und damit unbändiges Verlangen nach einer anderen Person in uns weckt.
Eros ist aber auch die Liebe zur Weisheit bei Plato und der Lebenstrieb bei Freud. Was

im übrigen zeigt, dass Freud's Konzept der Triebsublimierung bei Plato abgeschrieben ist.
Wie auch immer. Eine Verbindung Rogoschin – Eros läßt sich auf keine Weise herstellen.
Dazu ist sein Verlangen zu besitzergreifend und entbehrt jener spielerischen Leichtigkeit, die den Knaben Eros auszeichnet und die Erotik erst zu einer prickelnden Angelegenheit macht.
Ohne dass wir dafür einen griechischen Gott angeben können oder wollen, ist es aber offensichtlich, dass Rogoschin weniger von der Liebe als vom „Haben-wollen" bestimmt ist.
Darauf möchte ich später näher eingehen.
Aber erst wollen wir uns Myschkin und Agape widmen.

Myschkin und Agape

Unter Agape versteht man die christliche Nächstenliebe. Auch das gemeinsame Essen, das ja den eigentlichen Anfang des Christentums bildet und im Abendmahl nur als schwacher Abglanz überlebt hat, bezeichnet man als Agape.

Generationen von Theologen haben diesem Begriff jegliche Fleischeslust ausgetrieben.

Das bedeutet aber, dass Myschkin nach Freise Frauen überhaupt nicht liebt, sondern ihnen nur in christlicher Nächstenliebe begegnet.

Schon auf der Zugfahrt nach Petersburg stellt aber Rogoschin Myschkin folgende Frage:

„»Sind Sie ein großer Freund des weiblichen Geschlechts, Fürst? Sagen Sie es mir schon vorher!«

»Ich? N-n-nein! Ich bin ja ... Sie wissen vielleicht nicht, ich kenne ja infolge meiner angeborenen Krankheit die Frauen überhaupt nicht.«

»Nun, wenn's so ist«, rief Rogoschin, »so bist du ja ein richtiger Jurodiwy, Fürst, und solche Menschen wie dich liebt Gott.«
»Und solche Menschen liebt Gott der Herr«, wiederholte der Beamte."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19525
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 21-22)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Ein Jurodiwy ist ein Narr in Christo. Eine Art Verrückter, der in seiner Verücktheit heilig ist. Das würde sich mit Freises Agape decken.

Aber stimmt es auch ?

Es ist immer wieder frappierend zu sehen, dass die Epilepsie Myschkins von seiner Umgebung, aber auch von der Masse der Leser und Kommentatoren weg geblendet wird, so als sei sie gar nicht existent.
Das fängt schon damit an, dass Dostojewskij dem Roman den Titel der „Idiot" gegeben hat. Warum ist Myschkin ein Idiot ? Nun, ganz einfach: Jeder der diese Krankheit hat, zählt in dem Moment, in dem er stürzt, zu den Idioten. Und es ist ja

nicht so, dass das nur die Betroffenen so sehen.
Aglaja versichert dem Fürsten in der Parkbank-Szene ganz treuherzig, dass alle sagen würden, er hätte es am Kopf, aber eigentlich sei doch sein Hauptverstand ganz in Ordnung.

Und nun tun Freise und Rogoschin so, als sei Myschkins Unerfahrenheit die Folge einer religiös motivierten Entscheidung und nicht die Folge seiner Krankheit.

Aber Myschkin verzichtet nicht aus christlicher Tugendhaftigkeit auf Beziehungen zu Frauen, sondern er hat als Epileptiker Probleme solche Beziehungen auf zu bauen.

Warum ?

Zunächst kommt er aus einer Heilanstalt. Das ist nicht der Ort, an dem man(n) üblicherweise Frauen kennenlernt.

Sodann wählen Frauen ihre Partner sehr stark nach Status, d.h. wer man ist, bestimmt die Attraktivität mindestens so stark wie die Frage wie man aussieht. Wer ist man aber, wenn man Fürst und Idiot in einem ist ?

Die Verunsicherung, die von ihm ausgeht ist eine doppelte: Er findet seinen Platz in den allgegenwärtigen Rangordnungen nicht, weil er gut und schlecht zugleich ist und deswegen auch keinen hat.

Und die Frauen, die im allgemeinen ein feines Gespür dafür entwickeln, wo so ein Kerl ein zu sortieren ist (Irrtum und Enttäuschung eingeschlossen), können durch ihn nur irritiert werden. Einerseits kann er an einem Tag die Jepantschinschen Damen und Natasja faszinieren und in seinen Bann ziehen, andererseits folgt daraus nichts, weil er das Terrain, das er so gewinnt nicht entschlossen ausbauen kann.
Dazu kommt seine Passivität. Er ist kein Krieger und er ist kein Jäger. Er will im Gegenteil selbst gejagt und erlegt werden.

Damit wird er aber zur Frau. Nicht im sexuellen Sinne aber im „Gender"-Sinn.

Und damit wird er z.B. für Freise zum verkappten und seiner Neigung nicht bewußten Homosexuellen. Denn nur die dürfen „weiblich" sein.

Lieben Rogoschin und Myschkin sich ?

Freise behauptet das: „Die einzig mögliche Beziehung in dieser Konstellation deutet die homoerotische Schlussszene des Romans an."

Schauen wir uns zunächst jene Schlussszene an. Voran geht ihr die geplante Hochzeit Myschkins mit Natasja. Natasja verschwindet im Brautkleid zu Rogoschin. Myschkin sucht beide und findet schließlich Rogoschin. Der fordert ihn auf ihm unauffällig in seine Wohnung zu folgen. Dort beginnt Myschkin zu ahnen, dass etwas Schlimmes passiert ist. Er schaut in Rogoschins Bett und erkennt dort die getötete Natassja. Danach beginnt er fürchterlich zu zittern und Rogoschin hält einen Monolog:

„»Siehst du, ich habe Sorge deinetwegen, weil du immer so zitterst. Die Nacht wollen wir hier zusammen verbringen. Betten sind, außer dem da, hier nicht vorhanden; ich habe gedacht, ich wollte von den beiden Sofas die Kissen herunternehmen und hier bei dem Vorhang für uns beide, für dich und für mich, eine Lagerstatt herrichten, so

daß wir nebeneinander liegen können. Denn wenn sie hereinkommen und anfangen, sich umzusehen oder zu suchen, werden sie sie gleich sehen und forttragen. Sie werden mich befragen, und ich werde erzählen, daß ich es gewesen bin, und sie werden mich sofort abführen. Also mag sie jetzt hier liegenbleiben, neben uns, neben mir und dir ...«

»Ja, ja!« stimmte ihm der Fürst lebhaft zu.

»Also wir wollen jetzt nichts verraten und sie nicht forttragen lassen.«

»Um keinen Preis!« versetzte der Fürst. »Ja nicht, ja nicht!«

»Das war auch meine Meinung, daß wir das um keinen Preis tun und sie niemandem herausgeben wollten! Die Nacht wollen wir hier ganz still verbringen. Ich bin heute nur eine Stunde lang von Hause weggewesen, am Vormittag; die übrige Zeit war ich immer bei ihr. Und dann ging ich am Abend fort, um dich zu holen. Ich fürchte nun noch, daß es bei der Hitze riechen wird. Spürst du einen Geruch oder nicht?«

»Vielleicht spüre ich etwas; ich weiß es nicht; aber morgen früh wird es gewiß riechen.«

»Ich habe sie mit Wachstuch zugedeckt, mit gutem amerikanischem Wachstuch, und über dem Wachstuch mit einem Leinentuch, und vier offene Flaschen mit Schdanowscher Flüssigkeit habe ich danebengestellt; die stehen jetzt noch da.«

»Das hast du gerade so gemacht wie ... wie der in Moskau?«

»Weil man es riechen wird, Bruder. Aber wie sie daliegt ... Am Morgen, wenn es hell wird, dann sieh sie dir an! Was ist mir dir? Du kannst ja gar nicht aufstehen?« fragte Rogoschin erstaunt und ängstlich, als er sah, daß der Fürst so zitterte, daß er nicht imstande war, sich zu erheben.

»Die Beine sind mir schwach«, murmelte der Fürst. »Das kommt von der Angst; ich kenne das ... Wenn die Angst vorübergeht, dann werde ich auch wieder stehen können ...«

»Warte noch; ich werde unterdes das Lager für uns zurechtmachen; dann kannst du dich hinlegen ... und ich werde mich zu dir legen ... und dann wollen wir hören ... denn ich weiß noch nicht ... ich weiß jetzt noch nicht alles; das sage ich dir im voraus, damit du alles darüber im voraus weißt ...«

Während Rogoschin diese unklaren Worte murmelte, begann er, die Lagerstatt herzurichten. Offenbar hatte er sich eine solche schon vorher im stillen ausgedacht, vielleicht schon am Morgen. In der vorhergehenden Nacht hatte er selbst auf dem Sofa gelegen. Aber zwei Personen nebeneinander konnten auf dem Sofa nicht liegen; und er wollte jetzt durchaus zwei Lager nebeneinander herstellen; deshalb schleppte er jetzt mit großer Anstrengung von den beiden Sofas allerlei verschieden große Kissen durch das ganze Zimmer bis dicht an den einen Eingang des Vorhangs. Nun hatte er eine leidliche Lagerstatt zurechtgemacht; er trat zum Fürsten, faßte ihn zärtlich und behutsam unter den Arm, hob ihn auf und führte ihn zu dem Lager; indes stellte sich heraus, daß der Fürst auch allein gehen konnte; denn »die Angst war vorübergegangen«; aber er zitterte doch noch immer.

»Weißt du, Bruder«, begann Rogoschin auf einmal, nachdem er den Fürsten sich auf das linke, bessere Lager hatte legen lassen und sich selbst, ohne die Kleider abzulegen, rechts von ihm hingestreckt und beide Hände hinter den Kopf gelegt hatte, »es ist heute heiß, und da wird es natürlich riechen ... Die Fenster zu öffnen, fürchte

ich mich; aber meine Mutter hat Töpfe mit Blumen, viele Blumen, und die duften sehr schön; ich habe daran gedacht, sie herüberzuholen; aber die alte Pafnutjewna würde etwas merken; denn sie ist sehr neugierig.«

»Ja, das ist sie«, bestätigte der Fürst.

»Soll ich vielleicht Bukette und Blumen kaufen und sie ganz damit bedecken? Aber ich glaube, sie würde mir gar zu leid tun, wenn sie so unter den Blumen daläge!«

»Hör mal ...«, begann der Fürst, wie wenn er verwirrt wäre und überlegte, wonach er eigentlich fragen wollte, und es immer gleich wieder vergäße. »Hör mal, sage mir doch: womit hast du sie getötet? Mit einem Messer? Mit eben jenem Messer?«

»Ja, mit eben jenem ...«

»Warte noch! Ich will dich noch etwas fragen, Parfen ... ich werde dich noch nach vielem fragen, nach allem ... aber sage mir lieber zuerst, zuallererst, damit ich das weiß: wolltest du sie vor meiner Hochzeit töten, vor der Trauung, an der Kirchentür, mit dem Messer? Wolltest du das oder nicht?«

»Ich weiß nicht, ob ich es wollte oder nicht ...«, antwortete Rogoschin trocken, wie wenn er sogar über die Frage einigermaßen verwundert wäre und sie nicht verstände.

»Hast du das Messer niemals nach Pawlowsk mitgenommen?«

»Nein, niemals. Ich kann dir über dieses Messer nur soviel sagen, Ljow Nikolajewitsch«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu: »Ich habe es heute früh aus einem verschlossenen Schubkasten herausgenommen; denn die ganze Sache geschah heute morgen zwischen drei und vier Uhr. Es hat bei mir immer in einem Buch gelegen ... Und ... und ... und da ist noch etwas, was mir wunderbar vorkommt: das Messer ist sieben oder sogar neun Zentimeter tief eingedrungen ... dicht unter der linken Brust ... aber Blut ist nur so etwa ein halber Eßlöffel voll auf das Hemd herausgelaufen, nicht mehr ...«

»Das, das, das«, stammelte der Fürst und richtete sich in furchtbarer Erregung auf, »das, das kenne ich; das habe ich gelesen ... das nennt man innere Verblutung ... Es kommt vor, daß kein einziger Tropfen herausfließt. Das ist so, wenn der Stoß gerade ins Herz gegangen ist ...«

»Halt, hörst du?« unterbrach ihn auf einmal Rogoschin hastig und setzte sich erschrocken auf dem Lager aufrecht. »Hörst du?«

»Nein!« erwiderte ebenso hastig und erschrocken der Fürst und sah Rogoschin an.

»Es geht jemand! Hörst du? Im Saal ...«

Beide begannen zu horchen.

»Ich höre es«, flüsterte der Fürst in festem Ton.

»Geht jemand?«

»Ja.«

»Wollen wir die Tür zuschließen oder nicht?«

»Wir wollen sie zuschließen ...«

Sie schlossen die Tür zu und legten sich beide wieder hin. Sie schwiegen lange.

»Ach ja!« flüsterte der Fürst auf einmal in der früheren aufgeregten, hastigen Manier,

wie wenn er wieder einen Gedanken erhascht hätte und ängstlich befürchtete, ihn wieder zu verlieren; er sprang sogar auf seinem Lager ein wenig in die Höhe. »Ja ... ich wollte ja ... diese Karten! Die Karten! Ich höre, du hast mit ihr Karten gespielt?«

»Ja, das habe ich getan«, erwiderte Rogoschin nach einigem Stillschweigen.

»Wo sind denn ... die Karten?«

»Die Karten sind hier ...«, versetzte Rogoschin, nachdem er noch länger geschwiegen hatte. »Da ...«

Er zog ein gebrauchtes, in Papier gewickeltes Spiel Karten aus der Tasche und reichte es dem Fürsten. Dieser nahm es, aber mit einer Art von Befremden. Ein neues, trauriges, trostloses Gefühl schnürte ihm das Herz zusammen; er wurde sich auf einmal bewußt, daß er in diesem Augenblick und schon längst immer nicht von dem redete, wovon er reden mußte, und immer nicht das tat, was er tun mußte, und daß diese Karten, die er in den Händen hielt, und über die er sich so freute, jetzt zu nichts helfen konnten, zu gar nichts. Er stand auf und schlug die Hände zusammen. Rogoschin lag da, ohne sich zu rühren, und schien seine Bewegung weder zu hören noch zu sehen; aber seine Augen leuchteten hell durch die Dunkelheit und waren weit geöffnet und starr. Der Fürst setzte sich auf einen Stuhl und begann ihn angstvoll anzusehen. So verging etwa eine halbe Stunde; auf einmal fing Rogoschin an, laut und stoßweise zu schreien und zu lachen, wie wenn er vergessen hätte, daß sie nur flüsternd reden durften: »Den Offizier, den Offizier ... erinnerst du dich, wie sie den Offizier beim Konzert mit dem Spazierstöckchen ins Gesicht schlug, erinnerst du dich? Hahaha! Und wie der Leutnant hinzusprang ... Der Leutnant ... der Leutnant ...«

Der Fürst sprang in neuem Schrecken vom Stuhl auf. Als Rogoschin verstummt war (und das geschah plötzlich), beugte sich der Fürst leise zu ihm herab, setzte sich neben ihn und begann mit stark klopfendem Herzen und nur mühsam atmend ihn zu betrachten. Rogoschin drehte den Kopf nicht zu ihm hin und schien seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Der Fürst sah ihn an und wartete; die Zeit verging; es begann hell zu werden. Rogoschin fing mitunter plötzlich an zu murmeln, laut, scharf und unzusammenhängend; er schrie und lachte; der Fürst streckte dann seine zitternde Hand nach ihm aus und berührte leise seinen Kopf und sein Haar, streichelte dieses und streichelte seine Wangen ... mehr vermochte er nicht zu tun! Er selbst begann wieder zu zittern, und seine Beine waren auf einmal wieder wie gelähmt. Eine ganz neue Empfindung quälte sein Herz mit grenzenlosem Kummer. Unterdessen war es ganz hell geworden; er legte sich endlich ganz kraftlos und verzweifelt auf das Kissen und schmiegte sein Gesicht an das blasse, regungslose Gesicht Rogoschins. Tränen strömten aus seinen Augen auf Rogoschins Wangen; aber vielleicht fühlte er damals schon seine eigenen Tränen nicht mehr und wußte nichts mehr von ihnen; wenigstens wies der weitere Verlauf darauf hin.

Als viele Stunden nachher die Tür geöffnet wurde und Leute hereinkamen, fanden sie den Mörder in voller Bewußtlosigkeit und in starkem Fieber. Der Fürst saß, ohne sich zu rühren, neben ihm auf dem Lager und fuhr jedesmal, wenn der Kranke aufschrie oder zu phantasieren begann, ihm mit seiner zitternden Hand eilig über das Haar und die Wangen, wie wenn er ihn liebkosen und beruhigen wollte. Aber er verstand nicht mehr, wonach man ihn fragte, und erkannte nicht mehr die Leute, die hereingekommen waren und ihn umringten. Und wenn Schneider selbst jetzt aus der Schweiz gekommen wäre, um sich seinen ehemaligen Schüler und Patienten anzusehen, so würde er in Erinnerung an den Zustand, in dem sich der Fürst

manchmal im ersten Jahr seiner Kur in der Schweiz befunden hatte, jetzt eine verzweifelte Handbewegung gemacht und wie damals gesagt haben: »Ein Idiot!«"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. S. 20895-20903

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 354-360)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Es ist eine ganz fürchterliche, schreckliche Szene, die uns Dostoevskij hier beschreibt und er beweist hier seine ganze Meisterschaft, weil man einerseits das Maul offen sperren muss über dieses unglaubliche Geschehen und andererseits aber weiss: Genauso kann es gewesen sein.

Aber beschreibt Dostoevskij hier wirklich „einen homoerotischen Moment" oder beschreibt er nicht vielmehr, wie zwei erwachsene Männer angesichts der fürchterlichen Tat eines von ihnen, an der sich auch der andere mitschuldig fühlt, erst zu Knaben werden, während sie miteinander reden vor unseren Augen und Ohren regelrecht regretieren, und so tun als könnten sie sich vor der Strafe in einer Hecke verstecken und unsichtbar werden, um sich dann beide ganz aus dieser Welt zu verabschieden.

Dass Myschkin bevor er endgültig aus der Welt tritt diesen Mörder Rogoschin streichelt, zeigt die starke weibliche Seite an und ihn ihm. Aber es ist ein Vorurteil alle Männer, die auch weiblich Seiten in sich tragen und diese nicht verstecken, per se für schwul zu halten.
Es ist heute, zumindest in unseren Breiten, keine Schande mehr, schwul zu sein. Es wäre schön, wenn es auch jenen Männern, die die Frauen lieben, ganz selbstverständlich erlaubt wäre, weibliche Seiten zu haben.

Das „Weib" Myschkin

Bekanntlich unterliegt die Frage was „weiblich" und was „männlich" ist auch gesellschaftlichen Konventionen. Neben den unbestreitbaren und jederzeit sichtbar zu machenden biologischen Unterschieden existieren Zuschreibungen, die eindeutig gesellschaftlicher Konvention entspringen und die die Vertreter beider Geschlechter auf Rollenmuster festlegen, denen im Zweifel schwer zu entkommen ist, auch wenn einem die zugeschriebenen Rollen keineswegs liegen.

Dabei sind lange Haare als Ausdruck von Weiblichkeit noch das harmloseste Klischee, obwohl Mann damit in den späten 60igern und frühen 70igern des 20.Jahrhunderts als junger Mensch wahre Hassorgien bei einem Teil des älteren (vorwiegend) männlichen Publikums auslösen konnte.

Diese Hassorgien waren natürlich oft auch eine Abwehr eigener unterdrückter homoerotischer Neigungen.

Aber das ist nur ein Teilaspekt. Auch und gerade heterosexuelle Männer müssen unbedingt „männlich" sein, weil sie andernfalls in die Kategorie der „Schlapp-schwänze", „Weicheier" und „Warmduscher" eingereiht werden. D.h. dass sie

ansonsten ihre Männlichkeit abgesprochen bekommen und das ist ja schon fast eine Höchststrafe für jeden Mann.

Myschkin ist in diesem Sinne kein Mann und vielleicht wird er auch deswegen so gerne mit Jesus verglichen, einem anderen bekannten männlichen Nicht-Mann.
In Hesses Aufsatz von 1919 über Dostoevskij/Myschkin geht er auf eine Szene im 2.Teil ein, bei der eine Horte „Nihilisten" den Fürst melken wollen und ihn zu diesem Zweck erst verleumden. Hesse erklärt, dass er von dieser Szene am meisten irritiert ist und er leidet aus dieser Szene her, dass der freundliche Myschkin wie der freundliche Jesus die existierende Ordnung in Frage stellen.

Aber welche Ordnung ist das ?

Unter anderem die zwischen Mann und Frau.

Schauen wir uns die Szene näher an:

Die Truppe trifft in Lebedews Landhaus ein und wird erst von Lebedew nicht vorgelassen. Als Myschkin das erfährt befiehlt er sie vor zu lassen.

Bevor sie aber eintreten, erhält er von Mutter und Tochter Jepantschin den folgenden Rat:

„»Es wird sehr gut sein, wenn Sie diese Angelegenheit sogleich und persönlich erledigen«, sagte Aglaja, die mit besonders ernstem Wesen zum Fürsten hintrat. »Und uns allen wollen Sie, bitte, erlauben, Ihre Zeugen zu sein. Man will Sie mit Schmutz bewerfen, Fürst; Sie müssen sich feierlich rechtfertigen, und ich freue mich schon im voraus herzlich für Sie.«

»Auch ich würde wünschen, daß diese garstige Prätention endlich einmal zu Ende käme!« rief die Generalin. »Gib es ihnen ordentlich, Fürst; schone sie nicht! Ich habe schon so viel von dieser Affäre hören müssen, und es ist mir oft genug die Galle übergelaufen. Aber es wird interessant sein, diese Menschen einmal anzusehen. Rufe sie herein, und wir wollen uns wieder hinsetzen. Aglajas Rat war gut. Haben Sie von dieser Angelegenheit etwas gehört, Fürst?« wandte sie sich an Fürst Schtsch."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20090

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 127)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Die Szene schliesst unmittelbar an eine „Armer Ritter-Szene" an und beginnt mit der Aufforderung an Myschkin hart, kurz ein Mann zu sein.

Der unsägliche Auftritt dieser „Kämpfer für Gerechtigkeit" löst einerseits immer wieder den Unwillen der „Generalin" aus, die von Myschkin ein energisches Auftreten erwartet. Er aber entwickelt ein Versöhnungsbedürfnis, den Wunsch alles unter einer „Wir mögen uns doch"-Sosse zu beerdigen, wie es unsere von früherer Hitler-Verehrung und Bomben-Trauma geprägten und am Förster im Silberwald und der verzuckerten Sissi hängenden 50-iger-Jahre-Mütter nicht besser hinbekommen hätten.

Paradigmatisch dafür mag der folgende Auftritt sein:

„ »Verzeihung, meine Herren, Verzeihung!« entschuldigte sich der Fürst eilig; »bitte, verzeihen Sie! Ich habe es nur deswegen gesagt, weil ich meine, es würde wohl das beste sein, wenn wir gegeneinander völlig aufrichtig wären; aber wie Sie wollen; ganz wie Sie wollen! „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20125

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 150-151)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Ich würde mich nicht wundern, wenn direkt nach einem solchen Ausbruch Doris Day zur Tür herein käme und erbaut wäre.

Die Jepantschinenschen Damen sind allerdings weniger begeistert.

Nachdem Myschkin sich auch noch dafür entschuldigt, dass er einem angeblichen „Erben" Geld geben will, was Dostoevskij so schildert:

„»Ich bitte Sie um Entschuldigung!« sagte der Fürst, indem er an Burdowski herantrat. »Ich habe Ihnen schweres Unrecht getan, Burdowski; aber ich habe es Ihnen nicht als Almosen geschickt, glauben Sie mir! Ich habe Ihnen auch jetzt Unrecht getan, vorhin.« (Der Fürst war sehr niedergeschlagen; er sah müde und schwach aus, und seine Worte waren unzusammenhängend.) »Ich sprach von Gaunerei ... aber das bezog sich nicht auf Sie; ich habe mich geirrt. Ich sagte, daß Sie ebenso ein kranker Mensch seien wie ich. Aber Sie sind nicht ebenso wie ich; Sie geben ja Stunden und unterstützen Ihre Mutter. Ich sagte, Sie brächten Ihre Mutter in Unehre; aber Sie lieben sie; sie sagt es selbst ... ich wußte das nicht ... Gawrila Ardalionowitsch hatte mir vorhin noch nicht alles mitgeteilt ... ich habe Unrecht getan. Ich wagte es, Ihnen zehntausend Rubel anzubieten; aber das war Unrecht von mir; ich hätte es in anderer Weise machen müssen; aber jetzt ... geht es nicht mehr, weil Sie mich verachten ...«"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20150-151

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 167)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Diese „Güte" ist schwer zu ertragen, Aglaja und ihre Mutter ertragen sie nicht:

„»Aber das ist ja das reine Irrenhaus!« rief Lisaweta Prokofjewna.

»Gewiß, es ist ein Irrenhaus!« sagte Aglaja, die sich nicht mehr beherrschen konnte, in scharfem Ton."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20151

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 167)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Das Paradoxe und Ordnungswidrige (wie Hesse zurecht meint) dieser ganzen Szene besteht u.a. darin, dass hier die beiden Frauen männliches, entschiedenes Handeln fordern, während Myschkin das schwache, hilflose Weib ist, das alle Widersprüche und Gegensätze dieser Welt durch Liebe versöhnen will.

Und kurz nachdem Lisaweta Prokofjewna festgestellt hat, in einem Irrenhaus zu sein und nicht nur Myschkin, sondern auch ihren Mann wegen seiner Passivität gerüffelt hat, wendet sie sich dem jungen, todkranken Ippolit zu und wird plötzlich wieder zur besorgten Mutter, die den Todkranken am liebsten an ihr großes Herz drücken möchte.

Es ist schon erstaunlich wie Dostoevskij hier die Geschlechterrollen durcheinander wirbelt, ohne jemals Judith Butler gelesen zu haben.
Auf der anderen Seite ist dieser Befund auch wieder nicht so erstaunlich, denn es ist ja gerade die Schwäche und Stärke aller Myschkins, dass sie in der hergebrachten Ordnung nicht einfach zu Hause sein können.

Rogoschin Kaufmannssohn

Der Streit ob die Henne vor dem Ei oder das Ei vor der Henne da war, endet bekanntlich damit, das man begreift, dass es vor der Henne eine Art Proto-Henne gegeben hat und vor dem Ei ein Proto-Ei.

Dadurch endet der Prioritätsstreit in der Geschichte einer Entwicklung.

Max Weber hat in seiner „Protestantischen Ethik" darauf insistiert, bewiesen zu haben, dass eine geistige Revolution der materiellen Revolution Industrialisierung und Kapitalismus voraus ging und diese vorbereitete. Er wollte dieses Konzept als Gegenkonzept zu Karl Marx verstanden wissen.

Dieser Wechsel von einer Gesellschaft, in der mann/frau arbeitete um zu leben und in der Krankheiten, Missernten, Heuschrecken und Herrschaft manchmal das Leben und Überleben schwer, fast unmöglich machten, zu einer Gesellschaft, in der mann/frau nur ein Recht auf Leben haben soll um zu arbeiten, in der aber auch alle Reichtumsquellen so überreich fließen, dass der einzige Mangel, den diese Gesellschaft kennt, der Mangel an Arbeit ist, dieser Wechsel war mindestens so umwälzend, wie jener vom im Wasser abgelegten Schleim zum Ei mit fester Schale, das bebrütet wird.

Entsprechend müssen sich auch erste verschiedene Inseln des Proto-Kapitalismus bilden, bevor alle diese Inseln zum neuen, zum angeblichen „Promise-Land" zusammen wachsen können.
Und bei der Bildung dieser Inseln sind die verschiedenen christlichen häretischen Strömungen, die seit dem Mittelalter sprießenden Sekten, so etwas wie die Hefe im Mehl.

Allerdings nährt der Geist alleine niemand, und so ist, wie Marx richtig festgestellt hat, eine neue Art seinen Lebensunterhalt zu verdienen, die Grundvorraussetzung für alles übrige. Diese neue Art seinen Unterhalt zu bestreiten, wird zur neuen Lebensart. Und diese neue Lebensart steht im schroffen Gegensatz zur alten. Dieser Gegensatz muss notwendigerweise eine Ideologieproduktion in Gang setzen, die die Sehnsucht nach Erlösung aus dem irdischen Jammertal in eine Sehnsucht nach einem neuen Jerusalem, der Stadt auf den Bergen, übersetzt.

Und dieses neue „Jerusalem" und das ist ihr unauflösliches Paradox, verkündet im Namen der Liebe das allumfassende Streben nach Besitz und Reichtum zum Ziel des Lebens überhaupt.

Wir leben um zu haben und wir arbeiten hart um noch mehr zu haben.

Und dadurch, dass wir haben und in dem was wir haben, nehmen wir teil am ewigen Leben. Unser Tod ist nichts, weil unser Werk uns überlebt.

Das ist der Kern des neuen Evangeliums.

Ihr alpha und omega und ihr wirkliches Vaterunser.

Rußland in den 60iger Jahren des 19.Jahrhunderts ist in der selben Situation wie Japan oder China zur selben Zeit:

Die Entwicklung, die da erst in England und dann in New England ins Rollen gekommen ist und danach dank Frankreich und Napoleon auch auf den europäischen Kontinent übergegriffen hat, droht diese alten Staaten zu untergraben und unter sich zu begraben. Deswegen versucht der Staat die zarten Pflänzchen einer eigenständigen Entwicklung durch politisches Handeln zu ergänzen und zu beschleunigen. Während dies in Japan gelingt, scheitert es in China und Rußland.
In Japan gelingt der Schulterschluss der herrschenden Samurei mit der Bürokratenkaste und gemeinsam mausern sie sich zu einer japanischen Bourgeoisie.
In Rußland entdeckt die Adelskaste hauptsächlich Baden-Baden, Bad Ems und Paris, während die Bürokratenkaste zwischen sklavischer Unterwürfigkeit und revolutionärer Phrasendrescherei hin- und herschwankt. Lebedew ist dafür der Prototyp.
Und der Schmähartikel über Myschkin in einem Petersburger Skandalblättchen, den Keller verantwortet und Lebedew diktiert hat, beginnt mit:

„Proletarier und Edelinge"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20102
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 134)
http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

In den 70iger Jahren unseres Jahrhunderts soll man auf studentischen Vollversammlungen der Uni Göttingen den Vorsitzenden des christdemokratischen Stundentenverbands RCDS mit den Worten: „Das Wort hat nun der Genosse RCDS-Vorsitzende" ans Rednerpult gebeten haben.

„ Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten; sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. So maskierte sich Luther als Apostel Paulus, die Revolution von 1789-1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793-1795 zu parodieren. So übersetzt der Anfänger, der eine neue Sprache erlernt hat, sie immer zurück in seine Muttersprache, aber den Geist der neuen Sprache hat er sich nur angeeignet, und frei in ihr zu produzieren vermag er nur, sobald er sich ohne Rückerinnerung in ihr bewegt und die ihm angestammte Sprache in ihr vergißt."

[Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 11625-11626

(vgl. MEW Bd. 8, S. 115) http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]

Die russischen „Revolutionäre" zogen sich den Blaumann an und traten als Arbeiterführer auf. Aber darunter verbargen sie nur ihre Ärmelschoner und ihre sonstige Beamtenuniform.
Und so war ihre „Revolution" auch eher eine Konterrevolution. Sie bekämpfte den Kapitalismus bis aufs Messer. Nicht um ihn zu überwinden, sondern um das geschundene Land weiter als Beute zu behalten.

Die Bürokratie wurde mit „Sowjetöl" gesalbt (Lenin!), die Türschilder gewechselt, während die Futterkrippen blieben. Inzwischen wurden die Türschilder ein weiteres Mal gewechselt und angeblich ist Rußland jetzt ein kapitalistisches Land. Aber gibt es dort auch Kapitalisten ? Haben die Neureichs in St.Moritz wirklich etwas mit Akkumulation, mit Reichtumsproduktion als Selbstzweck, am Hut ?

Kapitalismus bedeutet nicht einfach nur Reichtum, es bedeutet mit dem, was man hat, nicht zufrieden zu sein.
Es bedeutet eine Maschine anzuschieben und in Gang zu halten, die heute bessere Zahlen produzieren soll als gestern und die morgen noch mehr davon liefert. Alle Leidenschaft gehört diesem schneller, weiter und höher. Weswegen auch die Leidenschaft für eine Frau ein entscheidender Störfaktor ist. Fast so schlimm wie Trunksucht.

Der „Yankee aus Conneticut" verkörpert diesen Geist.

Der Vater Rogoschins verkörpert diesen Geist und deswegen muss er auch seinen Sohn verprügeln als er tausende Rubel vergeudet für eine Frau. Deswegen ist er sich nicht zu schade zu der Dame zu gehen und um die Herausgabe des Schmucks zu betteln. Und deswegen stirbt er vor Kummer über seinen verkommenen, missratenen Sohn.

Während der Vater stirbt, liegt der Junge besoffen in Pskow im Dreck, so besoffen, dass schon die streunenden Hunde an ihm zu nagen beginnen und er sich in der Kälte fast selbst den Tod holt.

Unser Kaufmannssohn wird damit zum besoffenen Gutsbesitzer. Eine der typischen nutzlosen Existenzen, wie sie in Gestalt von „Leutnants" die damalige Welt Rußlands, Preußen oder Österreichs heimsuchen.

In jener gespenstischen Szene, als Myschkin Rogoschin zu Hause besucht und sie Brüder sein sollen und ihre Anhänger tauschen, während Rogoschin schon das Messer richtet, mit dem er später Natassja tötet und zuvor Myschkin bedroht, in dieser Szene entdeckt Myschkin ein Bild an der Wand und frägt:

„»Das ist wohl dein Vater?« fragte der Fürst.

»Ja, das ist er«, antwortete Rogoschin mit einem unangenehmen Lächeln, als ob er vorhätte, im nächsten Augenblick irgendeinen ungenierten Scherz über seinen verstorbenen Vater zu machen.

»War er ein Altgläubiger?«

»Nein, er ging in die Kirche; aber er sagte allerdings, der alte Glaube sei richtiger. Auch vor den Skopzen hat er Achtung gehabt. Dies hier war sein Arbeitszimmer. Warum fragst du danach, ob er altgläubig war?« „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19973

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 49) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Die „Altgläubigen" erkannten nicht den Zaren als Herrn über die Kirche an und die Skopzen ließen sich als Männer die Hoden und wenn sie besonders fromm waren den Penis abschneiden, während sich die Frauen Brüste und Klitoris entfernen liessen. Sie wollen sich damit vor der Sünde der sexuellen Wollust schützen, in dem sie die „Werkzeuge" dazu, die sie als Werkzeuge des Satans sahen, abschnitten.

Sie töten die Wollust und stempeln sie zur Todsünde, während sie der wirklichen Todsünde der Habsucht und des Haben-wollens rettungslos verfielen.

Insofern hat Rogoschins Rebellion gegen den Vater zwei Seiten: Er wendet sich gegen eine Welt, die wirkliche, körperliche Liebe zur „Sünde" erklärt und die Liebe zum Besitz zur Tugend, aber bleibt einer, der dem Haben-wollen verfallen ist.

Seine Rebellion will nicht das Besitzen- und Beherrschen-wollen hinter sich lassen. Er will statt abstrakter Rubelscheine die schönste Frau Petersburgs besitzen.

Die Hölle sind nicht die anderen

Bloßes Existieren ist weniger als Leben. Das ist kein ontologisches Problem, sondern ein immens lebenspraktisches.

Als wir jung waren, waren wir neugierig und so wollten wir wissen, was uns unsere Lehrer und Erzieher verschwiegen hatten.
Auf diese Weise wurde ich zum Mitorganisator einer Veranstaltung mit einem ehemaligen kommunistischen Dachau-Häftling. Dieser, ein auf sein Können stolzer, selbstbewusster Metallarbeiter, wie sie vor allem für Mannheim so typisch sind, erzählte sehr spröde und sehr genau, ohne allzu viel Pathos, mehr so wie man ein Gewinde dreht. Aber gerade deswegen hat sich mir manches eingebrannt. Am meisten aber das folgende:

Ein ehemaliger Reichtagsabgeordneter der DVP, ein führender Mann seiner Partei, der auch von seiner Körpergrösse groß und beindruckend war, war von der SA und ihrem Ludwigshafener Kommandanten Eicke in Dachau als Hund abgerichtet worden. Er wurde an eine Kette gelegt, bekam einen Fressnapf und eine Hundehütte und wenn die SA vorbei kam, musste er bellen.

Jener Eicke war in den turbulenten 20iger Jahren in Ludwigshafen erst Bombenleger, dann Werkschützer bei der IG und zuletzt innerparteilicher Konkurrent des Pfälzer Gauleiters Bürckel gewesen. Bürckel schaffte es ihn nach Nürnberg in eine Irrenanstalt zu verfrachten und somit aus dem Weg zu räumen. Aus dieser Irrenanstalt wurde Eicke von Himmler befreit. Danach wurde er der Kommandant des Lagers Dachau und der eigentliche Erfinder des KZ-Systems. Es ist noch zu wenig bekannt und beachtet,

dass dieses System wesentliche Anregungen aus den Irrenhäusern erhielt. Genauso wie später die Irrenhäuser im Rahmen der Euthanasie dem Probelauf für Auschwitz dienten.

Nun kann man in Bezug auf jenen Reichstagsabgeordneten, dessen Menschsein ausgelöscht wurde, während man ihm weiter das bloße Existieren gestattete, sagen, dass dies in einem Ausnahmezustand geschah.

Und man kann all den intellektuellen Befürwortern von Ausnahmezuständen, wenn sie den Formalismus des Rechtsstaats beklagen, nur von Herzen wünschen, dass sie ihre Einlassungen nicht eines Tages in einer Hundehütte bedauern müssen.

Die „Souveränität" die einer gewinnt, der andere von Staats wegen quälen darf, hat zur Kehrseite den Verlust jeder Souveränität, ja am Ende gar des Menschseins für den oder die Gequälte.

Natürlich hat „Souveränität" auch eine andere Seite: Wie souverän beherrsche ich mich und mein Handwerk, was kann ich nützliches tun für mich und meine Mitmenschen. Aber das ist eine andere Art von Souveränität. Eine die nicht über den anderen steht, sondern mit ihnen auf der Reise ist.

Und die deswegen auch keinen Ausnahmezustand braucht um bei sich zu sein.

Bevor man behauptet, dass wir zur Freiheit verurteilt seien, muss man erst den Begriff der Freiheit näher bestimmen. Das geht nur, wenn man auf den lächerlichen Versuch verzichtet die Determiniertheit unseres Lebens zu verleugnen. Da aber das Leben und die Welt nicht aus Kausalketten sondern aus Wechselwirkungen bestehen, sind Welt und Leben genügend unbestimmt, um auch dem freien Willen Raum zu lassen.

Aus dieser bestimmt-unbestimmten Welt folgt aber, dass unser Wissen und Können den Grad unserer Freiheit wesentlich mitbestimmt.

Deswegen sind die Anderen, die Nächsten, nicht die Grenze oder gar Feinde unserer Freiheit, sondern eine wesentliche Bedingung.

Was wir gegenüber der Welt vermögen, hängt nicht nur von uns ab. Es ist unser gemeinsames Vermögen oder Unvermögen. Dieses gemeinsame Vermögen bestimmt den gesellschaftlich und historisch möglichen Grad unserer Freiheit.

Insofern wird unsere Freiheit durch alle Anderen, unsere Nächsten, garantiert genauso wie wir die Garanten der Freiheit der Anderen sind bzw. sein müssen.

Wenn es so ist, dann ist unser Leben und das Leben unserer Mitmenschen geglückt.

Aber Leben glückt nicht nur.

Weil wir immer aus einem Kranz von Möglichkeiten wählen was dann wirklich wird, haben wir mit der Möglichkeit der Wahl die Möglichkeit der schlechten Wahl. Und damit auch die Möglichkeit zum Schlechten, zum Bösen.

Insofern sind wir die Schöpfer unserer eigenen Hölle.

Das blasierte „die Hölle, das sind die Anderen" drückt sich mit seinem selbstgerechten Ekel vor der eigenen Verantwortung.

Einer Verantwortung, die um so größer ist, als der, der sich da ekelt, ja nicht weit davon entfernt war, dem Teufel die Hand zu geben.

Für unseren ehemaligen Reichstagsabgeordneten sind es dagegen in der Tat die

„Anderen", die SA, die zu seiner Hölle werden.

Aber das liegt nicht daran, dass sie „Andere" sind, sondern daran, dass sie die falsche Wahl getroffen haben. Die Freiheit, die sie hatten, haben sie missbraucht um nun die Freiheit mit den Füßen zu treten.

Die Freiheit, die ich habe, ist nicht zum mindesten die Freiheit kein Eicke, kein Menschenquäler, sein zu müssen.

Ich bin in meinem Sein nicht allein auf der Welt. Es ist im Gegenteil eine wesentliche Bestimmung von mir, mich in vielen anderen zu spiegeln.

Erst das macht mich zum Menschen. Erst in der Beziehung zu anderen, einer Beziehung, die immer eine Wechselbeziehung ist, bin ich überhaupt. Ohne dieses Universum an Beziehungen kann ich möglicherweise gerade so nur existieren, wobei sogar dies fraglich ist.

Deswegen sind die Anderen auch nicht die Hölle für mich, sondern ohne sie gibt es keinen Himmel, kein Paradies, kein gelobtes Land.

Das Land, in dem Milch und Honig fließen, ist vor allem ein Land in dem ich mit meinen Problemen nicht allein bin.

Im Paradies oder in der Blochschen Heimat kann ich nur dann sein, wenn ich die Sicherheit habe, dass mich jemand fängt, wenn ich falle.

Dies ist auch das Geheimnis manchen religiösen Bekenntnisses.

Wir erinnern uns an Bonnhöfers Gebet:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag."

Ein wunderbares Gebet, das wie alle Gebete nur einen Fehler hat: Es vertraut auf eine fremde Macht außer uns, wo wir doch auf niemand außer uns selbst vertrauen dürfen.

Marxens Diktum vom „Opium" meint genau dies. Was allerdings meistens bei diesem Diktum vergessen wird: Marx kritisiert nicht die Sehnsucht, Marx kritisiert die Zustände in denen dieses Verlangen nach Geborgenheit nur ein jenseitiger Traum ist.

Wenn die Hölle aber nicht die Anderen sind, was ist dann die Hölle ?

Die Hölle ist das Getrenntsein von den Anderen.

Bei alten Völkern war die härteste Strafe der Ausschluss aus der Gemeinschaft des Stammes. Eine härtere Strafe konnte es nicht geben.

Deswegen gibt es keine Hölle, wenn ich von den Anderen, von meinen Mitmenschen, erkannt und anerkannt werde.

Das Problem aller Seinsphilosophen besteht darin, dass sie wie weiland St.Max schon vom „Einzigen und seinem Eigentum" ausgehen, d.h. sie versetzen den Menschen von Anfang an in die Hölle und bekommen ihn da nicht mehr heraus. Sie ignorieren, dass jeder von uns vor allem ein tausendfacher Spiegel seiner Mitmenschen ist.
Sie hängen an ihren Abstraktionen in denen sich das leere Sein in all seiner Ödnis über die Welt ergießt.

Trotzdem ist ihre Philosophie nicht ohne Realitätsbezug. Denn in der Tat ist das

Alleinsein, das auf sich gestellt sein eine moderne Krankheit.

Allein zu sein mit der Welt und ihren Problemen ist aber bereits die Hölle.

„Alleinsein" heißt hier zurück geworfen sein nur auf sich.

Bonhoeffer hat das durchaus auch so gesehen:

„So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du und die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid immer ganz gegenwärtig. […] Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsene heute nicht weniger brauchen als die Kinder."

So sehr dieses Alleinsein aber eine moderne Krankheit ist, so wenig ist es Schicksal. Der Spruch, wonach es kein richtiges Leben im falschen geben soll, ist nichts als die faule und bequeme Ausrede von Intellektuellen, die die Stammtischparole des „da kann man eh' nichts dran machen" nur auf ein höheres Niveau gehoben haben.

Das richtige Leben wird nicht eines schönen Tages vom Himmel fallen, sondern kann nur aus dem Boden des jetzigen, falschen Lebens emporwachsen.

Umso nötiger ist es, dass wir die zarten, frostgefährdeten Keime neuen Lebens schützen und hegen.

Wenn allerdings Menschen, wie Bonnhöfer, in der Geborgenheit zu Hause sind, dann oft nicht wegen der Gesellschaft in der sie leben, sondern trotz dieser Gesellschaft.

Nicht nur der Nazistaat war, unsere Gesellschaft heute ist oft so organisiert, dass sie das Alleinsein schon fast erzwingt.

Damit Gesellschaft dagegen Geborgenheit ermöglicht, muss sie ein Sozialstaat sein. D.h. sie muss ihre Mitglieder vor den großen Risiken des Lebens schützen.

Allerdings sind Gesellschaft und Staat immer bürokratische Gebilde und damit sachlich organisiert.

Wenn wir also sagen: Die Hölle ist dort, wo wir allein sind und zu bloßen Sachen werden, dann können Staat und Gesellschaft dieses Problem immer nur zur Hälfte lösen. Dass wir mehr sind als eine Sache und die menschliche Wertschätzung erhalten, die wir zum Leben brauchen, kann uns kein Staat garantieren.

Dazu brauchen wir die Anderen und ihre Liebe und Zuneigung. Wobei man Liebe und Zuneigung tötet, wenn man sie, wie Plato das tut, in ein bloßes Gespenst, in eine „reine" Idee verwandelt. Liebe und Zuneigung müssen, damit sie überhaupt sind, auch „unrein", nämlich körperlich, existieren.

Lieben können wir uns aber nur, wenn wir uns als Gleiche, d.h. auf Augenhöhe begegnen.

Wir bedürfen daher auch der Gleichheit.

Nun sind für manchen ja gerade die SA-Männer in ihren gleichen Uniformen das Muster an Gleichheit oder besser gesagt Gleichmacherei.

Das ist aber falsch.

In der SA oder vergleichbaren Orten findet man nicht den Anderen. An solchen Orten

werden viele Einzelne zu einer Art Masse verbacken, die man zu jeder Art von Pogrom gebrauchen kann.

Obwohl sich die Individuen einer solchen Masse gleichen wie ein Klon dem anderen, ist doch jeder Einzelne von seiner Exklusivität überzeugt.

Irgendeine Form von Herrenmenschen-Ideologie ist normalerweise das Bindemittel, das aus den isolierten Sandkörnern den Stein werden lässt, der den Rest der Menschheit erschlägt.

Und obwohl sie in Rudeln auftreten, sind doch die Individuen in dieser Masse einsam und meist zu wirklicher Beziehung unfähig.

Es muss übrigens nicht die SA sein.

Von Franz-Josef Degenhardt gibt es ein Lied: „Du bist anders als die andern" das dies z.B. für die Beschäftigten in Frankfurt/Main Niederrad oder irgendeiner anderen Bürostadt auf der Welt treffend beschreibt.

In diesen Massen steckt keine Kraft, nur Gewalt.

Die Kraft, die dagegen Bonhöffer beschwört, ist die Kraft die ihm andere geben. Diese Kraft nennt er auch Gott. Diese Kraft verliert aber überhaupt nichts von ihrem Zauber, wenn wir sie aus dem Jenseits ins Diesseits versetzen. Es ist die Kraft, die wir erzeugen, weil und indem wir zusammen sind und uns lieben.

Fehlt diese Kraft, dann sind wir allein.

Dieses Alleinsein hat überhaupt nichts zu tun mit der Einsamkeit, die wir manchmal brauchen um bei uns selbst zu sein oder zu uns selbst zu kommen.

Diese Art von Einsamkeit, die wir z.B. in der Meditation erfahren schärft im Gegenteil gerade unser Bewußtsein dafür, dass wir ein Teil von einem größeren Ganzen sind.

Mit Anderen zu sein garantiert uns nicht das Paradies, aber es ist der einzige Weg, der dorthin führt.

Mit Anderen sind wir aber bloß dann wirklich zusammen, wenn die Anderen für uns nicht nur Mittel sind. Nur das Zusammensein als Selbstzweck, die Begegnung mit Anderen als Wert an sich kann Gelingen ermöglichen.

Daraus erwächst aber ein Problem:

Unsere Fähigkeiten Anderen wirklich als Anderen zu begegnen sind gewissermaßen limitiert. Wir können nicht mit Hunderttausenden oder gar Millionen gut Freund sein. Auf der anderen Seite ist die westliche Beschränkung auf den kleinsten Familienkreis nicht das Maß aller Dinge und mit Sicherheit nicht der Modell aus dem sich eine wirklich menschliche Gesellschaft entwickeln kann.

Weil wir nicht mit allen gut Freund sein können, werden wir mit vielen von diesen Anderen eine rein sachliche Beziehung haben und nur mit einigen von diesen Anderen eine wirklich menschliche Beziehung.

Dass sich die Nachbarschaft um alte Menschen, die krank und allein sind oder um Kinder, die sich im Spielen vergessen, kümmert, scheint woanders normaler zu sein als bei uns. Auf jeden Fall hat mir kürzlich eine Vietnamesin den Unterschied zwischen Deutschland und ihrer Heimatstadt Hanoi auf diese Weise erklärt.

Wobei wir allerdings in unsere Wohlstandsberechnungen statt des

Bruttosozialprodukts mehr die Vielfalt und der Reichtum unserer mitmenschlichen Beziehungen einfliessen lassen sollten. Vielleicht ist dann das arme Vietnam reicher als die reiche Bundesrepublik.

Dass unsere Beziehungen sachlich werden, schließt ein, dass andere Menschen für uns zur Sache werden.

Und am Ende dieses Wegs dienen wir nur noch irgendeiner Sache und werden von Sachen regiert.

Wobei die Befreiung der Menschen von Ausbeutung und Unterdrückung auch zu einer „heiligen Sache" werden kann, die dann unsere Entfremdung von uns selbst erst recht ins Unerträgliche steigert.

So sind nicht die Anderen die Hölle für uns, sondern wir und alle Anderen begeben uns auf den Weg in die Hölle, in dem wir uns und alle Anderen zu Sachen, zu Dingen machen, die anderen Sachen unterworfen sind.

Andererseits kann auch eine solche sachliche und bürokratische Konstruktion, wie sie unser Sozialstaat darstellt, eine wesentliche Voraussetzung dafür sein, dass menschliche Beziehungen erblühen können.

Das Problem, das wir zu lösen haben, besteht demnach darin, wie wir unseren Reichtum an persönlichen Beziehungen entwickeln können, wie wir unsere monadische Existenzweise überwinden, ohne in den falschen Ehrgeiz zu verfallen mit einigen Milliarden Menschen befreundet sein zu wollen.

Dazu müssen unsere sachlichen Beziehungen so geordnet sein, dass sie unser Menschsein ermöglichen, erleichtern und nicht verhindern.

Das geht aber nur, wenn wir uns auch auf der sachlichen Ebene als Gleiche begegnen und uns die Gemeinschaft eine gewisse Sicherheit gibt, so dass wir nicht „fallen" können.

Wobei Gleichheit eben heißt, dass wir alle gleich viel wert sind und nicht, dass wir als Klone durch das Leben laufen.

Wir brauchen einen neuen Gesellschaftsvertrag auf der Basis von Freiheit, Gleichheit und Mitmenschlichkeit, bei der wir uns auf der sachlichen Ebene gegenseitig soweit den Rücken frei halten, dass wir unseren Mitmenschen als Menschen begegnen können.

Damit lassen wir dann das bloße Existieren hinter uns und begründen unser Menschsein „von starken Händen wunderbar geborgen".

Von Händen, die auch und vor allem unsere eigenen Hände sind.

Das Problem der Nähe und der Ferne hat noch einen anderen Aspekt. In der Nähe ist die wichtigste Form in der wir uns begegnen das Schenken.

Wir schenken uns Liebe und Aufmerksamkeit und bekommen sie wieder, wir beschenken uns wechselseitig mit unserem Wissen und werden dadurch und zwar beim Geben und beim Nehmen klüger.

Aber wir schenken uns nicht nur immaterielle Dinge.

Gehen wir einen Moment zurück in eine Zeit, in der die Märkte noch viel ferner waren als heute. So gelangen wir schließlich in ein Dorf, ein gutes Stück entfernt von der

nächsten Stadt.

Dort steht ein Kirschbaum, groß und schon etwas älter. Der Kirschbaum gehört jemand. Die Kirschen sind reif und der Baum hängt voll.

Der oder die, dem oder der dieser Kirschbaum gehört, wird nun die nähere und weitere Verwandtschaft mobilisieren um die Kirschen zu pflücken. Die Frauen werden eine Einkoch-Orgie starten und trotzdem bleibt in einem guten Jahr noch genug übrig um auch die Nachbarschaft, vor allem die Kinder, zu beschenken.

Kirschen halten sich nicht sehr lange und deswegen wird der Eigentümer sich nehmen, was er braucht und her schenken, was er entbehren kann.

Als ich ein Kind war, schlachteten meine Eltern einmal im Jahr 1 bzw. 2 Schweine. Und wenn dann Schlachtfest war, bekamen Verwandte, Bekannte und Nachbarn von der Wurstsuppe und vom Kesselfleisch reichlich ab. Es war schließlich der Teil, den man nicht konservieren konnte.
Und das Schlachtfest war auch deswegen ein Fest, weil wir von der Fülle, die wir für einen Moment hatten, andere beschenken konnten.

Nun gibt es Leute, die diese Kultur des Schenkens als eine Vorform des Äquivalententauschs ansehen, als eine Art frühen Tauschhandel.

Das trifft aber nicht zu. Das leitende Prinzip ist nicht die Äquivalenz von Geschenken und Wiedergeschenken. Das leitende Prinzip ist: Ich gebe von dem, von dem ich mehr als genug habe, dem der es brauchen kann.

Ich werde natürlich jemand, der auch schon genug hatte und dann die Fülle lieber verrotten ließ, als zu teilen, nichts geben. Insofern herrscht schon Äquivalenz. Aber nur insofern.

Typisch für eine solche Kultur des Schenkens ist im Gegenteil gerade normalerweise die Nicht-Äquivalenz. Es wird nicht in Gramm gemessen. Wer, wenn ihm jemand zulächelt, sein Zurücklächeln nach Freundlichkeitsgrad dosiert, dem wird eines Tages zur Strafe jede Art von Freundlichkeit und wirklicher Freude aus dem Gesicht gewichen sein und stattdessen einer Freundlichkeitsmaske Platz gemacht haben.

Da wir uns aber nah sind, kann ich darauf vertrauen, dass ich von dem, den ich heute beschenke, morgen auch beschenkt werde. Dabei geht es nicht darum, dass die Geschenke gleichwertig sind, denn in diesen Beziehungen herrscht das Prinzip: Jeder nach seinen Möglichkeiten. Es geht darum, dass ich nicht nur schenke, sondern auch beschenkt werde.

Sobald wir aber die Nähe verlassen, versagt dieses Prinzip.

An die Stelle von Schenken tritt Raub oder Handel.

Wobei Raub auch dann vorliegt, wenn irgendein Herr seinen Teil von den Kirschen erpresst z.B. durch den Verweis auf „althergebrachte" Rechte.

Handel, das heißt Äquivalententausch, ist dagegen ein Fortschritt. Wobei Raub und Handel durchaus lange Zeit neben- und miteinander existieren können. Der „gnädige Herr" raubt mir meine Kirschen um sie an einen Händler für den Markt zu verkaufen.

Das weckt in mir das Verlangen, meine Kirschen selbst und ohne Umweg verkaufen zu können. Sobald ich das erreicht habe, findet die Kultur des Schenkens in Bezug auf die Kirschen ihr Ende. Im Extremfall gönne ich mir und meinen Nächsten keine Kirschen mehr, weil ich sie lieber zum Markte trage.

Trotzdem geht die Kultur des Schenkens nicht unter. Schließlich ist es eines unserer elementarsten Bedürfnisse uns im Anderen zu spiegeln und von dort ein freundliches Bild zurückgeworfen zu bekommen.

Und gerade Güter, wie Freundlichkeit oder Wissen haben die unschätzbare, fantastische Eigenschaft sich durch teilen zu vermehren, so wie weiland auf der Hochzeit zu Kanaan Brot und Wein.

Wenn wir also auf dem Weg in die Wissensgesellschaft sind, dann sollten wir uns an die Arbeit machen und eine neue Kultur des Schenkens etablieren.

Zuvor wollen wir aber noch ein wenig bei den Deformationen verweilen, die uns zugefügt werden, wenn wir diese Kultur des Schenkens, der Liebe und der Zuneigung schon als Kinder nicht erfahren.

Kurz gesagt: Wir wollen und müssen Rogoschin auf seinem Weg in die Hölle folgen.

Rogoschins Hölle

„Es war dies ein großes, finsteres, dreistöckiges Haus, ohne allen architektonischen Schmuck, von schmutziggrüner Farbe. Einige, allerdings nur sehr spärliche derartige Häuser, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gebaut sind, haben sich namentlich in diesen Straßen Petersburgs (obwohl sich doch in dieser Stadt so vieles ändert) fast unversehrt erhalten. Sie sind solide gebaut, mit dicken Mauern und sehr wenigen Fenstern; im Erdgeschoß sind die Fenster manchmal vergittert. Meist befindet sich unten ein Wechselgeschäft. Der Skopze, der in dem Wechselgeschäft sitzt, wohnt oben. Ein solches Haus macht von außen und von innen einen ungastlichen, unfreundlichen Eindruck; es sucht sich gleichsam zu verstecken und zu verbergen; aber warum eigentlich schon der bloße Anblick des Hauses einen solchen Eindruck macht, das ist schwer zu sagen."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19966

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 44-45)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Dieses Haus wurde, wie wir erfahren vom Großvater, gebaut um mit sich und der Welt allein zu sein. „Ich brauche keinen von Euch" ist seine architektonische Botschaft an die Welt.

Wer in so einem Haus groß geworden ist, hat früh gelernt sein Leben nur für sich zu leben.

Und der Skopze im Wechselgeschäft ist einer, der seine Genitalien verstümmelt um nicht von Fleischeslust vom Dienst an der Sache abgelenkt zu werden.
Die Heilige Sache aber, der er dient, ist aus Rubel neue Rubel zu zeugen. Nur diese Art von Vermehrung ist gottgefällig.

„»Ja, so verhält sich das alles«, bestätigte Rogoschin mit trüber, finsterer Miene.

»Auch Saloschew hat es mir damals gesagt. Ich ging damals, Fürst, in einem Schnurrock, den mein Vater schon vor zwei Jahren abgelegt hatte, über den Newski-Prospekt, und sie kam aus einem Laden heraus und stieg in ihren

Wagen. Da stand ich auf der Stelle in Flammen. Ich begegnete meinem Freund Saloschew; der sah anders aus als ich; er geht wie ein Friseurgehilfe, immer die Lorgnette im Auge; wir aber mußten bei unserm Vater in Schmierstiefeln gehen und uns an fastenmäßiger Kohlsuppe delektieren. ›Die ist nichts für dich‹, sagte er; ›das ist‹, sagte er, ›eine Fürstin; sie heißt Nastasja Filippowna, mit dem Familiennamen Baraschkowa, und lebt mit Tozki; Tozki aber weiß jetzt nicht, wie er von ihr loskommen soll, weil er nämlich schon ganz in die soliden Jahre hineingekommen ist (er ist fünfundfünfzig) und eine der ersten Schönheiten von ganz Petersburg heiraten will.‹"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19518-19519

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 17)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man muss sich klar machen, dass dieser Vater, der seine Kinder in Schmierstiefeln gehen lässt, der ihnen seine abgetragenen Röcke vermacht und sie mit Kohlsuppe ernährt mehr als 3 Millionen Goldrubel sein eigen nennt.

Diesem Vater unterschlägt der Sohn nun einen Pfandbrief über 10 tausend Rubel um sie ihn Ohrringe für eine Angebetete zu verwandeln.

Dabei weiss Lebedew (der immer alles weiss).

„»Und der Selige war imstande, nicht nur um zehntausend, sondern schon um zehn Rubel willen einen in jene Welt zu spedieren.«"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19521

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 19)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„ »Er erfuhr sogleich alles; Saloschew hatte es jedem, der ihm begegnete, ausgeschwatzt. Der Vater nahm mich, schloß mich im oberen Stockwerk ein und prügelte mich eine ganze Stunde lang. ›Und das ist nur eine Vorbereitung für dich‹, sagte er; ›heute abend komme ich, um dir gute Nacht zu sagen.‹ Sollte man's glauben? Der alte Mann fuhr zu Nastasja Filippowna hin, verbeugte sich tief vor ihr und flehte sie unter Tränen an; endlich holte sie ihm das Etui herbei, warf es ihm hin und sagte: ›Da hast du deine Ohrringe, alter Graubart; sie sind für mich jetzt um das Zehnfache im Wert gestiegen, nun ich weiß, daß Parfen sie einem so strengen Vater zum Trotz beschafft hat. Grüße Parfen Semjonowitsch von mir und bestelle ihm meinen Dank!‹"

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19522

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 19-20)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der Sohn flieht um nicht totgeprügelt zu werden.

Und er ist sicher nicht zum ersten Mal so „erzogen" worden.

Diese Art von „Erziehung" hinterlässt jene deformierte Charaktere, denen Adorno seine Studie über den „autoritären Charakter" gewidmet hat.

Unter der Überschrift „The Rebel and the Psychopath" schreibt er u.a.:
„Or masochistic transference to authority may be kept down on the unconscious level while resistance takes place on the manifest level. This may lead to an irrational and blind hatred of *all* authority, with strong destructive connotations, accompanied by a secret readiness to »capitulate« and to join hands with the »hated« strong."

[Band 9: Soziologische Schriften II: Part IV: Qualitative Studies of Ideology. Theoder W. Adorno: Gesammelte Schriften, S. 6596

(vgl. GS 9.1, S. 479)

http://www.digitale-bibliothek.de/band97.htm]

„Oder die masochistische Übertragung auf die Autorität wird im Unbewußten zu-

rückgehalten, und die Opposition findet auf manifester Ebene statt. Das kann zu irrationalem und blinden Haß gegen jede Autorität führen, vermischt mit starken destruktiven Akzenten, gepaart mit der geheimen Bereitschaft zu „kapitulieren" und sich mit dem "verhaßten" Stärkeren zu verbünden."

Soweit Adorno.

Dazu passt:

„ »Warum hast du wieder über das Porträt meines Vaters gelächelt?« fragte Rogoschin, der jede Veränderung in dem Gesicht des Fürsten, jede darüber hinhuschende Regung mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete.

»Warum ich gelächelt habe? Es kam mir der Gedanke, wenn dir dieses Unglück nicht zugestoßen und diese Liebe nicht über dich gekommen wäre, dann würdest du vielleicht genau so werden wie dein Vater, und zwar in sehr kurzer Zeit. Du würdest allein und wortkarg in diesem Haus sitzen, mit einer gehorsamen, schweigsamen Frau, würdest nur selten und in strengem Ton reden, keinem Menschen trauen, den freundschaftlichen Verkehr mit Menschen auch gar nicht vermissen und nur schweigend und mit finsterer Miene Geld zusammenhäufen. Höchstens würdest du gelegentlich die Bücher der Altgläubigen loben und dich für das Bekreuzen mit zwei Fingern interessieren, und auch das vielleicht erst, wenn du alt geworden wärest ...«

»Spotte nur! Ganz genau dasselbe hat sie neulich gesagt, als sie dieses Porträt ebenfalls betrachtete! Es ist erstaunlich, wie ihr in allen Dingen so ein und derselben Ansicht seid ...«

»Ist sie denn schon bei dir gewesen?« fragte der Fürst interessiert.

»Ja. Sie betrachtete das Porträt lange und stellte viele Fragen über den Verstorbenen. ›Du würdest ganz genau ebenso sein‹, sagte sie endlich lächelnd zu mir. ›Du hast starke Leidenschaften, Parfen Semjonowitsch, solche Leidenschaften, daß du durch sie ohne weiteres nach Sibirien zur Zwangsarbeit kommen würdest, wenn du nicht auch Verstand besäßest; denn du hast einen guten Verstand‹, sagte sie (so drückte sie sich aus, ob du es nun glaubst oder nicht; es war das erstemal, daß ich von ihr eine solche Äußerung hörte!). ›All diese jetzigen Tollheiten würdest du sehr bald beiseite werfen.

Und da du ein Mensch ohne alle Bildung bist, so würdest du anfangen, Geld zusammenzuscharren, und würdest wie dein Vater mit deinen Skopzen in deinem Haus sitzen; möglicherweise würdest du zuletzt auch selbst zu ihrem Glauben übertreten, und dein Geld würdest du so liebgewinnen, daß du nicht zwei Millionen, sondern vielleicht zehn Millionen zusammenbringen und auf deinen Geldsäcken Hungers sterben würdest; denn du bist in allen Dingen leidenschaftlich, alles treibst du bis zur Leidenschaft.‹ Genauso redete sie, fast genauso mit diesen selben Worten. Sie hatte noch nie vorher so mit mir geredet! Sie redet ja sonst immer mit mir nur von törichten Dingen oder macht sich über mich lustig; und auch damals hatte sie lachend angefangen; aber dann war sie ganz ernst und düster geworden; sie ging durch dieses ganze Haus und besah es und schien eine Art Schreck darüber zu bekommen. ›Ich werde das alles umändern und anders einrichten‹, sagte ich; ›oder ich kaufe auch vielleicht zur Hochzeit ein anderes Haus.‹ „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19987-19989

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 59-61)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der Rebell und der Psychopath sind Grenzgänger geboren aus Lieblosigkeit und Besitzgier.

Myschkins Furcht vor Rogoschin

Liebt er sie oder liebt er sie nicht ? - Myschkin und die Frauen

Nicht wenige, darunter unser Held Tellenbach, bezweifeln das Myschkin überhaupt an Frauen interessiert ist:
„Daß er dieses Widersprüchliche im Status seines Erwachsenseins nicht als Widerspruch erlebt und daß somit dieser Widerspruch in ihm auch nicht nach Auflösung drängt: darin liegt das Eigenartige der Verschränkung von Unerwachsenem und Erwachsenem in Myschkin, der idios kosmos dieses >Idioten<. Ob dies auch für die Form seiner Geschlechtlichkeit gilt, m.aAV.: ob es sich hier um ein Konglomerat von erwachsenem und unerwachsenem Eros handelt, wäre eigens zu untersuchen. Das Erotische ist ja nicht in jedem Menschen ein unbedingt bestimmendes Daseinsmoment. Vom Narren etwa - man denke nur an Don Quijote - vom Narren also und seinem ernsten Spiel konnte man dies nicht behaupten, wohl aber z.B. vom Heiligen, weil hier das Erotische bestimmt ist, von dem konsumiert zu werden, was bei Goethe „höhere Begattung", bei Nietzsche „Genie der Herzens" heißt. Daß eine derartige Metamorphose in Myschkins Beziehung zu Nastasja immer wieder intendiert wird, scheint mir deutlich; aber daß auch sie vom Status des >erwachsenen Kindes< geformt wird, ist nicht ohne Bedeutung für ihr Scheitern."

Belegstelle

In Heidelberg, so hört man, soll man der Meinung sein, dass ein Vogel auf der Neckarbrücke normalerweise ein Spatz und kein Kolibri ist. Aber selbst für so exotische Vögel wie Kolibris ist das „Erotische ein bestimmendes Daseinsmoment" (für Spatzen so wie so).
Es muss sich um sehr seltsame Vögel oder Menschen handeln, die nicht vom Erotischen wenigstens (mit)bestimmt sind.
Wenn Tellenbach für Myschkin unterstellt, daß er kein Interesse an Sexualität hat, dann sollte man irgendeine Spur von Beweis erwarten. Aber da ist nichts außer dem allgemeinen Gerede vom Kind.
Und deswegen gibt es auch keinen Grund Tellenbach zu folgen.

Was allerdings irritiert, und zwar nicht nur Tellenbach, ist, dass Myschkin zwar die Zuneigung fast sämtlicher Frauen in diesem Roman gewinnt und sogar relativ schnell und leicht, dass seine zwei Versuche zu einer engeren Beziehung mit Natasja und Aglaja zu kommen, aber grandios scheitern.
Und dass sein Vorgehen dabei, ganz vorsichtig formuliert, seltsam ist.
So hat er eine panische Scheu davor, überhaupt von Liebe zu reden und seine Gefühle so zu nennen. Und er hat eine ebenso panische Scheu davor überhaupt aktiv zu werden.
Im Grunde gleicht er jener Prinzessin Dornröschen, zu der der erlösende Prinz auch nur durch dichtes Dornengestrüpp vordringen kann um sie mit einem Kuß aus der

Erstarrung zu erlösen.
Nur mit dem Unterschied, dass Prinzessinnen normalerweise auf ihren Prinzen warten und die Prinzen ausreiten um Prinzessinnen zu suchen.
Der Fall, dass eine Prinzessin zu ihrem verwunschenen Prinzen reitet und ihn befreit, ist ziemlich selten.

Myschkin ist kein Krieger. Deswegen kann er auch kein Chevalier oder Kavalier sein. Myschkin möchte aber der „weisse Ritter" sein, der die Frau vor dem bösen Drachen rettet. Aber normalerweise ist er dafür zu langsam und zu ungeschickt.

Zweimal hat er Glück: In der Schweiz kann er eine in jeder Hinsicht arme Frau vor dem Spott der Kinder schützen.

Und an Natasjas Geburtstag als sie verlobt werden soll, opfert er sich und erklärt er werde sie heiraten.

Wobei es ja gar kein Opfer ist, denn er liebt sie.

Es passiert sogar zum ersten, letzten und einzigen Mal, dass er sagt: „Ich liebe diese Frau !". Ansonsten bestreitet er immer, dass er liebt und behauptet seine Gefühle seien anderer Natur.

Aber weil er kein Krieger und kein Jäger ist, sondern einer, der schon zu Zeit der Jäger und Sammler besser auf die Kinder aufgepasst hätte, kann er selten zum richtigen Zeitpunkt richtig handeln.

So sitzt er auf der Parkbank neben Aglaja als habe er überhaupt keine Hände und als sei sein Mund nur zum Sprechen gemacht. D.h. nur sein Verstand arbeitet und versagt prompt an der Überforderung.
Umgekehrt macht er Natasja sofort einen Heiratsantrag u.a. um sie vor einer arrangierten Heirat bzw. dem unberechenbaren Rogoschin zu retten. Dabei ist nicht klar, ob es sich dabei um mehr als eine Verstandesentscheidung gehandelt hat. Auf jeden Fall befindet er sich in einer Gesprächssituation und selbst wenn er da, weil er sehr erregt ist, nicht gerade brilliert, ist er doch weit davon entfernt hilflos oder ungeschickt zu sein.
In jenen „fürchterlichen 2 Wochen" in denen er mit Natasja zusammen war, konnte aber Reden unmöglich ausreichen.
Und deswegen wurden diese Wochen auch fürchterlich.

-

Der „arme" Ritter Myschkin

Zwar weiß Myschkin, dass ihm die Fähigkeiten zum Rittertum fehlen, aber das wird ihn nicht gehindert haben, schon als Junge davon zu träumen, wie er den Drachen tötet, die Prinzessin rettet um dann von ihr mit allem was sie hat belohnt zu werden.

Man lässt nicht so leicht von so einem Traum, nur weil man ein Idiot ist.

Und so nutzt er auch die Gelegenheiten, die ihm sein Leben bietet, sich als Ritter zu erweisen, so gut er kann.

• Maria und das Glück

Myschkin erzählt den Jepantschinschen Frauen bei seinem Antrittsbesuch von seinem früheren Leben und davon, wie glücklich er war, in der Schweiz, in der Heilanstalt.

Und zur Begründung dieses seines Glückszustandes erzählt er ihnen die Geschichte von der schwindsüchtigen, krebskranken Maria und den Dorfkindern und davon wie er diese Dorfkinder von der Feindschaft zur Freundschaft mit Maria bekehrt hat.

„»Nun gut«, sagte Adelaida wieder in ihrer hastigen Art. »Aber wenn Sie ein solcher Kenner von Gesichtern sind, dann sind Sie sicherlich auch verliebt gewesen; ich habe also richtig vermutet. Erzählen Sie uns also davon!«

»Ich bin nicht verliebt gewesen«, antwortete der Fürst ebenso leise und ernst wie vorher; »ich ... ich war auf andere Weise glücklich.«

»Wie denn? Wodurch denn?«

»Nun gut, ich will es Ihnen erzählen«, sagte der Fürst; er schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19650

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 105)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„»Dort ... dort gab es viele Kinder, und ich bin die ganze Zeit über mit Kindern zusammen gewesen, nur mit Kindern. Es waren die Kinder jenes Dorfes, eine ganze Schar, die die Schule besuchte. Unterrichtet habe ich sie nicht, oh nein; dazu war ein Schullehrer dort, Jules Thibaut; ich habe sie wohl auch dies und das gelehrt; größtenteils aber war ich ohne solche Absicht mit ihnen zusammen, und die ganzen vier Jahre habe ich in dieser Weise verlebt. Weiter hatte ich keine Wünsche. Ich sagte ihnen alles, ohne ihnen etwas zu verheimlichen. Ihre Eltern und Verwandten waren alle auf mich ärgerlich, weil die Kinder zuletzt ohne mich gar nicht mehr leben konnten und mich immer umdrängten, und der Schullehrer wurde schließlich mein ärgster Feind. Ich hatte dort viele Feinde, alle um der Kinder willen. Sogar Schneider machte mir Vorwürfe. Und was fürchteten sie eigentlich? Man kann einem Kind alles sagen, geradezu alles; mich hat oft die Wahrnehmung überrascht, wie schlecht die Erwachsenen die Kinder ken-

nen, sogar die Väter und Mütter ihre eigenen Kinder. Man darf den Kindern nichts unter dem Vorwand verheimlichen, sie seien noch zu klein, und es sei für sie noch zu früh, dies und jenes zu wissen. Welch ein trauriger, unglücklicher Gedanke! Und wie gut merken es die Kinder selbst, dass die Väter sie für zu klein und unverständig halten, während sie doch in Wirklichkeit alles verstehen! Die Erwachsenen wissen nicht, dass die Kinder selbst in den schwierigsten Angelegenheiten oft einen sehr guten Rat geben können. Oh Gott, wenn einen so ein hübsches Vögelchen vertrauensvoll und glücklich anblickt, da schämt man sich ja, es zu betrügen! Vögelchen nenne ich die Kinder, weil die Vögelchen das Schönste sind, was es auf der Welt gibt. Übrigens waren alle Leute im Dorf namentlich wegen eines bestimmten Falles über mich aufgebracht ...

Thibaut aber beneidete mich einfach; am Anfang schüttelte er immer den Kopf und wunderte sich darüber, wie es zuging, daß die Kinder bei mir alles begriffen und bei ihm fast nichts; aber als ich ihm dann sagte, wir beide könnten sie nichts lehren, sondern umgekehrt sie uns, da lachte er mich aus. Und wie mochte er mich nur beneiden und verleumden, da er doch selbst in stetem Verkehr mit den Kinder lebte! Durch den Verkehr mit Kindern aber wird die Seele gesund..."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19651-19652

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 106)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Dieses Loblied auf die Weisheit der Kinder erinnert und das ist sicher nicht zufällig, an ein anderes Loblied auf die Kinder:

„Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größte im Himmelreich?

Jesus rief ein Kind zu sich und stellte das mitten unter sie

und sprach: Wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Wer nun sich selbst erniedrigt wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich.

Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werde im Meer, da es am tiefsten ist."

[Luther-Bibel 1912: Das Matthäusevangelium. Die Luther-Bibel, S. 8514

(vgl. Mt 18, 1-6)

http://www.digitale-bibliothek.de/band29.htm]

Die Perspektive des Kindes wird hier zur höheren moralischen Warte.

Und das Verhältnis zu den Kindern, zu den „Geringsten", den Schwächsten zum Prüfstein. „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen..".

Aber nicht nur das, denn: „ Durch den Verkehr mit Kindern aber wird die Seele gesund".

Kinder sind der Beginn jeder Art von Moral.

Aus der Sorge um sie sind wir soziale Wesen geworden und sie und der Umgang mit ihnen sind der wirkliche Maßstab dafür, wie gerecht es in einer Gesellschaft zu geht.

Zugleich war unsere Kindheit, so sie gut war, unser wirklicher Garten Eden und die Rückkehr dorthin ist das, was wir mit Bloch „Heimat" nennen.

Und je besser es gelingt dorthin zurück zu kehren, in einen Zustand in dem wir Halt finden, weil wir wissen, dass wir in der Not von anderen gehalten und gerettet werden, desto näher sind wir dem Paradies.

Deswegen können durch den Umgang mit Kindern auch kranke Seelen gesunden.

Myschkins Geschichte geht schließlich so weiter:

„ Die Kinder liebten mich zuerst nicht. Ich war so groß und immer so unbeholfen; ich weiß, daß ich unschön bin ..., dazu kam endlich noch, daß ich Ausländer war. Die Kinder machten sich anfangs über mich lustig, und dann fingen sie sogar an, mit Steinen nach mir zu werfen, als sie gesehen hatten, daß ich Marie küßte. Ich habe sie aber nur ein einziges Mal geküßt ... Nein, lachen Sie nicht!« warf der Fürst hastig ein, um ein Lächeln seiner Zuhörerinnen zu hemmen, »von Liebe war dabei ganz und gar nicht die Rede. Wenn Sie wüßten, was für ein unglückliches Geschöpf sie war, würden Sie selbst sie ebenso bemitleiden, wie ich es tat.“

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19653

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 107)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Er hat sie geküsst, aber er liebt sie nicht. Sie tut ihm leid. Sollen wir das glauben ? Das können wir glauben, denn wer wie er zu den Ersten und den Letzten zugleich gehört, muss mitleiden mit den Letzten, denn es sind seine Brüder und Schwestern. Diese Solidarität ist im wohlverstanden eigenen Interesse.

Trotzdem überrascht wie heftig er sich dagegen wehrt, er könnte die Frau auch begehrt haben. Wäre das eine Sünde ?

„Sie war aus unserem Dorf. Ihre Mutter war eine alte Frau, die in ihrem kleinen, ganz baufälligen, zweifenstrigen Häuschen das eine Fenster mit einer Art Ladentisch versehen hatte; aus diesem Fenster verkaufte sie mit Erlaubnis der Dorfobrigkeit Schnüre, Zwirn, Tabak, Seife, alles immer für ganz wenige Groschen, und davon lebte sie. Sie war krank: die Füße waren ihr dauernd geschwollen, so daß sie immer auf einem Fleck sitzen mußte. Marie war ihre Tochter, zwanzig Jahre alt, schwächlich und mager; schon längst hatte sich bei ihr die Schwindsucht zu entwickeln begonnen; aber trotzdem ging sie immer auf Tagelohn zu schwerer Arbeit in die Häuser: sie scheuerte die Fußböden, wusch Wäsche, fegte die Höfe und versorgte das Vieh. Ein durchreisender französischer Kommis verführte sie und nahm sie mit sich fort, ließ sie aber eine Woche darauf unterwegs im Stich und machte sich heimlich davon. Sich durchbettelnd, kehrte sie wieder nach Hause zurück, ganz schmutzig, in Lumpen, mit zerrissenen Schuhen; sie war eine ganze Woche lang zu Fuß gewandert, hatte im Freien übernachtet und sich stark erkältet; ihre Füße waren wund, die Hände geschwollen und rissig. Übrigens war sie auch vorher nicht hübsch gewesen; nur die Augen waren still, gut und unschuldig. Sie war im höchsten Grade schweigsam. Einmal, noch vor jenem Vorfall, fing sie bei der Arbeit auf einmal an zu singen, und ich weiß noch, daß alle sich wunderten und zu lachen anfingen: ›Marie singt! Was stellt das vor? Marie singt!‹ Sie wurde schrecklich verlegen, und ihr Gesang verstummte dann für ihr ganzes Leben. Damals hatten die Leute sie noch freundlich behandelt; aber als sie krank und heruntergekommen zurückgekehrt war, da hatte niemand mit ihr auch nur das geringste Mitleid. Wie grausam die Menschen in solchen Fällen sind!

Was für herzlose Anschauungen sie von solchen Dingen haben! Als erste empfing die Mutter sie mit Zorn und Verachtung: ›Du hast mich jetzt entehrt!‹ Sie war auch die erste, die sie der Schande preisgab: als man im Dorf hörte, daß Marie zurückgekommen sei, da kamen alle eilig herbeigelaufen, um sie zu sehen, und fast das ganze Dorf versammelte sich in dem Häuschen der Alten: Greise, Kinder, Frauen, Mädchen, alle, alle, eine ergrimmte Menge. Marie lag hungrig und zerlumpt auf dem Fußboden zu den Füßen der Alten und weinte. Als alle herbeigelaufen kamen, bedeckte sie ihr Gesicht mit dem aufgelösten, wirren Haar und drückte es gegen den Boden. Alle Umstehenden betrachteten sie, als ob sie ein Scheusal wäre. Die alten Männer brachen den Stab über sie und schalten sie, die jungen Leute machten sich sogar über sie lustig, die Frauen schimpften auf sie und verdammten sie und sahen sie mit solcher Verachtung an wie eine ekle Spinne.

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19653 - 19655

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 108)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Er hat tatsächlich Angst vor der Liebe, die man auch „Sünde" nennt. Und er hat mehr als einen Grund dazu. Das ganze Dorf verachtet Maria, weil sie auch einmal als Frau begehrt werden wollte, weil sie glücklich sein wollte. Sollte er versuchen sie erneut glücklich zu machen, wäre ihm und ihr die allgemeine Verachtung sicher.

Und eine zweite Sünde wartet auf ihn, denn wie der Hausierer würde er sie sicher nicht für immer, sondern nur für eine Nacht begehren und damit, vielleicht, - dazu müssten wir Maria fragen -, ein sowieso schon erniedrigtes und beleidigtes Wesen noch mehr erniedrigen.

Aber warum verachtet ein ganzes Dorf eine arme Frau, die nichts anderes versucht hat als einmal im Leben glücklich zu sein ?

„Die Mutter ließ das alles geschehen, saß selbst dabei, nickte mit dem Kopf und billigte diese Rohheiten. Die Mutter war damals schon sehr krank und dem Tode nahe (zwei Monate darauf starb sie auch wirklich); sie wußte, daß sie bald sterben werde, wollte sich aber trotzdem bis zu ihrem Tod nicht mit ihrer Tochter versöhnen; sie redete sogar kein Wort mit ihr, jagte sie zum Schlafen auf den Flur hinaus und gab ihr fast nichts zu essen. Sie mußte ihre kranken Füße oft in warmes Wasser stellen; Marie wusch sie ihr alle Tage und versorgte ihre Mutter; aber diese nahm alle Dienstleistungen der Tochter schweigend hin, ohne ihr auch nur ein einziges freundliches Wort zu sagen. Marie ertrug alles, und als ich dann später mit ihr bekannt wurde, nahm ich wahr, daß sie diese Behandlung sogar selbst für gerecht erachtete und sich selbst für das allerschlechteste Geschöpf hielt. Als die Mutter dauernd an das Bett gefesselt war, kamen die alten Frauen des Dorfes der Reihe nach zu ihr, um sie zu pflegen; das ist dort so Sitte. Nun bekam Marie überhaupt nichts mehr zu essen; im Dorf aber jagten alle Leute sie fort, und nicht einmal Arbeit wollte ihr jemand geben. Alle behandelten sie wie eine Verworfene, und die Männer betrachteten sie gar nicht mehr als Weib, solche unflätigen Schimpfworte gebrauchten sie ihr gegenüber. Manchmal, indes nur sehr selten, warfen sie ihr, wenn sie sich sonntags betrunken hatten, des Spaßes halber ein paar Groschen hin, einfach auf die Erde, und Marie hob sie schweigend auf. „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19655 - 19656

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 108-109)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Franz de Waals erzählt uns in „Der Affe in uns“ (S.221-223) folgende Geschichte:

„Sündenböcke

Der Sieg hat hundert Väter, die Niederlage aber ist eine Waise, sagt man. Die Verantwortung für etwas zu übernehmen, was schiefgegangen ist, zählt nicht zu unseren Stärken. In der Politik betrachten wir Schuldzuweisungen als normal. Da niemand die Schuld gern vor seiner Haustüre hat, tendiert sie zur Wander-

schaft. Das ist eine unschöne Weise der Konfliktlösung: statt zu vermitteln, zu versöhnen und zu feiern, werden die Probleme, die an der Spitze entstehen, nach unten durchgereicht.

Jede Gesellschaft hat ihre Sündenböcke, die extremsten Fälle aber beobachtete ich bei neugegründeten Makakengruppen. Bei diesen Tieraffen gibt es strenge Hierarchien, und während die weiter oben auf der Leiter ihre Rangordnung festlegten - was ziemlich unangenehm werden kann -, war für sie nichts einfacher, als sich en masse gegen die Armen am unteren Ende zu wenden. Ein Weibchen namens Black wurde so oft attackiert, daß die Ecke, in die es

sich flüchtete, bei uns nur noch "Blacks Corner“ hieß. Dort kauerte Black, während der Rest der Gruppe sich um sie scharte, wobei meistens nur gegrunzt und gedroht wurde; manchmal wurde Black aber auch gebissen oder bekam händeweise Haare ausgerissen.

Was den Umgang mit Primaten angeht, hat es meiner Erfahrung nach keinen Zweck, der Versuchung nachzugeben, den Sündenbock aus der Gruppe zu entfernen: schon am nächsten Tag hatte ein anderes Individuum seinen Platz eingenommen. Offensichtlich braucht man ein Auffangbecken für Spannungen. Aber als Black ihr erstes Junges bekam, veränderte sich alles, denn das

Alphamännchen schützte den Säugling. Der Rest der Gruppe weitete die Animositäten gegenüber Black auf deren ganze Familie aus, also wurde auch dieses kleine Affenbaby bedroht und angegrunzt, doch dank des Schutzes von höchster Stelle hatte es nichts zu fürchten und war von dem ganzen Theater nur ziemlich irritiert. Black gewöhnte sich bald an, in der Nähe ihres Sohnes zu

bleiben, wenn Probleme auftauchten, denn dann wagte niemand, gegen sie handgreiflich zu werden.

Sündenböcke sind so effizient, weil sie ein zweischneidiges Schwert darstellen. Erstens löst ein Sündenbock Spannungen zwischen dominanten Individuen. Einen unschuldigen, harmlosen Außenstehenden zu attackieren ist für sie eindeutig weniger riskant, als sich gegenseitig anzugreifen. Zweitens scharen sich so die Höherrangigen um eine gemeinsame Sache. Während sie dem

Sündenbock drohen, binden sie sich aneinander, manchmal umarmen oder besteigen sie sich auch, womit sie zeigen, daß ihre Reihen fest geschlossen sind. Natürlich ist

das eine reine Farce: Primaten suchen sich oft Feinde, die kaum Probleme bereiten. Bei einer Gruppe von Tieraffen pflegten alle Mitglieder zum Wasserbassin zu stürmen und ihre eigenen Spiegelbilder zu bedrohen. Im

Gegensatz zu Menschen und Menschenaffen erkennen sich Tieraffen in ihren Spiegelbildern nicht wieder, und so hatte diese Gruppe Feinde gefunden, die sich bequemerweise nicht wehrten. Die Schimpansen von Arnheim hatten ein anderes Ventil. Wenn bei ihnen Spannungen bis zum kritischen Punkt eskalierten, begann einer von ihnen in Richtung der Löwen und Geparden im an-

grenzenden Safaripark zu bellen. Die Großkatzen waren perfekte Feinde. Bald bellte die gesamte Kolonie mit „Wraaa!" aus vollem Hals diese gräßlichen Bestien an, vor denen sie, durch einen Graben, einen Zaun und einen Streifen Wald getrennt, sicher waren. Die Spannungen waren bald vergessen.

In einer gut etablierten Gruppe gibt es in der Regel kein bestimmtes Individuum, das immer wieder in die Ecke gejagt wird. Vielmehr ist das Fehlen eines Prügelknaben ein sicheres Anzeichen, daß die Hierarchiefragen geklärt sind. Aber die Transposition von Aggressionen, wie Fachleute das nennen, muß nicht not-

wendigerweise bis zur untersten Stufe der sozialen Leiter fortgesetzt werden. Alpha droht Beta, und der schaut sich sofort nach Gamma um. Dann droht Beta Gamma und schielt gleichzeitig nach Alpha, denn für ihn wäre es ideal, wenn jetzt Alpha für Beta Partei ergriffe. Die Transposition von Aggressionen kann über vier bis fünf Stufen weitergehen, bis sie schließlich im Sand verläuft.

Die Intensität der Aggressionen ist oft gering - ungefähr das Äquivalent von Schimpfworten oder Türen schlagen -, erlaubt den Höherrangigen aber noch immer, Dampf abzulassen. Und alle Gruppenmitglieder wissen, was da vor sich geht: bei den ersten Anzeichen von Spannungen an der Spitze gehen die Untergeordneten in Deckung.

Der Ausdruck „Sündenbock" geht auf das Alte Testament zurück. Bei den Feierlichkeiten am Versöhnungstag wurde zunächst ein Ziegenbock geopfert, ein zweiter aber kam mit dem Leben davon. Auf ihn übertrug man symbolisch alle Sünden des Volkes, und dann schickte man ihn buchstäblich in die Wüste. Auf

diese Weise befreiten sich die Menschen von Schuld. Ähnlich nennt das Neue Testament Jesus „das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinweg nimmt" (Johannes 1:29).

Modernen Sündenböcken gibt man die Schuld für etwas, was sie gar nicht zu verantworten haben; sie werden dämonisiert und verfolgt. Das gräßlichste Beispiel der Menschheitsgeschichte dafür lieferte der Holocaust, aber es gibt noch ein ganzes Spektrum weiterer Möglichkeiten, auf Kosten anderer Dampf abzulassen, beispielsweise die Hexenverfolgungen im Mittelalter, Vandalismus

durch Fans unterlegener Sportmannschaften und das Verprügeln von Ehefrauen nach Konflikten am Arbeitsplatz. Und die Hauptmerkmale dieses Verhaltens - die Unschuld des Opfers und das Lösen von Spannungen durch Gewalt - sind bei Menschen und anderen Tieren verblüffend ähnlich."
Soweit de Waals.

Es ist eine sehr grausame Welt, diese Welt der Hierarchien und der Hierarchen.

In dieser Welt gibt es immer jemand und muss es mit Notwendigkeit immer jemand geben, der am unteren Ende der Leiter steht.

Und dem oder der geht es schlecht, denn die „Schwachen und Kranken müssen zugrunde gehen und man soll ihnen dazu helfen."(Nietzsche,Antichrist).

Man täte den Affen unrecht, wenn man Nietzsche eine Affenmoral unterstellen würde, denn immerhin rettet der Oberaffe in diesem Fall die Situation, in dem er mit dem rangniedrigsten Weibchen schläft. Damit macht er die Letzte zur Frau des Ersten und rettet sie dadurch.

Überhaupt scheinen die Affengruppen ihre Methoden zu haben, diese mörderische Konsequenz von Hierarchien ab zu mildern. Die einfachste Methode dafür ist, dass sich einer von den Ersten schützend vor die Letzten stellt.

Das meint auch der berühmte Satz: „Was ihr getan habt einem der Geringsten, das habt ihr mir getan !". Der Schullehrer und der Pfarrer, als die 2 Dorfintellektuellen in der örtlichen Hierarchie eher „oben" zu Hause, denken gar nicht daran Maria zu schützen, sondern sie hetzen am Schlimmsten.

Deswegen gibt es für Maria keine Rettung:

„Sie fing schon damals an, Blut zu husten. Schließlich waren ihre Lumpen schon vollständig zu Fetzen geworden, so daß sie sich schämte, sich im Dorf blicken zu lassen; barfuß ging sie schon von ihrer Heimkehr an. Da begann die ganze Kinderschar (es waren über vierzig Schulkinder) sie zu verhöhnen und sogar mit Schmutz nach ihr zu werfen. Sie bat den Hirten, er möchte ihr erlauben, die Kühe zu hüten; aber der Hirt jagte sie weg. Da fing sie an, ohne seine Erlaubnis mit der Herde auf den ganzen Tag auszuziehen. Da sie dem Hirten sehr viel Nutzen brachte und er dies bemerkte, so trieb er sie nun nicht mehr fort und gab ihr sogar manchmal die Überreste seines Mittagessens, Brot und Käse. Er hielt das für eine große Gnade von seiner Seite. Als die Mutter gestorben war, schämte sich der Pastor nicht, Marie in der Kirche vor allem Volk an den Pranger zu stellen. Marie stand, so wie sie war, in ihren Lumpen, am Sarg. Es hatten sich eine Menge Leute eingefunden, um zu sehen, wie sie weinen und hinter dem Sarg hergehen werde; da wandte sich der Pastor (er war noch ein junger Mann, und sein ganzer Ehrgeiz ging darauf, ein großer Prediger zu werden) an alle Anwesenden und zeigte auf Marie. ›Die ist es, die an dem Tod dieser achtenswerten Frau die Schuld trägt‹ (das war unwahr, da die Mutter schon seit zwei Jahren krank gewesen war); ›da steht sie vor euch und wagt nicht aufzublicken, weil Gottes Finger sie gezeichnet hat; da ist sie nun, barfuß und in Lumpen, ein abschreckendes Beispiel für diejenigen, die vom Pfad der Tugend abirren möchten! Und wer ist es? Es ist ihre eigene Tochter!‹, und in dieser Art immer weiter.

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19656 - 19657

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 109-110)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Wenn man sich diesen Prediger in all seiner Arroganz vor Augen führt, kann man nur

mit Matthäus antworten:

„ Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werde im Meer, da es am tiefsten ist."

[Luther-Bibel 1912: Das Matthäusevangelium. Die Luther-Bibel, S. 8514

(vgl. Mt 18, 1-6)

http://www.digitale-bibliothek.de/band29.htm]

„Und denken Sie sich: diese Gemeinheit gefiel fast allen; aber ... nun ereignete sich etwas ganz Besonderes: die Kinder traten für Marie ein; denn zu dieser Zeit waren die Kinder alle schon auf meiner Seite und hatten Marie liebgewonnen. Das war so zugegangen. Ich wollte gern etwas für Marie tun; es war dringend nötig, daß ihr jemand Geld gab; aber Geld hatte ich dort nie auch nur eine Kopeke in meinem Besitz. Ich hatte eine kleine Brillantnadel; die verkaufte ich an einen Trödler, der in den Dörfern herumzog und mit alten Kleidern handelte. Er gab mir dafür acht Franken, obwohl sie gut vierzig wert war. Lange Zeit bemühte ich mich, Marie allein zu treffen; endlich begegneten wir einander außerhalb des Dorfes, an einem Zaun, auf einem Seitenpfad, der in die Berge führte, bei einem Baum. Dort gab ich ihr die acht Franken und sagte ihr, sie möchte damit sparsam umgehen, da ich nicht mehr hätte; und dann küßte ich sie und sagte, sie solle nicht denken, daß ich irgendwelche unlautere Absicht hätte; ich hätte sie nicht etwa geküßt, weil ich in sie verliebt wäre, sondern weil sie mir sehr leid täte und ich sie gleich von Anfang an durchaus nicht für eine Schuldbeladene, sondern nur für eine Unglückliche gehalten hätte. Ich wollte sie gern gleich bei dieser Begegnung trösten und ihr deutlich machen, daß sie sich gar nicht für soviel schlechter als alle zu halten brauche; aber sie schien das gar

nicht zu verstehen. Ich merkte das gleich, obwohl sie fast die ganze Zeit über schwieg und mit niedergeschlagenen Augen vor mir stand und sich furchtbar schämte. Als ich zu Ende war, küßte sie mir die Hand, und ich griff sofort nach der ihrigen und wollte sie ihr küssen; aber sie zog sie schnell weg. In diesem Augenblick erspähten uns auf einmal die Kinder, ein ganzer Schwarm; ich erfuhr später, daß sie mir schon lange nachspioniert hatten. Sie fingen an zu pfeifen, in die Hände zu klatschen und zu lachen; Marie aber lief eiligst davon. Ich wollte zu den Kindern etwas sagen; aber sie warfen nach mir mit Steinen. Noch an demselben Tag erfuhren alle, was vorgefallen war, das ganze Dorf; alle fielen sie wieder über Marie her und wurden ihr noch mehr feind. Ich hörte sogar, daß man vorhatte, sie zu einer Strafe zu verurteilen; indes ging das, Gott sei Dank, noch so vorüber. Aber dafür ließen ihr die Kinder gar keine Ruhe mehr; sie verhöhnten sie noch ärger als vorher und bewarfen sie mit Schmutz; sie jagten ihr nach, und sie floh dann vor ihnen mit ihrer schwachen Brust, ganz außer Atem, und die Kinder schreiend und schimpfend hinter ihr her. Einmal begann ich sogar, mich mit ihnen herumzuschlagen. Dann versuchte ich mit ihnen zu reden und redete zu ihnen jeden Tag, sooft ich nur dazu die Möglichkeit hatte. Manchmal blieben sie stehen und hörten zu, obwohl sie immer noch schimpften. Ich erzählte ihnen, wie unglücklich Marie sei; bald hörten sie denn auch auf zu schimpfen und gingen schweigend fort. Allmählich kam es dazu, daß wir miteinander Gespräche führten; ich verheimlichte ihnen nichts, sondern erzählte ihnen alles. Sie hörten sehr neugierig zu

und begannen bald, Marie zu bemitleiden. Einzelne fingen an, wenn sie ihr begegneten, sie freundlich zu grüßen; es ist dort Sitte, wenn man einander begegnet, ob man sich nun kennt oder nicht, sich zu grüßen und guten Tag zu sagen. Ich kann mir vorstellen, wie erstaunt Marie darüber war. Eines Tages verschafften sich zwei kleine Mädchen etwas Essen, trugen es ihr hin, gaben es ihr und kamen dann zu mir, um es mir zu sagen. Sie erzählten mir, Marie habe geweint, und sie hätten sie jetzt sehr lieb. Bald fingen alle an, sie liebzuhaben, und gleichzeitig auf einmal auch mich. Sie kamen nun oft zu mir und baten immer, ich möchte ihnen etwas erzählen; ich muß wohl gut erzählt haben, weil sie mir sehr gern zuhörten. In der Folgezeit lernte und las ich immer nur in der Absicht, es ihnen nachher zu erzählen, und so habe ich ihnen in den ganzen nächsten drei Jahren immer etwas erzählt. Als mir dann alle, auch Schneider, Vorwürfe darüber machten, daß ich mit den Kindern wie mit Erwachsenen spräche und ihnen nichts verheimlichte, antwortete ich ihnen, man müsse sich schämen, den Kindern etwas vorzulügen; sie erführen ja doch alles, wie sehr man es ihnen auch zu verbergen suche, und erführen es vielleicht auf eine häßliche Weise; wenn sie es aber von mir hörten, so sei das nicht der Fall. Ein jeder brauche sich nur an seine eigene Kindheit zu erinnern. Aber sie stimmten mir nicht bei ..."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19658 - 19661
(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 110-112)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Hierarchie produziert Gewinner und Verlierer. Und es ist ein grausames Schicksal bei den Verlierern zu sein. Das ist bei Menschen nicht anders als bei Affen. Aber es gibt ein Gegenmittel gegen diese Grausamkeit. Dieses Gegenmittel heißt Liebe, Zuneigung, Vertrauen. Das ist es, was er die Kinder lehrt. Und sie verstehen es. Zwei kleine Mädchen als erste. Das ist wenig überraschend, denn Hierarchiebildung ist schon bei Schimpansen ein sehr männliches Geschäft.

Im übrigen auch ein teures Geschäft, den Schimpansenhorden haben in der Regel einen Frauenüberschuss.
Schimpansenmänner bringen sich gegenseitig um. Außerdem müssen sie, je höher sie steigen, je mehr befürchten tief zu fallen. Das strengt an, das produziert jede Menge Stress und deswegen werden Schimpansenmänner nicht so alt wie Schimpansenfrauen.

Die Gegenwelt dazu finden wir bei den Bonobos mit ihrem Matriarchat und ihrem Grundsatz sich im Zweifel lieber einmal mehr zu lieben als zu erschlagen.

Aber hören wir dazu wieder Franz de Waals:

„Bei denen, die mit Bonobos arbeiten, haben sich das Schockiertsein und die Ungläubigkeit der Anfangsjahre abgenutzt. Wir haben uns an die auf dem Kopf stehende Geschlechterordnung so sehr gewöhnt, daß wir uns noch nicht einmal vorstellen würden, es könnte sich anders verhalten. Es kommt uns ganz natürlich vor.

Die Skeptiker schaffen es offensichtlich nicht, sich davon freizumachen, wie es bei unserer eigenen Spezies zugeht. Während der Lesereise für mein Buch *Bonobos: Die zärtlichen Menschenaffen* war der Höhepunkt - oder vielleicht der Tiefpunkt - eine Frage, die ein höchst angesehener deutscher Biologieprofessor stellte. Nach meinem Vortrag stand er auf und bellte in fast anklagendem Ton:

„Was ist mit diesen Männchen nicht in Ordnung?!" Das weibliche Dominanzverhalten

schockierte ihn. Ich bin umgekehrt schon immer der Ansicht, daß sich Bonobomänner angesichts der reichlichen sexuellen Aktivitat der Bonobos und des niedrigen Aggressionsniveaus eigentlich nicht viel beklagen können. Man sollte meinen, daß sie weniger Streß haben als ihre Menschen- und Schimpansenvettern. Meine Antwort an den Professor - daß es den Bonobomännern anscheinend ganz gut gehe - schien ihn jedoch nicht zu befriedigen. Dieser Menschenaffe erschüttert unsere Überzeugungen hinsichtlich unserer Herkunft und unseres Verhaltens in den Grundfesten.

Was ist also so gut daran, ein Bonobomann zu sein? Zum einen ist das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Individuen bei wildlebenden Bonobos fast eins zu eins. Ihre Gesellschaft setzt sich aus gleich vielen Angehörigen beider Geschlechter zusammen, wohingegen Schimpansengesellschaften oftmals doppelt so viele Frauen wie Männer aufweisen. Da beide Arten bei der Geburt ein Geschlechterverhältnis von eins zu eins haben und da es außerhalb der Gruppen keine umherziehenden männlichen Einzelgänger gibt, muß die Sterblichkeit unter Schimpansenmänner außerordentlich hoch sein. Das überrascht kaum, wenn man bedenkt, wieviel Krieg zwischen konkurrierenden Gemeinschaften dieser Spezies geführt wird und wieviel Verletzungen und Streß

aus den ständigen Machtkämpfen resultieren. Unter dem Strich kommt heraus, daß Bonobomänner länger und gesünder leben als ihre Macho-Vettern.

Eine Weile hatte man angenommen, Bonobos hätten eine Familienstruktur wie wir: Erwachsene Männer, so fand man, unterhielten stabile Bindungen zu bestimmten Bonobofrauen. Endlich ein Menschenaffe, der uns die Ursprünge der Monogamie erhellt, glaubten wir. Doch dann erfuhren wir dank der gründlichen Feldforschung von Kano und anderen, daß dies in Wirklichkeit Bindungen zwischen Müttern und Söhnen waren. Ein erwachsener Bonobomann folgt seiner Mutter durch den Wald und profitiert von ihrer Zuwendung und ihrem Schutz - vor allem wenn sie einen hohen Status hat. Faktisch ist die Hierarchie der Bonobomänner eine matriarchalische. Statt unter ihresgleichen ständig

wechselnde Koalitionen zu bilden. wetteifern sie an den Schürzenzipfeln ihrer Mütter um Positionen.

Ein typisches Beispiel dafür ist Kame, ein wildes Alphaweibchen, die nicht weniger als drei erwachsene Söhne hatte, von denen der älteste das Alphamännchen war. Als Kame im Alter schwächer wurde, zögerte sie, ihre Kinder zu verteidigen. Der Sohn des Betaweibchens muß das gemerkt haben, denn er begann Kames Söhne herauszufordern. Seine eigene Mutter unterstützte ihn dabei und schreckte nicht davor zurück, in diesem Rahmen auch das Alphamännchen zu attackieren. Die Reibereien eskalierten, bis die beiden Mütter sich schlugen und auf dem Boden herumwälzten, wobei das Betaweibchen Kame niederrang. Von dieser Erniedrigung erholte sich Kame nie wieder, und bald fielen ihre Söhne auf

mittlere Ränge zurück. Nach Kames Tod wurden sie ganz an den Rand verdrängt, und die Söhne des neuen Alphaweibchens nahmen die Spitzenpositionen ein.

Hätte es sich um Schimpansen gehandelt, hätten Kames Söhne sich zusammen geschlossen, um ihre Positionen zu verteidigen.Bei Bonobos jedoch sind männliche Allianzen nur schwach ausgebildet, und genau das erlaubt es den Bonobofrauen, sich so stark durchzusetzen. Auch wenn sie selten sind, straft die Beobachtung solcher Machtkämpfe die Vorstellung Lügen, daß die Bonobogesellschaft durch und durch egalitär sei. Spannungen gibt es durchaus, die Männer konkurrieren stark miteinander,

und auch bei den Frauen kommt das vor. Ein hoher Rang scheint sich in erheblichem Maß auszuzahlen. Weil die Bonobofrauen ihnen gegenüber toleranter sind, finden Männer an der Spitze leichter Zugang zu Nahrungsmitteln, und sie haben auch mehr Sexualpart-

nerinnen. Das heißt, wenn es einer Mutter gelingt, einen Sohn in die höheren Ränge zu bringen, dann fördert sie ihre Nachkommenschaft mittels der Enkel, die er zeugt. Die Bonobos verstehen diesen Zusammenhang natürlich nicht, aber die natürliche Auslese muß Mütter gefördert haben, die das Statusstreben ihrer Söhne aktiv unterstützten.

Bedeutet das, daß die Bonobogesellschaft im Grunde eine umgekehrte Schimpansengesellschaft ist? Kaum. Meiner Ansicht nach ist der Schimpanse weit eher ein zoon politikon (politisches Tier).

Das hat mit der Art und Weise zu tun, wie Koalitionen gebildet werden, und auch mit der Andersartigkeit der weiblichen Hierarchie. Sowohl bei den beiden Menschenaffenarten als auch bei Menschen wird die weibliche Hierarchie weniger angefochten und muß daher auch nicht so stark durchgesetzt werden. Frauen denken, wenn es um sie selbst geht, weniger in Hierarchien, und ihre Beziehungen sind nie so förmlich wie die zwischen Männern.

Zweifellos aber gibt es Frauen, die mehr Respekt erheischen als andere. Es Kommt weit häufiger vor, daß ältere Frauen jüngere dominieren als umgekehrt. Innerhalb derselben sozialen Schicht scheinen ältere Frauen das Sagen zu haben. Traditionellerweise üben Frauen ihren größten Einfluß im Rahmen der Familie aus, wo sie sich nicht an die Spitze kämpfen, bluffen oder renommieren

müssen. Dorthin gelangen sie einfach mit dem Älterwerden. Persönlichkeit, Bildung und Familiengröße sind sicherlich wichtige Faktoren, und es gibt viele subtile Formen, wie Frauen miteinander konkurrieren können, aber wenn sonst sämtliche Bedingungen gleich sind, ist das Alter schon die halbe Miete, wenn es um die Position einer Frau unter anderen Frauen geht.

Auf Menschenaffen trifft dasselbe zu. In freier Wildbahn halten die älteren Frauen die jüngeren, die frisch von außen zur Gruppe stoßen, unter der Knute. Mit der Pubertät verlassen die weiblichen Individuen ihre Gemeinschaft und schließen sich einer anderen an. Schimpansinnen müssen sich auf dem Territorium ihrer neuen Gruppe selbst einen Platz erobern, und das oft in Konkurrenz zu den schon dazugehörigen Schimpansinnen. Junge Bonobofrauen

mit ihren engeren weiblichen Bindungen suchen sich eine „Sponsorin" unter den dazugehörigen, groomen sie und haben Sex mit ihr, woraufhin die ältere die jüngere unter ihre Fittiche nimmt und sie beschützt. Im Lauf der Zeit wird die junge Bonobofrau selbst zur Sponsorin neuer Zuwandererinnen, und so schließt sich der Kreis. Auch dieses System tendiert zum Senioritatsprinzip. Selbst

wenn weibliche Hierarchien nicht perfekt nach dem Alter gestaffelt sind, erklärt sich daraus doch ein gutes Stück weit ihre Sozialordnung.

Dominanzkämpfe zwischen weiblichen Menschenaffen sind weit seltener als zwischen männlichen. Und wenn es dazu kommt, spielen sie sich immer unter weiblichen Individuen derselben Altersstufe ab. In einer Gruppe, der über dreißig Jahre alte Frauen angehören, wird man niemals eine zwanzigjährige an der Spitze finden. Das hat nichts mit physischer Stärke zu tun - die ist bei einer Zwanzigjährigen am größten

-, vielmehr scheint es jüngeren Frauen völlig an der Willenskraft zu fehlen, eine der erfahrenen, abgebrühten älteren Damen herauszufordern. Ich kenne Alphaweibchen, deren Position über Jahrzehnte nicht angetastet wurde. Natürlich gibt es eine Obergrenze, wie lange sich eine Menschenaffenfrau an der Macht halten kann, die sowohl von ihrer körperlichen als auch von ihrer geistigen Gesundheit abhängt, aber Frauen erreichen diesen Punkt erst Jahrzehnte nach den Männern.

Wie ältere Frauen die jüngeren in ihre Schranken verweisen, ist faszinierend, denn die meiste Zeit geschieht das ohne offene Aggression. Da die Jüngeren, deren eigene Mutter nicht mehr zugegen sind, die Älteren als Mutterfiguren betrachten, müssen letztere, um ein Signal zu setzen, nichts weiter tun, als ein Vorspiel abzulehnen, nichts von ihrem Fressen abzugeben oder bei einem

Groomversuch sich umzudrehen und wegzugehen. Die ältere Frau zieht die emotionalen Daumenschrauben an. Vielleicht kriegt die jüngere dann einen Wutanfall, aber die ältere betrachtet das Schauspiel ungerührt: So etwas hat sie schon öfter gesehen. Die Gründe für eine Abfuhr sind oft minimal. Auch Stunden nachdem die Jüngere einen Nachkommen der Älteren gezwickt, sich ein Stück

Nahrung genommen hat, das die Ältere haben wollte, oder nicht vom Alphamännchen gewichen ist, als die Ältere ihn groomen wollte, wird die Jüngere möglicherweise noch zurückgewiesen. Für menschliche Beobachter jedenfalls sind die weiblichen Interaktionen ganz eindeutig schwerer mitzuverfolgen als die direkten Konfrontationen unter den Männern.

Da männliche Dominanz auf Kampfkraft und Unterstützung durch Freunde basiert, wirkt sich das Alter ganz anders auf männliche Hierarchien aus. Älter zu werden ist für männliche Wesen niemals von Vorteil. „

(Franz de Waals „Der Affe in uns" (S.93-97))

Soweit de Waals.

Wenn Liebe und Hierarchiebildung die beiden hauptsächlich Verfahren sind, um bei sozialen Tieren einen selbstmörderischen Kampf aller gegen alle zu verhindern, dann zeigen die Bonobos, dass Liebe durchaus das überlegene Prinzip sein kann. Dass dadurch das weibliche Geschlecht auch dominant wird, ist für die Männer nicht von Nachteil. Sie führen ein besseres Leben als Schimpansenmänner.

Zugleich ist es ziemlich merkwürdig, dass nach den Moralmasstäben des 19. und des 20. Jahrhunderts das Verhalten der Bonobos als höchst unmoralisch zu gelten hätte, während kriegsführende Schimpansen sehr gut zu den kriegführenden Staaten und den Krieg verherrlichenden Philosophen jener Zeit passen.

Selbst de Waals spricht noch von „Schockiertsein" in Bezug auf die Bonobos, so als wäre die Existenz von Heimtücke, Mord und Totschlag bei den Schimpansen nicht wesentlich schockierender als das fröhliche Ducheinandervögeln der Bonobos.

Myschkin scheint auch deswegen Irritationen bei der Dorfobrigkeit und selbst bei Schneider aus zu lösen, weil er mit den Kindern „ wie mit Erwachsenen spräche und

ihnen nichts verheimlichte". Es ist ein seltsames Moralempfinden, das sich regt, wenn ein Idiot, wie Myschkin, den Kindern erklärt, dass Liebe auch eine körperliche Seite hat, - er, der doch mit seinem eigenen Körper genügend Probleme hat - , während es stumm bleibt, wenn eine Frau zu Tode gehetzt wird. Ja es ist sogar noch schlimmer: Der gewissermassen amtliche Vertreter von Gewissen und Moral, der Pastor hetzt noch in absolut demagogischer Weise. Und Myschkin gelingt es dagegen eine Art Kinderaufstand zu organisieren.

So wie in New York manche Samenbomben in Brachgründstücke werfen, damit dort Parks entstehen, verbreitet er die Botschaft, dass Liebe, Zuneigung und Verständnis die richtigen Gegenmittel sind gegen diese Gewinner/Verlierer-Welt.

Es ist eine sanfte Revolution, die er anzettelt. Es ist eine Revolution der Liebe, und das, wo er sich doch andererseits vor der Liebe fürchtet.

„ Daß ich Marie geküßt hatte, war zwei Wochen vor dem Tod ihrer Mutter gewesen, und als der Pastor jene Leichenrede hielt, waren schon alle Kinder auf meiner Seite. Ich erzählte ihnen sofort wieder, wie sich der Pastor benommen hatte, und sagte ihnen, wie ich darüber urteilte; alle waren sie über ihn empört, einige so sehr, daß sie ihm die Fenster einwarfen. Dies verbot ich ihnen, weil das nicht mehr recht war; aber im Dorf hatten alle sofort alles erfahren und beschuldigten mich nun, ich verdürbe die Kinder. Dann erfuhren alle auch, daß die Kinder Marie lieb hatten, und bekamen darüber einen gewaltigen Schreck; Marie jedoch fühlte sich schon ganz glücklich. Man verbot den Kindern, mit ihr zusammenzukommen; aber sie liefen heimlich zu ihr, nach dem ziemlich weit (fast eine halbe Werst) vom Dorf entfernten Weideplatz der Herde; sie brachten ihr dies und das zum Essen mit, manche aber liefen auch einfach hin, um sie zu umarmen, zu küssen und ihr zu sagen: ›Je vous aime, Marie!‹, und dann Hals über Kopf wieder zurückzurennen. Marie verlor infolge dieses unerwarteten Glücks fast ihren Verstand; so etwas hätte sie sich nie träumen lassen; sie schämte sich und freute sich zugleich. Besondere Freude machte es den zu ihr hinlaufenden Kindern und namentlich den kleinen Mädchen, ihr mitzuteilen, daß ich sie, Marie, liebte und sehr viel mit ihnen von ihr spräche. Sie berichteten ihr, daß ich ihnen alles erzählt hätte und daß sie sie jetzt sehr lieb hätten und bemitleideten und ihr immer treu bleiben würden. Dann kamen sie zu mir gelaufen und erzählten mir mit Gesichtchen, die von freudigem Eifer strahlten, sie hätten soeben mit Marie gesprochen, und sie lasse mich grüßen. Abends ging ich oft nach dem Wasserfall; dort befand sich ein nach dem Dorf zu ganz verdeckter Platz, um den herum Pappeln standen; da versammelten sich die Kinder abends um mich; manche liefen sogar heimlich aus dem Dorf weg. Ich glaube, ihr ganz besonderes Entzücken war meine Liebe zu Marie, und dies war während meines ganzen dortigen Aufenthalts der einzige Punkt, in dem ich sie täuschte. Ich ließ ihnen ihren Glauben, daß ich Marie liebte, das heißt, in sie verliebt sei, und sagte ihnen nicht, daß ich sie in Wirklichkeit nur sehr bemitleidete; ich sah an allem, daß es ihnen besser so gefiel, wie sie sich das selbst ausgedacht und unter sich zurechtgelegt hatten, und darum schwieg ich und tat, als hätten sie es erraten. Und wie feinfühlig und zärtlich waren diese kleinen Herzen: unter anderm meinten sie, das dürfe doch nicht sein, daß ihr guter Léon Marie so liebe und diese Marie so schlecht gekleidet sei und keine Schuhe habe. Denken Sie sich, sie beschafften ihr Schuhe und Strümpfe und Wäsche und sogar einige Kleidungsstücke; auf welche kluge Weise sie das zustande brachten, ist mir unbegreiflich; der ganze Schwarm wirkte dabei zusammen. Wenn ich sie darüber befragte, lachten sie nur lustig, und die kleinen Mädchen

klatschten in die Hände und küßten mich. Manchmal ging auch ich heimlich zu Marie hin. Sie war schon sehr krank und konnte kaum noch gehen; schließlich war es ihr gar nicht mehr möglich, dem Hirten irgendwelche Dienste zu leisten; aber sie zog doch jeden Morgen mit der Herde aus. Sie setzte sich abseits hin; es war da an einem abschüssigen, beinah senkrechten Felsen ein Vorsprung; dort setzte sie sich im innersten Winkel, wo niemand sie sehen konnte, auf einen Stein und saß da fast regungslos den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zu der Stunde, wo die Herde heimging. Sie war infolge der Schwindsucht schon so schwach, daß sie meist mit geschlossenen Augen, den Kopf gegen den Felsen gelehnt, dasaß und, mühsam atmend, halb schlummerte; ihr Gesicht war so mager geworden wie bei einem Skelett, und an Stirn und Schläfen trat ihr der Schweiß heraus. In diesem Zustand fand ich sie immer vor. Ich kam stets nur auf einen Augenblick und wünschte auch nicht, von den Leuten gesehen zu werden. Sobald ich mich zeigte, fuhr Marie sofort zusammen, öffnete die Augen und stürzte auf mich zu, um mir die Hände zu küssen. Ich entzog sie ihr nicht mehr, weil ihr dies eine Wonne war; die ganze Zeit über, während ich bei ihr saß, zitterte und weinte sie; einige Male versuchte sie allerdings auch zu reden; aber es war schwer, sie zu verstehen. Vor Aufregung und Entzücken war sie wie von Sinnen. Mitunter kamen auch die Kinder mit mir; sie stellten sich dann gewöhnlich in der Nähe auf und bewachten uns vor irgend etwas und vor irgend jemand; das war für sie ein ganz besonderes Vergnügen. Wenn wir fortgingen, blieb Marie wieder allein, regungslos wie vorher, mit geschlossenen Augen, den Kopf an den Felsen gelehnt; vielleicht träumte sie von irgend etwas. Eines Tages war sie am Morgen nicht mehr imstande, zu der Herde hinauszugehen, und blieb in ihrem öden Haus. Die Kinder erfuhren es sogleich und kamen an diesem Tag fast alle zu ihr gelaufen, um sie zu besuchen; sie lag mutterseelenallein auf ihrem Bett. Zwei Tage lang waren es nur die Kinder, die sie pflegten, indem sie abwechselnd hinkamen; aber als dann im Dorf bekannt wurde, daß Marie wirklich schon im Sterben liege, stellten sich auch die alten Frauen aus dem Dorf bei ihr ein, saßen an ihrem Lager und versorgten sie. Es schien, daß man im Dorf mit Marie Mitleid zu fühlen begann; wenigstens hielt man die Kinder nicht mehr zurück und schalt sie nicht mehr wie früher. Marie lag die ganze Zeit im Halbschlummer, der aber infolge des furchtbaren Hustens sehr unruhig war. Die Kinder wurden von den alten Frauen fortgejagt, kamen aber doch ans Fenster gelaufen, manchmal nur auf einen Augenblick, nur um zu sagen: ›Bonjour, notre bonne Marie!‹ Sowie diese sie aber sah oder hörte, kehrte ihr die Lebenskraft zurück, und sie versuchte mit Anstrengung, ohne auf die alten Frauen zu hören, sich aufzurichten und auf den Ellbogen zu stützen, nickte den Kindern zu und dankte ihnen. Sie brachten ihr wie früher mitunter ein paar gute Bissen mit; aber sie aß fast gar nichts mehr. Ich versichere Ihnen, dank den Kindern ist sie beinah glücklich gestorben. Die Kinder machten, daß sie ihr schweres Leid vergaß; sie hatte das Gefühl, daß sie von ihnen Vergebung empfangen habe; denn sie hielt sich bis zu ihrem Lebensende für eine große Sünderin. Die Kinder schlugen gleichsam wie kleine Vögel mit den Flügelchen an das Fenster der Kranken und riefen ihr jeden Morgen zu: ›Nous t'aimons, Marie.‹ Sie starb sehr bald. Ich hatte geglaubt, sie würde weit länger leben. Am Tag vor ihrem Tod kam ich vor Sonnenuntergang zu ihr; sie schien mich zu erkennen, und ich drückte ihr zum letzten Mal die Hand; ach, wie ausgetrocknet war diese Hand! Und am folgenden Morgen kam unerwartet jemand zu mir und sagte mir, daß Marie gestorben sei.

Nun ließen sich die Kinder nicht zurückhalten: sie schmückten ihren Sarg reich mit Blumen und setzten ihr einen Kranz auf den Kopf. Der Pastor schmähte in der Kirche die Tote nicht mehr; die wenigen Menschen, die sich zur Beerdigung eingefunden

hatten, waren nur aus Neugier gekommen; aber als der Sarg weggetragen werden sollte, da stürzten die Kinder alle mit einem mal herbei, um ihn selbst zu tragen. Da dazu ihre Kraft nicht ausreichte, so halfen einige von ihnen wenigstens nach Möglichkeit, und die übrigen liefen hinter dem Sarg her, und alle weinten. Maries Grab ist seitdem von den Kindern beständig schön in Ordnung gehalten worden: sie schmücken es jedes Jahr mit Blumen und haben ringsherum Rosensträucher gepflanzt."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19661 - 19665

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 112 - 115)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Nach dem Tod Marias endet die vorübergehende Schonzeit für Myschkin und die Kinder. Die Dorfobrigkeit fühlt sich herausgefordert:

„Aber von dieser Beerdigung an begann mich das ganze Dorf um der Kinder willen zu befehden. Die Hauptanstifter waren der Pastor und der Schullehrer. Den Kindern wurde jeder Verkehr mit mir streng verboten, und Schneider verpflichtete sich sogar, darüber zu wachen. Wir kamen aber doch zusammen und verständigten uns von weitem durch Zeichen; auch schickten sie mir kleine Briefchen. In der folgenden Zeit schob sich das alles wieder zurecht; aber damals fühlten wir uns ganz wohl dabei, und ich war den Kindern durch diese Verfolgung sogar noch nähergerückt."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19666

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 115-116)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

„Schneider aber disputierte mit mir viel über meine verderbliche ›Methode‹, mit den Kindern umzugehen. Aber von einer wirklichen ›Methode‹ war bei mir ja gar nicht die Rede! Zuletzt (es war schon kurz vor meiner Abreise) sprach Schneider mir gegenüber einen recht seltsamen Gedanken aus: er sagte zu mir, er habe jetzt die sichere Überzeugung gewonnen, daß ich selbst ein vollständiges Kind sei; ich hätte nur an Wuchs und Gesicht Ähnlichkeit mit einem Erwachsenen; aber was die Entwicklung der Seele, des Charakters und vielleicht auch des Verstandes anlange, sei ich kein Erwachsener, und ich würde so bleiben, auch wenn ich sechzig Jahre alt würde. Ich lachte darüber herzlich; er hat natürlich unrecht; denn ich bin ja doch kein kleines Kind! Eines ist allerdings daran wahr, nur eines: ich bin wirklich nicht gern mit Erwachsenen, mit Großen zusammen (ich habe das schon längst an mir beobachtet); ich bin nicht gern mit ihnen zusammen, weil ich sie nicht verstehe. Was sie auch mit mir sprechen und wie gut sie auch gegen mich sein mögen, ich fühle mich doch stets in ihrer Gesellschaft bedrückt und bin heilfroh, wenn ich so bald wie möglich zu meinen Kameraden gehen kann, und meine Kameraden waren immer die Kinder, aber nicht, weil ich selbst ein Kind war, sondern weil es mich einfach zu den Kindern hinzog. „

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19667

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 116-117)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Den „seltsamen" Gedanken von Schneider hat sich später Tellenbach zu eigen gemacht.

In der Tat fehlt auch Kindern oft der Respekt vor Hierarchien und Hierarchen und vieles was uns unter dem Motto „Kindermund tut Wahrheit kund" amüsiert, ist oft ein aus Unwissenheit geschehener Regelverstoß, der allerdings meist eher die Regeln als die Kinder der Lächerlichkeit preisgibt.

Myschkin dagegen hat ein prinzipielles Problem mit der erwachsenen Ordnung. Nicht weil er ein Kind geblieben ist, sondern weil sie gegen seine Natur ist.

Die „epileptische Kanaille" lässt grüssen !

Natürlich ist Schneiders Theorie auch ein Versuch seinen Patienten zu schützen. Gerade weil Myschkin das Bewusstsein für die Bedeutung einer hierarchischen Ordnung fehlt, fehlt ihm auch jedes Bewusstsein für die Gefahr, in die er sich begibt, wenn er diese Ordnung in Frage stellt. Hier ähnelt er tatsächlich einem Kind.

Es ist auch nicht so, dass er jede Art von Hierarchie ablehnt. Wenn Feuerwehrleute Brände löschen, dann benötigen sie eine klare Kommandostruktur, bei der in jedem Moment klar ist, wer die Verantwortung trägt und wer die Entscheidung trifft. Das schließt selbstverständlich auch die Eigenverantwortlichkeit jedes Feuerwehrmanns mit ein. Denn, wenn ein Balken vom Dach zu stürzen droht, muss man rennen und kommt mit Sprüchen, wie „auf jedem Schiff das dampft und segelt, gibt's einen, der die Sache regelt und der bin ich." (Westerwelle) nicht weiter.

Vor allem da auf dem Grund des Meeres viele Schiffe liegen, die von solchen Kapitänen gesteuert wurden.

Andererseits kann man gegen ein Feuer nicht erfolgreich koordiniert vorgehen, wenn niemand da ist, der koordiniert und wenn der nicht das letzte Wort hat.

Unser Myschkin wird sich am besten von jedem Feuer und jeder Feuerwehr fern halten und zwar einfach deswegen, weil er im Falle eines Falles zu lange braucht, bis er begreift, dass er rennen muss. Er wäre deswegen eine Gefahr für sich und andere.

Wenn wir uns nun vorstellen, dass der Brand gelöscht ist, dann kommt vielleicht der Bürgermeister mit seinen Beigeordneten vorbei, um sich ein „Bild von der Lage" zu machen. Die bringen auch eine Hierarchie mit, die in der Regel auch mehrere städtische Beamte und einen großen oder kleinen Tross Pressevertreter einschließen.

Diese Hierarchie ist aber im Gegensatz zu der Hierarchie der Feuerwehrleute während des Einsatzes in diesem Moment und in dieser Situation vollkommen überflüssig. Im Gegenteil: Es spart Zeit und Informationsverluste, wenn die Feuerwehrleitung diese Leute gleichzeitig und gleichberechtigt informiert.

Allerdings wird in der Mehrzahl der Fälle ein Bürgermeister beleidigt sein, wenn er

nicht die ersten Fragen stellt und beantwortet bekommt und ein städtischer Beamter wird klug genug sein, mit seinen Fragen zu warten, bis der Bürgermeister fertig ist. Pressevertreter werden sich vordrängen.

Bei Myschkins und aller Idioten Problem mit Hierarchien muss demnach unterschieden werden, zwischen der aus der Sache heraus notwendigen Hierarchie, z.B. um schnell und koordiniert zu reagieren. Hier braucht er zu lange, bis sein Verstand begriffen hat, was ihm eigentlich sein Instinkt sagen müsste. Aber sein Verstand wird die Notwendigkeit einer hierarchischen Ordnung in diesem Zusammenhang nie in Frage stellen. Nur kann er sich trotzdem nicht richtig einfügen, weil er gar nicht so schnell mitkommt.

Im „Bürgermeister-Fall" fehlt ihm jeglicher Instinkt für die tatsächlich vorhandene hierarchische Ordnung und sein Verstand sagt ihm, dass eine Hierarchie überflüssig ist.

Dadurch wird er zum „geborenen Feind" solcher Ordnungen.

Das aber kann gefährlich sein.

• Von Wölfen, Pavianen, Schimpansen, Bonobos und der Frage der Moral

Dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei, ist ein altehrwürdiger Spruch, der allerdings die Wölfe mit ihrem hochentwickelten Sozialleben beleidigt.

Überhaupt hat Hobbes unrecht, wenn er meint, erst der Staat habe den Krieg aller gegen alle durch sein Gewaltmonopol aufgehoben und unterdrückt.

Das Problem stellt sich schon viel früher und muss dementsprechend auch gelöst werden.

Wenn z.B. unter den Angehörigen einer Tierart der Kampf um Ressourcen grundsätzlich immer bis zum Letzten ginge, ginge diese Art schnell unter.

Schon im Tierreich ist es deswegen wichtig, dass solche Konflikte eingedämmt werden.

Ein Mittel dazu ist die Revierbildung. Die Kehrseite davon sind Revierkämpfe. Trotzdem garantiert die Revierabgrenzung einen gewissen Frieden, vor allem wenn die Kämpfe ritualisiert und damit gezähmt werden.

Möglicherweise setzt Gruppenbildung dann ein, wenn zu wenig abgrenzbare Reviere da sind. Die Jungtiere bleiben dann bei der Mutter.

Nun müssen die Konflikte innerhalb der Gruppe geregelt werden.

Dazu gibt es grundsätzlich zwei Wege: Aus Revierkämpfen werden Rangordnungskämpfe. Oder aber die Mutter behält ihre Autorität über das eigentliche Kindesalter hinaus. Genauso wie die Geschwisterliebe über das Kindesalter hinaus lebendig bleibt.

Beide Wege werden gegangen. Und es gibt jede Menge Mischungen und Abstufungen dazwischen.

So entwickelt sich Sozialleben zwischen den Polen Unterordnung unter den Stärkeren und/oder Weiterentwicklung der ursprünglichen Bindungen an die Mutter und die Geschwister.

Vom Vater ist hier zunächst nicht die Rede, denn Väter neigen oft dazu die Jungen zu fressen. Jeder Katzenbesitzer weiß, dass die Kätzin ihre Jungen nicht nur vor den Menschen versteckt.

Wenn die Männer aber ihr Leben lang Brüder bleiben, bevor sie zu Vätern werden, ändern sich die Verhältnisse und aus Vätern können mit der Zeit auch liebevolle Väter werden.

Ich würde mich überschätzen, würde ich hier ein komplettes Bild der Sozialentwicklung von Säugetieren versuchen, aber ich glaube und behaupte, dass diese 2 Grundtendenzen, die sich durchaus in den Haaren liegen, prägend sind.

Dass diese beiden Tendenzen zugleich auch mit der Geschlechterpolarität verknüpft sind, macht die Sache noch verwickelter.

Damit sind wir aber weder erst durch Kultur zu zähmende Totschläger des eigenen Vaters, wie Freud meinte, noch startet unser Menschsein in einer Gesellschaft Gleicher und Gleichberechtigter, wie man z.B. bei Engels lesen kann.

Das heißt nicht, dass Engels und Freud Unrecht haben. Ja, es kann den Vater-Tyrannen, den die Brüder ermorden, gegeben haben. Und zwar nicht erst bei den Menschen, schon bei den Schimpansen.

Und ja: Es gibt diese fröhliche und gleiche, der sexuellen Lust zugewandte „urkommunistische" Gesellschaft schon bei den Affen, den Bonobos.

Welche Konsequenzen hat das für uns und unser soziales und politisches Leben ?

Zunächst diese, dass wir von Natur aus über ein sehr breites Spektrum von Möglichkeiten verfügen. Die tatsächliche Breite dieses Spektrums wird uns von unseren tierischen Verwandten aufgezeigt.

Gut und Böse ist gleichermaßen Teil unserer Natur.

Die Frage, was das denn sein soll: „Gut" und „Böse" lässt sich am leichtesten Beantworten, wenn wir uns klar machen, dass wir (d.h. der lebendige Teil der Welt, die Biosphäre) in Bezug auf diese Erde nichts weiter sind, als die Schale eines Apfels. Und dieser Apfel selbst ist ziemlich einsam im All.

D.h. Leben ist etwa sehr seltenes und kostbares. „Gut" in diesem Sinn ist daher alles, was das Leben stärkt. Nicht nur unser eigenes, sondern diese dünne Schale insgesamt. „Schlecht" oder „Böse" ist demnach alles was das Leben zerstört.

Nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik hat Bloch seine „Tübinger Einleitung in die Philosophie" verfasst. Sie ist auch eine Absage an die „Panlogiker", d.h. an die Heilsgewissheit Hegels und vieler Marxisten. Die Ironie dabei ist, dass Bloch selbst einer der größten und hartnäckigsten Panlogiker war. D.h. es ist auch eine Selbstkritik mit einem lauten „Dennoch", denn wer so fest an das Gelingen glaubt, lässt sich durch die Möglichkeit des Scheiterns nicht schrecken.

Die räumlich Nähe Heideggers bringt es wohl mit sich, dass es sehr Ontologisch

zugeht, mit lauter Nicht, Nichts, Daß und Was, die wunderbarer Weise Arme und Beine haben und natürlich Münder:

„Auf diese Art erscheint bei Hegel allerdings Negativität durchaus als eine wie durch sich selbst dialektisch eingemeindete, ja als der wesentliche Sauerteig, der den Prozeß zum Aufgehen bringt. Die Negativität ersetzt so die Intensität und Dynamik, die dem reinen Äther der in sich weilenden Idee ja keineswegs zukommen; die dialektische Negation wird dergestalt in Hegels Philosophie zum Erregenden schlechthin, zum Gegengift nicht nur der Stockung. auch der faden Zufriedenheit. Das ist das Große an Hegel, daß er das Negative auch begrifflich nicht ausläßt: „Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes“ (Phänomenologie, Vorrede). Dergestalt daß Dialektisches als überall fruchtbare Entzweiung erscheint, daß es die Sphäre der zerstörenden Differenz überall produktiv bewohnt, als Vernichtung des Vergehenswerten im Schoß des Vergehenswerten selber.“ (Bloch, S.290)

Das Negative, die Zerstörung ist hier das gemahlene Korn, das erst zu Mehl zerstoßen wird um dann als Teig zu fermentieren und uns als Brot satt zu machen. Dieser Tod ist gleichzeitig der Garant des Lebens.

Wird das Samenkorn nicht zum Mehl, wird es zur neuen Pflanze, muss aber auch auf diesem Weg als Samenkorn sterben.

Der Tod, der hier beschrieben wird, ist die Nacht, die auf den Tag folgt und dem nächsten Tag voraus geht.

„Jedoch: es wird durch die so behauptete vollkommene Vermittlung des Negativum innerhalb des dialektischen Prozesses, dem Nichts zugleich seine Furchtbarkeit hinweggenommen, das ist jene wie immer schneidende Unvermitteltheit (Disparatheit), von der die älteren Denker des Nichts betroffen waren. Diese Unvermitteltheit beruht gewiß großenteils auf bloßen fixen Reflexionsbestimmungen des Verstands, wie von Hegel angegeben, ist jedoch dadurch nicht erschöpft. Sie lief und läuft in größerer Breite, als panlogistische Dialektik erfassen kann, noch unter und neben dem positiv funktionierenden Negativum her. Eben: es gibt durchaus Saatkorn, das stirbt und keine Fracht bringt. nämlich als zertretenes, ohne irgendeine positive Negation dieser Negation wirklich, gar notwendig danach.“ (Bloch, S.290).

Wenn eine Riesenwelle nach einem Erdbeben Tod und Zerstörung bringt, gibt es keinen wie immer gearteten „Sinn“ in solchem Tod.

Es ist gewissermassen die reine Nacht, der unversöhnte Tod, die pure Vernichtung.

„Hegel selber gibt derart „unaufgelösten Widerspruch“ zu: die ganze Natur erscheint ihm als einer; und in der Geschichte rechnet auch er den Peloponnesischen Krieg, den Dreißigjährigen Krieg, die indische Witwenverbrennung und so fort keinesfalls unter die produktiven Mächte des Verderbens. Heute hätte er die Todeslager des Faschismus hinzugefügt, die Verbrennungsöfen von Maidanek. Moloch ist auch für Hegel ein Anderes als schaffende Differenz, ein Anderes als Karfreitag, der Ostern bringt. Besonders beachtbar ist eine auffallende Stelle in Hegels Asthetik über das „nur Negative“, das "Negative in sich“, im Zusammenhang mit ästhetischem Wert: „Wenn der innere Begriff und Zweck bereits in sich selber nichtig ist, so läßt die schon innere Häßlichkeit noch weniger in seiner äußeren Realität eine echte Schönheit zu ... Denn das nur Negative ist überhaupt in sich matt und platt und läßt uns deshalb entweder leer oder stößt uns zurück ... Das Grausame, Unglückliche, die Herbigkeit der Gewalt

und Härte der Übermacht läßt sich noch in der Vorstellung zusammenschalten und ertragen, wenn es selber durch die gehaltvolle Größe des Charakters und Zwecks gehoben und getragen wird; das Böse als solches aber, Neid, Feigheit und Niederträchtigkeit sind nur widrig, der Teufel für sich ist deshalb eine schlechte, ästhetisch unbrauchbare Figur" (Werke X', S. 285). Hegel spricht in diesem Zusammenhang auch vom Negativum an sich als einem „übertünchten Grab", und nichts Lebendiges entspringt ihm aus dieser puren Nichtigkeit in sich selbst. Wonach hier also das Nichts in seiner alles fressenden Hohlgestalt doch nicht unerinnert bleibt, trotz aller total-dialektischen Vermittlung.„ (Bloch, S.290-S291)

Hegel gibt zu, was sich beim besten Willen nicht leugnen lässt. Zugleich versucht er die Nacht ohne Tag zu banalisieren, in dem er sie für ästhetisch uninteressant erklärt. Ein merkwürdiges Urteil. Macht ihm diese Art von Tod denn keine Angst ? Oder muss er die Augen fest verschließen, weil sonst die Angst zu stark würde.

„Diese total-dialektische Vermittlung ist in Wahrheit nicht nur Triumph der Konkretion über abstrakt fixierte und so voneinander abgehaltene Verstandsbestimmungen; sie ist ebenso ein letzter Triumph säkularisierter Vorsehung, aus dem Geist des Panlogismus. Wobei trotzdem Hegel, in seiner gewaltigen Sachlichkeit nicht umhin kann, das Negativum nicht schlechthin als Gottes Mühle zu feiern. Und nicht schlechthin auch als Positivum, in Hinsicht der Aufhebung und neuen Setzung, die der Widerspruch angeblich an sich bereits bedeutet. Ja, Hegel nimmt am Ende, mit einer verblüffenden, fast manichäischen Wendung, sogar die gesamte Negativum-Schicht aus seinem sonst allvermittelten Pan-Logos heraus; in einer Weise, die dem Nichts gerade keine Heilsökonomie an und durch sich selber zubilligt. Denn nach Hegel können in jeder Sphäre der Weltidee nur affirmative Bestimmungen, also die Thesis und Synthesis, als „Definitionen Gottes" gelten, nicht aber die negativen Bestimmung der Antithesis, die in der Differenz sind. Die Andersheit und die Endlichkeit, worin das Negativum vorzüglich ausbricht, sind hier der „Unterschied von Gott" (Enzyklopadie § 83) und ebenso groß wie selbst das fruchtbare Negativum ist zu allerletzt für Hegel „die Unangemessenheit" des Endlichen, Unvollkommenen zum Vollkommenen, welche das Negativum zum positiven Umschlag bringt, hin zur - wahren für sich seienden Identität. Item, wie angegeben: so wenig ein Idiot, der sich dauernd in Widersprüche verwickelt, deshalb schon ein Dialektiker ist, so wenig kann das „nur Negative" sich von sich selber in den dialektischen Prozeß hereinziehen. So wenig auch kann es darin, als Heilsdynamik wider Willen und doch gleichsam aus eigenem Willen, ganz schon eingemeindet sein." (Bloch, S.290-S291)

Ich erlaube mir als Idiot auch und gerade dem Dialektiker zu misstrauen. Vor allem wenn die Reise in Richtung einer dialektischen Logik geht.

Wer das Endliche für „Unangemessen" hält, landet nur wieder im lebensfeindlichen Felsenmeer ewiger Ideen und „unsterblicher" Götter.

Leben existiert nur in der Endlichkeit.

Wenn wir dieses Leben wieder in seiner Fülle schätzen wollen, dürfen wir uns nicht länger vom toten griechischen Marmor blenden lassen.

Ich erachte es für mich persönlich als Segen, dass meine Heimat im Reich des gar nicht so unvergänglichen weißen oder roten Sandsteins liegt.

So bleibt mir das Streben nach ewiger Vollkommenheit fremd, das sich im übrigen mit keiner Art von Tod verträgt, weder mit jenem der unser Freund ist, noch mit der Nacht

ohne Tag.

Da aber der Tod so oder so Realität ist, führt das Streben nach Vollkommenheit zur Realtätsverleugnung und kann dann in Gestalt von „vollkommen" sicheren technischen Wunderwerken, wie AKWs, sich mit dem Tod verbünden.

„Vielmehr, wie hier nun spruchreif wird: der Gegenzug ist notwendig, eben nicht wie das Nichts aus der Sucht in der Sehnsucht stammt, aus diesem eigentlichen terminus a quo des Nichtshaften, sondern aus der wirklichen Bewegung der Intention, in das Nichts hinein, durch das Nichts hindurch, hin auf ihr Was. Und erst dieser Gegenzug macht in der völlig ausgebrochenen und so deutlich werdenden Menschengeschichte das Nichts dialektisch, dadurch daß er es zur Negation seiner selbst gebraucht, dadurch daß er es gerade zur Forttreibung der eigentlichen Was-Bestimmung, Was-Gewinnung zwingt. Die Forttreibung selber, diese Aktivität im da seienden Widerspruch kommt nicht aus dem sich selbst überlassenen Nichts, als welches vielmehr nur zum Abgrund giert. Sie kommt aus der Intensität des Daß-Faktors, der auf dem Weg zu seinem Was wirklich begriffen ist und der im Menschen, sofern er sich als historischer Erzeuger bewußt wird, diesen Weg auch nun wahrhaft-wirklich begreift. Mit der Hoffnung begreift, die als eine Spes militans, Spes docta der leeren Mächtigkeit des Nichts so fern wie nur möglich und so überlegen wie nur immer möglich ist." (Bloch, S.290-S291)

Der Tod hört dann auf bloßer Tod zu sein, wenn er Bestandteil des Lebensprozesses ist. Wir Menschen sind nun jener Teil der lebendigen Welt, der über dieses sein Lebendigsein und auch das Eingebettetsein des Todes im Leben reflektieren und philosophieren kann.

Die „Was" und „Daß" die hier ganz eigenständig unterwegs sind, verdunkeln allerdings den Fakt, dass es nicht um abstrakte Ideen sondern um endliches und verletzliches Leben geht.

Und dass dieses verletzliche Leben nur in der Endlichkeit existiert und dass deswegen die Versöhnung mit jenem Tod der Teil des Lebens ist, nur relativ sein kann. Zwar erhält sich das Leben im und mit dem Tod.

Aber unsere ganz persönliche Existenz endet.

„Es gibt keine garantierte Umschlagstelle, keinen automatischen Übergang aus dem Nichts der Entmenschung zum hocherhobenen Haupt. Konträr: das sich selbst überlassene Negativum leitet einzig in das ihm Angestammte: in totalen Un-Sinn, Gegen-Sinn, Wider-Sinn, ins Chaos. Daher wäre mit Leiden allein, ohne Leidenschaft, nie etwas Großes vollbracht worden; daher müßten, um eben ein Exempel aus der aktuell-geschichtlichen Dialektik zu wiederholen, Proletariat und Bourgeoisie zusammen in der kapitalistischen Widerspruchskrise zugrunde gehen, wenn nicht der aktive, der revolutionäre „Widerspruch" sich dieser Krise annähme. Macht der Gegenzug in der Welt überall erst aus dem Negativum ein Instrument des Umschlags, des Geschehens, der Geschichte, so ist die revolutionäre Selbstergreifung des Widerspruchs zum erstenmal auch bewußt geschichtsbildend. Und das Ziel, das diesen Gegenzug letzthin hinanzieht, woran er auf dem Weg seinen terminus ad quem hat, ist das utopische Totum das Was. Sein mögliches Alles hat in jedem Sprengpulver gegen das Morbide seinen Vorausgruß, in jeder Freisetzung des besseren Neuen aus der verrottet, erstikkend gewordenen Hülle seine Statthalterschaft. Dialektik bezeichnet so den Ostpunkt im Untergangspunkt oder allemal: die Verschlingung des Tods mit dem Sieg. Aber der Ostpunkt im Untergangspunkt wird einzig von der

Intention auf ihn hin in dieser seiner Morgenröte erhalten. Nur im Maß, mit dem das utopisch-positive Gewissen wächst und handelt, sich erhellt und der objektiven Möglichkeit sich verbindet: nur im gleichen Maß verringern sich die Felder, wo das Negativum nichts als Krisis zum Tod ist. „

Es gibt keinen Grund für Siegesfanfaren. Keine noch so triumphale Dialektik wird den Tod je überwinden. Aber da Tod nicht gleich Tod ist, wäre schon viel gewonnen, wenn wir es schaffen könnten, dass alle am Ende ihrer Zeit lebenssatt den nächsten Generationen Platz machen könnten, statt in der Blüte ihrer Jahre geknickt, gebrochen, ja vernichtet zu werden.

Dabei bedeutet schon die Annäherung an dieses Ziel harte Arbeit.

Das Leben nimmt dem Tod den Stachel.

Aber eben nur jener Tod, der dem Leben dient.

Wenn Goethe im Mephisto den „Teil einer Kraft" geschaffen hat, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, dann hat Goethe statt dem Teufel ein Teufelchen auf die Bühne gebracht.

Er hat geleugnet, dass es das Böse auch als alles zerstörende und vernichtende Kraft gibt, mit der keine Versöhnung möglich ist, weil dieses Böse eben nicht Teil sondern Feind des Lebens ist.

Es gibt einen Tod ohne jedes und gegen jedes Leben, aber es gibt kein Leben ohne Tod.

Und nur dieser Tod ist mit dem Leben verbündet.

Leben heißt auch essen. Essen bedeutet aber immer auch gegessen werden. Tiere aber leben immer von anderem Leben, sie sind nicht in der Lage Leben neu aus anorganischem oder zerfallendem alten Leben zu produzieren.

D.h. ohne zu töten, können Tiere nicht existieren.

Auch wir sind solche Tiere.

Tiere, die in dem Widerspruch leben, dass sie Leben töten um zu leben. Als solche Tiere haben wir nach und nach gelernt, so etwas wie Verstand und Vernunft zu entwickeln und nun müssen wir lernen unserer Fähigkeit zum Töten im Interesse des Lebens strikte Grenzen zu setzen.

Damit gibt es den Tod als notwendigen Teil des Lebens, ohne den es kein Leben gibt, das zu Mehl zermahlene Samenkorn der Mume Mählen und es gibt den Tod als reine Zerstörung, das „zertretene Samenkorn".

Im Zentrum jeglicher Moral steht daher die Erhaltung und Stärkung des Lebens und der Respekt vor dem Leben.

Ohne diesen Respekt gibt es keine Moral.

Ein zentrales Moment dieses Respekts ist das Gebot „Du sollst nicht töten!". Dieses Gebot bezieht sich zunächst auf meine Brüder und Schwestern und weitet sich dann aus, bis es die ganze Menschheit einschließt.

Und es wird sicher demnächst auch unsere Brüder und Schwestern Menschenaffen einschließen müssen.

Vor diesem Hintergrund muss man das „Moralproblem" bewerten, dass Singer in de

Waals „Affen und Philosophen„ zitiert und bei dem es um folgendes gehen soll:

„Obwohl uns die Fähigkeit zum Vernunftgebrauch hilft, zu überleben und uns fortzupflanzen, konnte sie uns, sobald wir sie einmal entwickelt haben, an Orte führen, die uns evolutionär gesehen keine direkten Vorteile bieten. Die Vernunft ist wie eine Rolltreppe – haben wir sie einmal betreten, können wir nicht von ihr herunter, bis wir dort angekommen sind, wo sie uns hinführt. Die Fähigkeit zu zählen kann nützlich sein, aber sie führt über einen logischen Prozess bis zu den Abstraktionen der höheren Mathematik, die evolutionär gesehen keinen direkten Nutzen abwerfen. Das gilt vielleicht auch für die Fähigkeit, die Perspektive von Smiths unparteiischem Beobachter einzunehmen.

Indem ich an dieser Sicht auf die Bedeutung des Vernunftgebrauchs in der Moral festhalte, unterscheide ich mich von de Waals Auffassung von den Lehren, die wir aus J. D. Greenes bahnbrechendem Werk ziehen sollten, das uns mit bildgebenden neurologischen Verfahren Aufschluss darüber geben soll, was bei moralischen Urteilen passiert. De Waal schreibt:

„Während die Fassadentheorie mit ihrer Betonung der menschlichen Einzigartigkeit moralisches Problemlösen evolutionsgeschichtlich jungen Ergänzungen unseres Gehirns zuschreiben würde - etwa dem präfrontalen Kortex -, zeigen bildgebende neurologische Verfahren, dass de facto eine Vielzahl von Hirnarealen daran beteiligt ist, von denen einige extrem alt sind (Greene und Haidt 2002). Kurz gesagt: Die Neurowissenschaften scheinen die Vorstellung zu bestätigen, dass die menschliche Moralität evolutional im Sozialverhalten von Säugetieren verwurzelt ist."

Um zu verstehen, warum wir nicht diesen Schluss ziehen sollten, brauchen wir ein wenig mehr Informationen darüber, was Greene und seine Kollegen gemacht haben. Mittels bildgebender Verfahren untersuchten sie die Gehirnaktivität, wenn Menschen auf Situationen reagieren, die in der philosophischen Literatur als „Trolley-Probleme" bezeichnet werden. Beim Standardproblem dieser Art stehen Sie an einem Gleis und bemerken, dass eine unbemannte Güterlore die Schienen entlanggerollt kommt und auf eine Gruppe von fünf Menschen zufährt. Alle werden sterben, wenn das Gefährt seinen Weg fortsetzt. Das Einzige, was Sie tun können, um diese fünf Leben zu retten, besteht darin, einen Weichenhebel umzustellen, wodurch der Trolley auf eine Nebenlinie umgeleitet wird, auf der er nur einen Menschen tötet. Wenn gefragt wird, was man unter diesen Umständen tun sollte, sagen die meisten, dass man den Trolley auf die Nebenstrecke umlei-

ten sollte und daher in der Bilanz vier Menschenleben retten würde.

In einer anderen Version des Problems droht der Trolley wie zuvor fünf Menschen zu töten. Dieses Mai jedoch stehen Sie nicht am Schienenstrang, sondern auf einer Fußgängerbrücke über der Bahnstrecke. Sie können den Trolley nicht umleiten. Sie überlegen, von der Brücke zu springen, sich vor den Trolley zu werfen und sich selbst zu opfern, um die bedrohten Menschen zu retten, aber Sie erkennen, dass Sie viel zu leicht sind, um den Trolley zu stoppen. Neben Ihnen jedoch steht ein sehr beleibter Fremder. Die einzige Möglichkeit, den Trolley daran zu hindern, fünf Menschen zu töten, besteht darin, diesen beleibten Fremden von der Fußgängerbrücke vor den Trolley zu stoßen. Wenn

Sie den Fremden hinunterstoßen, stirbt er, aber Sie retten die anderen

fünf. Gefragt, was man in dieser Situation tun sollte, sagen die meisten, dass man den

Fremden nicht von der Brücke stoßen sollte.

Greene und seine Kollegen sind der Auffassung, dass diese Situationen sich insofern unterscheiden, als sie entweder ein „unpersönliches" Moment enthalten - wie das Stellen einer Weiche - oder aber eine „persönlich" zugefügte Verletzung, das Stoßen eines Fremden von einer Brücke. Sie stellten fest, wenn die Probanden in einem der „persönlichen" Falle entscheiden mussten, waren die Areale des Gehirns. die mit emotionaler Aktivität verknüpft sind, stärker aktiv als in den Fällen, in denen die Probanden aufgefordert waren, ihre Entscheidungen in „unpersönlichen" Fällen zu treffen. Bedeutsamer noch war, dass die Minderheit der Probanden, die zu dem Schluss gelangten, dass es richtig wäre, auf eine Weise zu handeln, weiche eine persönliche Verletzung mit einschließt, aber den Gesamtschaden minimiert - beispielsweise jene, die sagten, dass es richtig wäre, den Fremden von der Fußgängerbrücke zu stoßen, mehr Aktivität in den Teilen des Gehirns aufwiesen, die mit kognitiver Aktivität verknüpft sind, und länger brauchten, um zu ihrer Entscheidung zu gelangen, als jene, die zu einem solchen Vorgehen „Nein" sagten. Mit anderen Worten, wenn wir mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, einen anderen Menschen physisch anzugreifen, sind unsere Emotionen mächtig aufgepeitscht, und für manche ist die Tatsache, dass dies die einzige Möglichkeit ist, mehrere Leben zu retten, nicht hinreichend, um diese

Emotionen zu überwinden. Aber jene, die bereit sind, so viele Leben wie möglich zu retten, selbst wenn dies erfordert, einen anderen Menschen zu Tode zu stoßen, scheinen ihre Vernunft zu gebrauchen, um ihren emotionalen Widerstand gegen die persönliche Verletzung zu überwinden, die das Stoßen eines anderen Menschen mit sich bringt.

Untermauert dies den Gedanken, dass die „menschliche Moralität evolutionär in der Sozialität der Säugetiergesellschaft verankert" ist ? Ja, bis zu einem gewissen Punkt. Die emotionalen Reaktionen, welche die meisten Menschen veranlassen zu sagen, dass es falsch wäre, einen Fremden von einer Fußgängerbrücke zu stoßen, können in genau jenen evolutionären Begriffen erklärt werden, die de Waal in seinen Vorlesungen entwickelt und mit Material aus seinen Beobachtungen von Primatenverhalten untermauert. Desgleichen ist einfach nachzuvollziehen, dass wir keine ähnlichen Reaktionen auf jemand entwickeln konnten, der einen Weichenhebel umwirft, was ebenfalls zu Tod oder

Verletzung führen kann, jedoch in einiger Entfernung von uns. Während unserer gesamten Evolutionsgeschichte waren wir in der Lage, andere zu verletzen, indem wir sie gewaltsam stießen, aber erst seit ein paar Jahrhunderten - einer viel zu kurzen Zeit, um für unsere evoluierte Natur einen Unterschied zu machen - sind wir in der Lage, andere mittels Handlungen wie dem Umlegen eines Hebels zu schädigen.

Ehe wir dies als Bestätigung von de Waals Argument betrachten, müssen wir jedoch erneut über die Probanden in Greenes Experimenten nachdenken. Sie kamen nach einiger Überlegung zu dem Schluss, dass es richtig sei, einen Weichenhebel zu betätigen, um einen Zug umzuleiten, wodurch zwar eine Person getötet, aber fünf gerettet werden, und dass es genauso richtig sei, eine Person von einer Fußgängerbrücke zu werfen, um eine zu töten. aber fünf zu retten. Dies ist ein Urteil, zu dem andere soziale Säugetiere offenbar nicht fähig sind.

Doch auch dies ist ein moralisches Urteil. Es scheint nicht aus dem evolutionären Erbe hervorzugehen, das wir mit anderen sozialen Säugetieren teilen, sondern aus unserer

Fähigkeit zum abwägenden Vernunftgebrauch. Wie die anderen sozialen Säugetiere haben wir automatische, emotionale Reaktionen auf gewisse Arten von Verhalten, und diese Reaktionen bilden einen großen Teil unserer Moralität. Im Gegensatz zu den anderen sozialen Säugetieren können wir über unsere emotionalen Reaktionen nachdenken und uns entscheiden, sie zu verwerfen. Erinnern wir uns an Humphrey Bogarts Bemerkung gegen Ende von Casablanca, wo er, als Rick Blaine, der Frau, die er liebt (Ilsa Lund, gespielt von Ingrid Bergman), sagt, sie solle das Flugzeug nehmen und sich ihrem Mann anschließen: „Edelmut ist nicht meine Stärke, aber man braucht nicht viel, um zu sehen, dass die Probleme von drei kleinen Leutchen in dieser verrückten Welt nur Kleinkram sind." Vielleicht braucht es nicht viel, aber es braucht Fähigkeiten, die kein anderes soziales Säugetier besitzt.

Obwohl ich de Waals Bewunderung für David Hume teile, stelle ich fest, dass ich in dieser Sache widerstrebenden Respekt für einen Philosophen entwickle, der oft als Humes großer Gegenspieler betrachtet wird, lmmanuel Kant. Kant war der Auffassung, dass Moral auf Vernunft gegründet sein müsse. nicht auf unsere Wünsche und Emotionen. Zweifellos irrte er in dem Glauben, dass Moral auf Vernunft alleine gegründet werden könne, aber es ist gleichermaßen falsch. Moral nur als eine Frage der emotionalen oder instinktiven Reaktionen zu betrachten, ohne Rückgriff auf unsere Fähigkeit zum kritischen Vernunftgebrauch. Wir müssen die emotionalen Reaktionen, die durch Millionen von Jahren des Lebens in kleinen Stammesgruppen in unsere biologische Natur eingeprägt sind, nicht als unumstößlich hinnehmen. Wir sind fähig zum Vernunftgebrauch und können Entscheidungen treffen, und wir können diese emotionalen Reaktionen ablehnen. Vielleicht tun wir dies nur auf Basis anderer emotionaler Reaktionen, aber an diesem Prozess sind Vernunft und Abstraktionsvermögen beteiligt, und er kann uns, wie de Waal zugesteht, zu einer Moral führen, die unparteischer ist, als es unsere Evolutionsgeschichte als soziale Säugetiere - ohne diesen Vorgang des Vernunftgebrauchs - erlauben würde."

Das Problem beider Beispiele ist, dass es in diesen Fällen gar kein moralisches Handeln gibt. Die Behauptung, dass man einen töte um fünf zu retten, gehört zum Standardrepertoire der „Entschuldigungen" eines jeden Mörders.

Und dass Menschen, wenn sie nur einen Hebel umlegen müssen, eher zur Unmoral fähig sind, ist keine neue Erkenntnis.

Einen anderen Menschen zu töten ist und bleibt aber eine unmoralische Handlung, ein Verbrechen, unabhängig davon, welche Rechtfertigung man vor bringen kann.

Im Gegenteil: Es ist ein eigenständiges Verbrechen und zwar ein intellektuelles, wenn man anfängt „Gründe" auf zu sammeln, um Töten zu rechtfertigen.

Die Botschaft de Waals lautet nun, dass dieses Gebot des „Du sollst nicht töten" in unserer Instinktstruktur verankert sein soll, was auch erklärt, warum die Hemmung einen Mann von der Brücke zu schmeißen größer ist, als einen Hebel um zu legen. Denn von dieser Hebel-Problematik konnte unser Instinkt noch nichts wissen, als wir von den Bäumen stiegen.

Wenn aber das „Liebe deinen Nächsten, wie Dich selbst" ebenso Teil unserer Instinktstruktur ist wie der Drang andere zu beherrschen, dann hat das tiefgehende Konsequenzen, nicht nur für alle möglichen Theorien in Philosophie, Psychologie, Geschichte, Soziologie und Politik, es hat auch tiefgehende Konsequenzen für die Frage welcher Weg uns letzten Endes zur Freiheit führt.

Weil der Drang zum Herrschen und zur Dominanz, einschließlich Mord und Totschlag und „Krieg" zwischen benachbarten Horden äffisches Erbe ist, das wir mit den Schimpansen teilen, darum musste nicht erst die „Eigentumsfrage" relevant werden, um solches Verhalten in menschlichen Gesellschaften auf die Tagesordnung zu setzen.

D.h. Tyrannen und Tyrannei, Raub und Mord sind älter als jedes private Eigentum an Produktionsmitteln.

Als aber die Eigentumsfrage auf die Tagesordnung trat, da stand das ganze Repertoire negativen Verhaltens von Mobbing bis Krieg, schon bereit.

Und die Aussicht auf große Gewinne und ein bequemes Leben hat jede Menge zerstörerische Energien frei gesetzt.

Aber auch die Bonobos sind Affen und sie zeigen uns, dass unser äffisches Erbe auch die Fähigkeit zu Liebe und Zuneigung und zur konsequenten Konfliktvermeidung einschliesst. Und es zeigt, daß Freuds Behauptung die Unterdrückung der Sexualität, des Es, sei gewissermaßen der Preis den wir für unsere Kultur zu zahlen haben, Unsinn ist.

Im Gegenteil: Wir benötigen und missbrauchen unsere Vernunft um uns und anderen ein zu reden, es wäre eine gute und moralische Tat, wenn wir morden.

Singer und andere werden uns sogar ein zu reden versuchen, dass wir ohne einen Mord am Tod von fünf Menschen schuld seien. Aber das ist falsch. Es ist die Lore, die tötet und verantwortlich dafür, dass sie das tut, ist der, der vergessen hat die Bremse zu zu drehen. Und auch der, der die Gleise so gelegt hat, dass man nicht seitlich aus dem Gleisbett springen kann.

Das Gebot keine anderen Menschen, keinen Artgenossen um zu bringen ist auch deswegen tief in uns verankert, weil seine Aufkündigung, mit welchen wohl überlegten Gründen auch immer, einen Krieg Aller gegen Alle auslöst, denn „gute Gründe" finden sich immer. Ein solcher Krieg bedroht aber den sozialen Zusammenhalt und kann sehr leicht zum Tod jeder Gemeinschaft führen. Dieses Problem haben aber auch schon Wölfe und Affen. Und deswegen kennen sie dieses Gebot.

Deswegen gibt es auch keine „gerechten Kriege", auch wenn es manchmal eine Frage der Gerechtigkeit sein kann, dass man Mörder und Tyrannen mit militärischen Mitteln bekämpft. Man muss immer wissen, dass diese militärischen Mittel, selbst wenn sie für gute Zwecke eingesetzt werden, per se böse sind. Und dass sie die fatale Konsequenz haben auch auf die allerbesten und edelsten Ziele pervertierend zurück zu wirken. Der Krieger bringt den Tod und zwar den Tod als Feind des Lebens, auch und gerade wenn er ein guter Krieger ist, d.h. einer der für das Gute kämpft und gut kämpft.

Das Gebot nicht zu töten ist zunächst einmal fest in unseren Instinkten verankert.

Dass sich dann bei Bonobos und Schimpansen und erst recht beim Menschen der Verstand und die Vernunft langsam vom Instinkt lösen, schafft neue Möglichkeiten und Probleme.

U.a. das, dass man trotz seiner Instinkte morden kann. Die „Tiefe der Intentionalität" trennt uns sicher von jedem Affen. Allerdings verrät sie nichts über unsere Moralität.

Wenn Singer über jene Probanden, die keine Probleme haben einen Mann von einer Brücke zu schmeißen, falls die Begründung stimmt, schreibt: „Dies ist ein Urteil, zu dem andere soziale Säugetiere offenbar nicht fähig sind. Doch auch dies ist ein

moralisches Urteil.“ dann ist dies falsch. Es ist die vernunftgeleitete Unmoral zu der wir hier unsere Fähigkeit beweisen.

Andernfalls wäre nämlich selbst Himmlers „Krakauer Rede“ noch ein Dokument moralischen Ringens. Sie steckt übrigens voller Referenzen an Kant.

Singers Ansatz den Verstand über unsere Instinkte zu stellen, steht zwar in einer altehrwürdigen Tradition, aber diese Tradition ist sehr blutig und voller Gewalt, Krieg und Unterdrückung. Jede Knechtschaft beginnt mit der Vergewaltigung unserer Bedürfnisse. Und immer vernehmen wir die Botschaft von der höheren Vernunft, von der göttlichen Idee, die ihre Opfer fordert.

Meistens ist die höhere Idee eine Lüge.

Es gibt nur eine wirklich hohe und verehrungswürdige Idee: Der Respekt vor und die Liebe zum Leben.

Und nur wenn Verstand und Instinkt in dieser Liebe zusammen klingen, entsteht jene Sphärenmusik, die den Tod besiegt oder zumindest seine Härte mildert und uns versöhnt sterben lässt.

Unsere Fähigkeit zum Bösen, d.h. die Fähigkeit uns zum Werkzeug von Tod und Vernichtung zu machen ist kein Resultat tierischer Instinkte.

Seit wir aus dem Paradies vertrieben wurde, wissen wir dank der Schlange was Gut und Böse ist. Tiere fühlen das nur.

Wir können es auch wissen. Wir können aber auch tausend Gründe finden und erfinden, warum unser Gefühl unrecht hat und damit zu Propagandisten höchster Unmoral werden.

Diese Freiheit haben wir.

Gerade unser tierisches Erbe lässt uns diese Freiheit.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Bonobos die direkten Nachfahren jener Waldaffen sind, von denen wir uns vor 5 Millionen Jahren abgesondert haben, dann haben diese uns eine bemerkenswerte Erfindung mit auf den Menschwerdungsweg gegeben:

Sie haben das eher männliche Hierarchie- und Dominanzverhalten im Hegelschen Sinne „aufgehoben“ (nämlich bewahrt und überwunden), in dem sie die Frauen dominieren lassen. Damit wird die Liebe und nicht die Hierarchie zum „dominanten“ Prinzip der Konfliktregulierung.

Das ist neu.

Und dieses Neue ist sofort in Gefahr, sobald die Reviergrösse wächst, weil das Nahrungsangebot schrumpft und damit die notwendige Solidarität der „schwachen“ Frauen gegen die „starken“ Männer nicht mehr garantiert ist.

Aber auch die Nachsicht der „starken“ Männer gegen die „schwachen“ Frauen, die immer zuerst die besten Früchte wollen, übersteht den Hunger und die Not nicht.

So fallen die Schimpansen auf Pavian-Niveau zurück. Da sie aber intelligenter sind als jene, fallen ihnen dabei auch Gemeinheiten ein, auf die ein Pavian nie kommen würde.

So ähnlich kann es auch unseren Vorfahren gegangen sein, bis sie an die südafrikanische Küste kamen und dort, mit dem überreichen Nahrungsangebot aus dem Meer, ein neues Paradies fanden (das alte liegt im Sumpfregenwald der

Bonobos).

In den nun wieder kleineren Revieren konnte die Dominanz der Frauen und damit die Dominanz der Liebe über männliche Macht neu entstehen bzw. wieder entdeckt werden.

Und unter anderen, widrigeren Umständen auch wieder verloren gehen.

Und wieder neu entdeckt z.B. mit der Erfindung des Gartens und des Gartenbaus.

Und wieder verloren gehen....

So kann es gewesen sein. Ob es so war, werden andere herausfinden.

Das alles bedeutet aber, dass Liebe und Solidarität mindestens genauso alt und genauso tief in uns verankert sind, wie Hass und Herrschsucht.

Es heißt, dass wir für eine Gesellschaft, in der Gleichheit, Gerechtigkeit und Liebe dominieren, keinen „neuen Menschen" brauchen. Der alte genügt vollkommen.

Es wird darauf ankommen, welche Seite des „alten Menschen" zur Geltung kommt.

Der „Oberschimpanse" oder „Oberpavian", dem alle Weibchen gehören, weil er die Gruppe beherrscht und der sich deswegen nur wenige Jahre halten kann, bevor ihn einer seiner Rivalen tötet oder auch nur, wenn er Glück hat, von der Spitze vertreibt.

Oder die, bei der wir alle Kinder der einen großen Mutter sind und uns lieben.

Natürlich wäre die letztere Gesellschaft sehr stark weiblich geprägt.

Aber auch auf die Gefahr hin, dass „Männerrechtler" mich erneut zum „lila Pudel" wählen: Ich ziehe es vor, der holden Weiblichkeit Orangen und Ananas zu schenken, statt mich vom Oberaffen beißen oder gar totschlagen zu lassen.

Eine Gesellschaft, die von oben nach unten hierarchisch durch strukturiert ist, pflegt die, die ganz unten sind, die Letzten, immer wieder aus zu spucken. Und als Idiot weiss ich, dass ich manchmal zu diesen Letzten gehöre.

Die Geschichte von Maria und ihrem frühen Tod, erzählt uns davon, welche Art von Gesellschaft wir bekommen (bzw.haben), wenn noch der oder die Vorletzte sich über den oder die Letzte erheben darf und die Schwachen schutzlos sind.

Sie erzählt aber auch davon, wie „kinderleicht" es ist, dieser Idiotie etwas Besseres entgegen zu setzen. Und wir wünschen uns, dass den Kindern, vor allem aber den kleinen Mädchen, genügend Energien aus der Geschichte mit Myschkin und Maria zu geflossen sind, um auch als Erwachsene solchen Treibjagden zu widerstehen.

Solche grünen Inseln der Liebe und Zuneigung zu schaffen inmitten einer Betonwelt der widerstreitenden Interessen, ist der wesentlichste Baustein eines „richtigen Lebens im falschen".

• Natasja und ihr „weisser Ritter"

Natasja ist 16 Jahre alt, als Tozki sie zu seiner Geliebten macht. Er hält sie in einem goldenen Käfig wie einen Vogel. Und er geniesst sie, welchen Genuß sie dabei hat, bleibt unklar. Ebenso unklar bleibt, ob Tozki diese Frage überhaupt interessiert.

Über das Dorf, in dem er sie festhält, heisst es im Roman:
„ und das Dörfchen führte wie absichtlich den Namen Otradnoje (Etwa »Freudendorf«. (A.d.Ü.)“ *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19589 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 64) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*
Nachdem sie genossen wurde, soll sie unter irgendeine Haube gebracht werden, damit Tozki sich neuen Genüssen und der Erhöhung seines gesellschaftlichen Status widmen kann.

„Jedenfalls hatte er noch im letzten Frühjahr beabsichtigt, Nastasja Filippowna in Bälde mit irgendeinem verständigen, ordentlichen, in einem andern Gouvernement angestellten Beamten gut zu verheiraten und ihr eine hübsche Summe als Mitgift zu geben. (Oh, wie schrecklich und boshaft lachte Nastasja Filippowna jetzt über diesen Plan!) Aber jetzt war Afanasi Iwanowitsch, entzückt über ihren neuen Reiz, sogar auf den Gedanken gekommen, ob er von diesem Weib nicht von neuem Vorteil ziehen könne. Er beschloß, Nastasja Filippowna in Petersburg wohnen zu lassen und mit allem Komfort und Luxus zu umgeben. Konnte er das eine nicht haben, so dafür ein anderes: Mit einer Nastasja Filippowna konnte man sich schon sehen lassen und in einem gewissen Kreis sich sogar ein feines Renommee erwerben. In diesem Punkt aber legte Afanasi Iwanowitsch auf sein Renommee großen Wert.“

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19597

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 69)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der größte Teil des männlichen Personals bietet in seinem Verhältnis zu Natasja ein Bild moralischer Verkommenheit. Aber nicht nur das: Diese Männer entwickeln eine hochgradig gestörte Sexualität, die zwar als sehr männlich gilt und z.B. von Hans Albers als „die Liebe der Matrosen“ besungen wird, in der aber jede Frau nur als Objekt existiert.

Gegen dieses zum Objekt gemacht werden rebelliert sie, in dem sie ihre Schönheit als Waffe nutzt um sich an Tozki und den anderen Männern zu rächen.
Im Roman heisst es:
„Nastasja erklärte ihm geradezu, sie habe ihm gegenüber in ihrem Herzen nie etwas anderes empfunden als die tiefste Verachtung; dieses bis zum Ekel gesteigerte Gefühl sei bei ihr gleich nach dem ersten Erstaunen eingetreten. Dieses neue Weib erklärte ihm, es sei ihr eigentlich vollständig gleichgültig, ob er sich jetzt verheirate und mit wem; aber doch sei sie hergekommen, um ihm diese Heirat zu verbieten, und zwar einfach aus Bosheit, einzig und allein, weil es ihr so beliebe; somit müsse es nun einmal so sein. »Und war's auch nur, damit ich über dich lachen kann, soviel ich will«, sagte sie, »denn jetzt habe auch ich schließlich Lust bekommen zu lachen.«“
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19592 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 65-66) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Sie kehrt die bloße Objekt-Beziehung gewissermaßen um in dem sie die Gier, die Gier danach die schönste Frau Petersburgs zu besitzen bei Rogoschin, Jenpantschin u.a., aber auch die Gier Ganjas nach Reichtum, systematisch für ihre Rache nutzt.
Bekanntlich beginnt intelligentes Verhalten im Tierreich da, wo die Fähigkeit entsteht den Schmerz, aber auch die Freude und Lust seines Gegenübers mit zu empfinden.

Diese Fähigkeit sich zu spiegeln ist gewissermaßen das Zentrum unserer Intelligenz. Und deswegen kann es mit der Intelligenz von Tozki und Konsorten auch nicht so weit her sein.
Dagegen besitzt Myschkin diese Fähigkeit in hohem Maße. Wir haben bisher viel über die fehlenden Fähigkeiten Myschkins und aller anderer Myschkins gesprochen. Sie führen praktisch zu einer partiellen Blindheit.
Aber dort, wo sie sehen können fehlt es ihnen nicht an der Fähigkeit zur Empathie. Im Gegenteil:
„»Und Sie schämen sich auch nicht! Ist denn das Ihr wahres Wesen, wie Sie sich jetzt geben? Wie wäre denn das möglich!« rief auf einmal der Fürst im Tone ernsten, starken Vorwurfs.
Nastasja Filippowna war erstaunt; sie lächelte, aber nur als ob sie etwas hinter dieser Miene zu verbergen suchte; dann richtete sie einen etwas verlegenen Blick auf Ganja und verließ den Salon. Aber sie war noch nicht zum Vorzimmer gelangt, als sie plötzlich umkehrte, schnell an Nina Alexandrowna herantrat, ihre Hand ergriff und an ihre Lippen führte.
»Ich bin ja wirklich nicht so; er hat es erraten«, flüsterte sie rasch und leidenschaftlich, und eine dunkle Röte übergoß auf einmal ihr ganzes Gesicht. Darauf kehrte sie um und ging diesmal so eilig hinaus, daß sich niemand in der Geschwindigkeit darüber klarwerden konnte, weshalb sie eigentlich zurückgekehrt war. Sie hatten nur gesehen, daß sie Nina Alexandrowna etwas zugeflüstert und ihr, wie es schien, die Hand geküßt hatte. Aber Warja hatte alles genau gesehen und gehört und verfolgte sie erstaunt mit den Augen."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 19767-19768 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 3, S. 183) http://www.digitale-bibliothek.de/Band89.htm]
Er erkennt als einziger unter der Hülle der „femme fatale" das geschändete, beleidigte Mädchen.
Deswegen liebt sie ihn.

Aber sie erkennt ihn im auch das harmlose, gutmütige Schaf, mit dem sie den Krieg, den sie dieser Petersburger Männerwelt erklärt hat, unmöglich gewinnen kann.

Deswegen entscheidet sie sich immer wieder für Rogoschin.

Den einen liebt sie und den anderen möchte sie gerne zu ihrem Krieger, ihrem Ritter machen.

Dabei versucht auch Mysckin ein Ritter zu sein. Im grössten Durcheinander sagt er, der sonst nie von Liebe spricht: „Ich liebe diese Frau und ich will sie heiraten".Zitate

Sie vernimmts mit grossem Staunen, aber sie kann ihn, zurecht, als Ritter nicht ernst nehmen und deswegen rät sie ihm zu Aglaja. Weil sie weiss, das er an der Seite der energischen Generalstochter auch als der harmlose Trottel, der er ja auch ist, nicht untergehen wird.

Zitate

Sie aber könnte sein Untergang sein.

• Die Geschichte von Isis und Osiris

- **Die zwei Göttinnen und ihr „Held"**

- **Die neue Art um Frauen zu werben: Oder: Myschkin und Aglaja auf der Parkbank**

In Shakespeares Richard III gibt es eine Szene, in der Richard auf der Beerdigung eines Rivalen um die Hand von dessen Witwe anhält, nachdem die ihn zuvor als Mörder beschimpft hat (und er ist ja tatsächlich der Mörder).
Nach erfolgreicher Werbung sagt Richard: "Ist das die neue Art um Frauen zu werben ? "
Eine auf andere Art sehr seltsame Brautwerbung erlebt man bei Myschkin:
Sie ist vielleicht die seltsamste, die jemals in irgend einem Roman beschrieben wurde und die Art, wie der Fürst hier auftritt ist so sonderbar, dass daraus vielleicht das auch u.a. von Tellenbach gepflegte Vorurteil entstanden ist, er begehre überhaupt keine Frau. Dabei kämpft er hier auf seine Art um seine große Liebe und verliert, weil er ist, wie er ist. Die „Myschkinsche Brautwerbung" beginnt damit, dass sich Aglaja und der Fürst gegenseitig versichern sich nicht zu mögen (die Szene schliesst unmittelbar an die oben besprochens Szene an, in der Aglaja fragt „Warum besitzen sie so gar keinen Stolz"):

„»Schweigen Sie ...! Wie kann jemand wagen, mich hier in Ihrem Haus zu beleidigen!« wandte sich Aglaja plötzlich mit größter Heftigkeit zu ihrer Mutter. Sie befand sich bereits in jenem gereizten Zustand, in dem der Mensch sich um keine Grenzen mehr kümmert und über jedes Hindernis hinwegschreitet. »Warum peinigen sie mich alle, alle ohne Ausnahme? Warum haben alle diese Menschen mir diese drei Tage lang um Ihretwillen zugesetzt, Fürst? Ich werde Sie um keinen Preis heiraten! Hören Sie wohl: um keinen Preis und niemals! Das mögen Sie wissen! Wie kann man denn auch einen so lächerlichen Menschen wie Sie heiraten? Betrachten Sie sich nur jetzt einmal im Spiegel, wie Sie dastehen! Warum, warum ziehen mich alle damit auf, daß ich Sie heiraten werde? Sie, Sie müssen das wissen! Sie sind auch mit ihnen im Komplott!« »Nie hat dich jemand damit aufgezogen!« murmelte Adelaida erschrocken. »Es ist keinem in den Sinn gekommen; kein Wort von der Art ist gesprochen worden!« rief Alexandra Iwanowna. »Wer hat sie aufgezogen? Wann ist das geschehen? Wer hat es fertiggebracht, so etwas zu ihr zu sagen? Redet sie irre?« Mit diesen Fragen wandte sich Lisaweta Prokofjewna, zitternd vor Zorn, an alle Anwesenden. »Alle haben es gesagt, alle ohne Ausnahme, die ganzen drei Tage lang! Aber ich werde ihn niemals heiraten, niemals!« Nach diesen heftig hervorgestoßenen Worten brach Aglaja in bittere Tränen aus, verbarg ihr Gesicht mit dem Taschentuch und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Aber er hat dir ja noch gar keinen Antrag ...« »Ich habe Ihnen keinen Antrag gemacht, Aglaja Iwanowna«, entfuhr es dem Fürsten unwillkürlich. »Wa-as?« rief Lisaweta Prokofjewna erstaunt, entrüstet, erschrocken aus und zog dieses Wort sehr in die Länge. »Was – soll – das – heißen?« Sie wollte ihren Ohren nicht trauen. »Ich wollte sagen ... ich wollte sagen«, erwiderte der Fürst zitternd, »ich wollte Ihrem Fräulein Tochter nur erklären ... die Ehre haben zu erklären, daß ich überhaupt nicht

beabsichtigte ... die Ehre zu haben, um ihre Hand zu bitten ... zu keiner Zeit ... Ich bin hierbei ganz unschuldig, bei Gott, ganz unschuldig, Aglaja Iwanowna! Ich habe es nie gewollt, und es ist mir nie in den Sinn gekommen; ich werde es niemals wollen; das werden Sie selbst sehen; davon können Sie überzeugt sein! Irgendein schlechter Mensch muß mich bei Ihnen verleumdet haben! Seien Sie ganz beruhigt!« Während er das sagte, näherte er sich dem aufgeregten Mädchen. Diese nahm das Taschentuch weg, mit dem sie ihr Gesicht verhüllte, warf einen schnellen Blick auf ihn und seine ganze erschrockene Gestalt, wurde sich über den Sinn seiner Worte klar und lachte ihm auf einmal gerade ins Gesicht, mit einem so lustigen, unbezwingbaren Lachen, mit einem so komischen, spöttischen Lachen, daß als erste Adelaida, namentlich nachdem sie ebenfalls den Fürsten angeblickt hatte, sich nicht halten konnte, zu ihrer Schwester hinstürzte, sie umarmte und in ein ebenso unaufhaltsames, backfischmäßig lustiges Lachen ausbrach wie diese."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20291 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 258-259) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm

Es soll ja öfter vorkommen, dass man etwas anderes sagt als man meint und bekanntlich ist die Negation der Negation ja auch eine Bejahung, aber hier zappelt Myschkin regelrecht wie die Fliege im Netz und jedes zappeln macht seine Situation schlimmer. Die später auf der Parkbank stattfindende Katastrophe für ihn und seine Liebe würde sich hier schon ereignen, wenn ihn Aglaja nicht durch ihr Lachen erlösen würde.
Was geht hier eigentlich vor ?
Nun: Aglaja verhält sich wie eine Frau sich normlerweise verhält, die passiv bleiben muss, weil Frauen passiv zu bleiben haben und die deswegen ihren Galan provoziert. Wenn sie sagt, dass sie ihn nicht liebt, fordert sie ihn heraus und schützt sich gleichzeitig vor Blamage und Gesichtsverlust falls sie ihm gleichgültig ist. Sie übernimmt eine quasi aktive passive Rolle im uralten Balzritual. Sie ist damit ganz in der Rolle, in die sich üblicherweise eine Frau begibt, die begehrt werden will

Und wie antwortet Myschkin darauf ?
So als wäre er eine 2.Aglaja. Auch er strebt die passive Rolle an, d.h. auch er wäre gerne eine Frau. Nicht in dem Sinn, in dem ein Transvestit eine Frau sein will, sondern in dem Sinn, dass er die passive Rolle anstrebt. Auch er möchte begehrt werden und umworben um dann am Ende ein gefühlvolles „Ja" hauchen oder seufzen zu können. Die Männerrolle, die des Werbers, bleibt unbesetzt.
Als Aglaja ihn in diese, die männliche Rolle, drängen will, verleugnet er in höchster Panik seine Liebe, so wie weiland Petrus am Hofe des Pilatus Jesus verleugnet hat. Und er ist auch mindestens genauso erschrocken.
Im letzten Moment rettet Aglaja die Situation, in dem sie aus ihrer Rolle fällt und das Paradoxe dieses Moments weglacht.

In den nächsten 2 Schritten ist dann Aglaja die Aktive, d.h. sie verlässt ihre, weil sie Frau ist, vorbestimmte passive Rolle und alles geht erstmal gut:

"Aber die Rätsel, die Aglaja Iwanowna den anderen an diesem Abend aufgab, hatten noch nicht ihr Ende erreicht. Das letzte derartige Rätsel legte sie dem Fürsten allein vor. Als sie sich ungefähr hundert Schritte von dem Landhaus entfernt hatten, sagte Aglaja hastig halbflüsternd zu ihrem hartnäckig schweigenden Kavalier:
"Blicken Sie einmal nach rechts!«

Der Fürst blickte nach der angegebenen Richtung. »Blicken Sie recht aufmerksam hin! Sehen Sie da eine Bank im Park, da, wo die drei großen Bäume stehen ... eine grüne Bank?« Der Fürst antwortete, daß er sie sehe. »Gefällt Ihnen das Plätzchen? Ich gehe manchmal frühmorgens, gegen sieben Uhr, wenn alle noch schlafen, allein dorthin und sitze da.«
Der Fürst murmelte, es sei ein sehr schönes Plätzchen. »Aber jetzt gehen Sie von mir weg; ich möchte nicht länger mit Ihnen untergefaßt gehen. Oder besser so: lassen Sie mir Ihren Arm, aber reden Sie mit mir kein Wort! Ich möchte still für mich nachdenken ...« Dieses Verbot war jedenfalls überflüssig: der Fürst hätte sicherlich auch ohne solche Weisung auf dem ganzen Weg kein Wort gesprochen. Sein Herz begann furchtbar zu klopfen, als er die Mitteilung von der Bank hörte. Einen Augenblick darauf hatte er sich wieder gesammelt und wies voller Scham einen absurden Gedanken zurück, der ihm gekommen war ..."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20291 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 261-262) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm
Der „absurde Gedanke" den er voller Scham zurückweist, lautet vermutlich:
„Sie liebt mich."
Es gibt manchmal einen Unterschied zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung. Jeder Leser, aber auch jeder Besucher des Jepantschinschen Hauses fühlt und sieht, das die 4 Frauen diesen Myschkin sehr mögen und dass sich deswegen alle 4 wünschen er möge die schönste und begehrenswerteste von Ihnen, Aglaja, bekommen.
Und der Fürst verbietet sich „voller Scham" einen „absurden Gedanken", nämlich den, Aglaja könnte ihn lieben. Gleichzeitig wünscht er nichts mehr, als dass dieser „absurde Gedanke" wahr würde.

Dem deutlichen Hinweis auf die grüne Parkbank folgt die ebenso deutliche Einladung zum Rendevous.

"Als der Fürst an der Straßenkreuzung allein geblieben war, blickte er sich nach allen Seiten um, ging schnell über die Straße hinüber, trat nahe an das erleuchtete Fenster eines Landhauses heran, faltete einen kleinen Zettel auseinander, den er während des ganzen Gesprächs mit Iwan Fjodorowitsch fest in der rechten Hand zusammengedrückt gehalten hatte, und las unter Benutzung des schwachen Lichtschimmers:
»Morgen früh um sieben Uhr werde ich auf der grünen Bank im Park sitzen und Sie erwarten. Ich will mit Ihnen über eine sehr wichtige Angelegenheit reden, die Sie direkt angeht.
PS Ich hoffe, Sie werden diesen Zettel niemandem zeigen. Ich schäme mich zwar, Ihnen erst noch eine solche Instruktion zu geben, habe mir aber gesagt, daß sie bei Ihnen nötig ist, und sie darum hergesetzt, indem ich vor Scham über Ihren komischen Charakter errötete.
PPSS Es ist dieselbe grüne Bank, die ich Ihnen vorhin gezeigt habe. Schämen Sie sich! Ich sah mich genötigt, auch das erst noch herzuschreiben.« *[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20325 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 284-285) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

Aglaja errötet zwar vor Scham über Myschkins „komischen Charakters", aber wegen dieses Charakters tut sie etwas, was eigentlich eine Dame ihres Standes und ihrer Zeit nicht tut: Sie übernimmt die Initiative und die Führung.
Und sie tut das mit der nötigen Deutlichkeit und Klarheit. Leider vergisst sie das

später.
Nach einer langen Nacht, mit viel Geschwätz, einem Selbstmordversuch eines Schwindsüchtigen (krebskranken ?) Jünglings und dem ausgiebigen Genuss von viel Champagner durch die übliche nichtsnutzige Bande, die auf den Geburtstag des Fürsten trinken, landet er schließlich auf besagter Bank.
Weil er müde ist schläft er ein und träumt von Natasja, um durch das Lachen Aglajas geweckt zu werden:
„Er erhob sich (im Traum), um ihr nachzugehen, und auf einmal hörte er, wie neben ihm jemand frisch und fröhlich lachte; eine Hand befand sich in der seinigen; er erfaßte diese Hand, drückte sie kräftig und erwachte. Vor ihm stand laut lachend Aglaja.
Sie lachte; aber sie war zugleich unwillig. »Er schläft! Sie haben geschlafen!« rief sie verwundert und geringschätzig. »Sie sind es!« murmelte der Fürst, der noch nicht ganz zu sich gekommen war und sie mit Erstaunen erkannte. »Ach ja! Das Rendezvous ...! Ich habe hier geschlafen.« »Das habe ich gesehen.« »Hat mich außer Ihnen niemand geweckt? War außer Ihnen niemand hier? Ich glaubte, es sei ... eine andere Frau hier gewesen.« »Eine andere Frau sollte hier gewesen sein?« Endlich hatte er seine Gedanken wieder vollständig gesammelt. »Es war nur ein Traum«, sagte er nachdenklich. »Sonderbar, daß mir in einem solchen Augenblick so etwas träumte ... Setzen Sie sich!« Er faßte sie bei der Hand und veranlaßte sie, sich auf die Bank zu setzen; er selbst setzte sich neben sie und überließ sich seinen Gedanken. Aglaja begann das Gespräch nicht, sondern blickte den neben ihr Sitzenden nur unverwandt an. Er schaute sie ebenfalls an, aber manchmal so, als ob er sie überhaupt nicht vor sich sähe. Sie errötete. »Ach ja!« sagte der Fürst zusammenfahrend. »Ippolit hat sich erschossen!« »Wann? In Ihrer Wohnung?« fragte sie, aber ohne großes Erstaunen. »Gestern abend lebte er ja doch wohl noch? Wie konnten Sie denn nach einem solchen Vorfall hier schlafen?« rief sie, plötzlich lebhaft werdend. »Aber er ist ja nicht tot; die Pistole versagte.« Auf Aglajas dringendes Verlangen mußte der Fürst sogleich und in aller Ausführlichkeit alle Ereignisse der vergangenen Nacht erzählen. Sie trieb ihn während der Erzählung alle Augenblicke zur Eile, unterbrach ihn aber selbst fortwährend mit Fragen, und zwar betrafen diese fast immer nebensächliche Dinge. Unter anderm hörte sie mit großem Interesse an, was Jewgeni Pawlowitsch gesagt hatte, und stellte einige Male sogar Fragen darüber. »Nun aber genug! Wir müssen uns beeilen«, schloß sie, nachdem sie alles gehört hatte. »Wir können hier nur eine Stunde bleiben, bis acht Uhr, weil ich um acht Uhr unter allen Umständen zu Hause sein muß, damit die andern nicht erfahren, daß ich hier gesessen habe. Ich bin aber in einer ernsten Angelegenheit hergekommen und habe Ihnen vieles mitzuteilen. Nur haben Sie mich jetzt ganz aus dem Konzept gebracht. Was Ippolit betrifft, so meine ich, es war das Richtige, daß seine Pistole versagte; das paßt zu seiner Persönlichkeit am besten. Aber sind Sie überzeugt, daß er sich tatsächlich erschießen wollte und es nicht bloß Humbug war?« »Es war bestimmt kein Humbug.« »Das ist das Wahrscheinlichste. Er hat also auch geschrieben, Sie sollten mir seine Beichte bringen? Warum haben Sie sie mir nicht gebracht?« »Aber er ist ja nicht gestorben. Ich werde ihn fragen, ob ich es unter diesen Umständen tun soll.« »Bringen Sie sie mir auf jeden Fall; Sie brauchen gar nicht erst zu fragen. Es wird ihm vielleicht sehr angenehm sein, weil er vielleicht mit der Absicht auf sich geschossen hat, daß ich dann seine Beichte lesen sollte. Bitte, lachen Sie nicht über meine Worte, Ljow Nikolajewitsch; es ist wohl möglich, daß es sich so verhält.« »Ich lache nicht; denn ich bin selbst davon überzeugt, daß dies teilweise sehr wohl möglich ist.« »Sie sind davon überzeugt? Sie glauben das wirklich auch?« fragte Aglaja höchst erstaunt.

Sie stellte ihre Fragen schnell und redete hastig, geriet aber manchmal in Verwirrung und brachte die Sätze oft nicht zu Ende. Alle Augenblicke kündigte sie ihm eilig etwas Bevorstehendes an; überhaupt befand sie sich in außerordentlicher Unruhe, und obwohl sie eine sehr tapfere, herausfordernde Miene annahm, war sie vielleicht doch etwas feige. Sie trug ein ganz einfaches Alltagskleid, das ihr sehr gut stand. Sie zuckte oft zusammen, errötete und saß nur auf dem Rand der Bank. Die Zustimmung des Fürsten zu ihrer Ansicht, daß Ippolit sich erschossen habe, damit sie seine Beichte läse, versetzte sie in großes Erstaunen. »Gewiß wünschte er«, erklärte der Fürst, »daß außer Ihnen auch wir alle ihn loben möchten ...« »Wieso loben?« »Das heißt, es ist ... Wie soll ich Ihnen das deutlich machen? Es ist sehr schwer zu sagen. Aber er wünschte gewiß, alle möchten ihn umringen und zu ihm sagen, daß sie ihn sehr liebten und achteten, und alle möchten ihn dringend bitten, am Leben zu bleiben. Gut möglich, daß er dabei Sie mehr als alle andern im Auge hatte, weil er sich Ihrer in einem solchen Augenblick erinnerte ... wiewohl er vielleicht selbst nicht wußte, daß er Sie im Auge hatte.« »Das ist mir ganz unverständlich: er hatte jemand im Auge und wußte nicht, daß er ihn im Auge hatte. Übrigens habe ich für seine Handlungsweise wohl Verständnis: wissen Sie, daß ich selbst gegen dreißigmal, von der Zeit an, als ich noch ein dreizehnjähriges Mädchen war, daran dachte, mich zu vergiften, und das alles in einem Brief an meine Eltern niederschrieb und mir sogar überlegte, wie ich im Sarg liegen würde, und wie alle um mich herumstehen und weinen und sich anklagen würden, weil sie so hart gegen mich gewesen seien ... Warum lächeln Sie wieder?« fügte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen schnell hinzu. »Woran denken Sie denn immer im stillen, wenn Sie so ganz für sich allein sich Ihren Träumereien überlassen? Vielleicht stellen Sie sich vor, Sie seien Feldmarschall und schlügen Napoleon.« »Wahrhaftig, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daran denke ich, besonders beim Einschlafen«, antwortete der Fürst lachend. »Nur schlage ich nicht Napoleon, sondern immer die Österreicher.«

Der „Reaktionär" Dostojewski nützt diese Parkbankszene um en passant seine Sympathiebekundung für Frankreich und die französische Revolution an der Zensur vorbei zu schmuggeln.

„»Ich habe gar keine Lust, mit Ihnen zu scherzen, Ljow Nikolajewitsch. Mit Ippolit will ich selbst sprechen und bitte Sie, ihm das mitzuteilen. Aber was Sie betrifft, so mißfällt mir Ihre Handlungsweise sehr; denn es ist sehr roh, eine Menschenseele in der Weise zu untersuchen und zu kritisieren, wie Sie es mit Ippolits Seele machen. Es fehlt Ihnen an Zärtlichkeit; die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht.«"

Normalerweise gilt Wahrheitsliebe ja als Tugend. Aber Aglaja schließt sich hier mehr der Sicht Nestroys an, der in seinem „Lumpazivagabundus" das Problem verhandelt, dass sich jede Tugend in ein Laster verwandeln lässt, wenn man sie übertreibt.

Allerdings fühlt sich Myschkin, wenn er sich so verhält und dafür gelobt wird zu Unrecht gelobt und wenn er sich so verhält und dafür kritisiert wird auch zu Unrecht kritisiert, denn dieses Verhalten ist das ihm gemäße.

Es ist nicht das Ergebnis einer Entscheidung sondern seine Natur.

Deswegen versteht er auch nicht, dass sie ihn kritisiert.

„Der Fürst dachte nach. »Mir scheint, daß Sie gegen mich ungerecht sind«, sagte er dann. »Ich finde nichts Schlechtes daran, daß er so gedacht hat; denn es neigen ja alle Menschen dazu, so zu denken; zudem hat er vielleicht überhaupt nicht so

gedacht, sondern nur einen Wunsch gehabt … er wünschte zum letztenmal mit Menschen zusammen zu sein und ihre Achtung und Liebe zu verdienen; das sind doch sehr gute Gefühle; nur daß die Sache einen ganz andern Ausgang nahm; das kam von seiner Krankheit und noch aus einem andern Grund her! Manche Menschen haben eben immer in allem Glück, während andern alles mißlingt ...« »Das haben Sie gewiß mit Bezug auf sich selbst hinzugefügt?« bemerkte Aglaja. »Allerdings«, antwortete der Fürst, ohne die in der Frage liegende Schadenfreude zu beachten."

Er beachtet die Schadenfreude nicht. Bemerkt es sie überhaupt ?
Mir jedenfalls erschliesst sich nicht welchen Grund zur Schadenfreude es hier überhaupt geben soll.

„»Aber an Ihrer Stelle wäre ich hier doch nicht eingeschlafen. Aber wohin Sie nur kommen, da schlafen Sie auch gleich ein; das ist gar nicht hübsch von Ihnen.«

Frage: Ist es „hübsch" von Aglaja Myschkin zur Schlafmütze zu erklären?
Vermutlich will sie ja nur rügen, dass er so gar nicht bemerkt, dass sie ihn mag.
Wenn sie allerdings glaubt, dass dieser Wink mit dem Zaunpfahl irgend was bewirkt, dann täuscht sie sich.
Es ist schwer das einem „Nicht-Idioten" zu erklären, aber er versteht sie nicht.

Mir hat mal eine Frau ein Buch mit dem Titel „Liebe in Bastschuhen" geschenkt und dabei gesagt, dass sie die mit den Bastschuhen sei. Sie hat mich sogar ausdrücklich gefragt, ob ich sie verstanden hätte.

Ich habe „ja" gesagt, obwohl ich gar nichts verstanden hatte.

Vielleicht versteht Myschkin Aglaja ja in ein paar Jahren. Nur wird es dann niemand mehr was nützen.
Es nützt nichts jemand mit dem Zaunpfahl zu winken, wenn der Betreffende auf diesem Auge blind ist.

„»Ich habe ja die ganze Nacht nicht geschlafen, und dann bin ich immerzu umhergewandert; ich war auf dem Musikplatz.« »Auf welchem Musikplatz?« »Da, wo gestern konzertiert wurde; und dann bin ich hierhergekommen, habe mich hingesetzt, vielerlei überlegt und bin eingeschlafen.« »Ah, so ist das! Das ändert die Sache zu Ihren Gunsten ... Aber warum sind Sie nach dem Musikplatz gegangen?« »Das weiß ich nicht; ich hatte dabei keine besondere Absicht ...«
»Gut, gut, davon ein andermal; Sie unterbrechen mich immer, und was geht es mich an, daß Sie nach dem Musikplatz gegangen sind? Von was für einer Frau haben Sie denn geträumt?« »Von ... von ... Sie haben sie gesehen ...« »Ich verstehe ... verstehe sehr wohl. Sie haben sie also sehr ... Wie haben Sie sie denn im Traum gesehen, in welcher Gestalt? Übrigens will ich es gar nicht wissen«, fügte sie, plötzlich abbrechend, in ärgerlichem Ton hinzu. »Unterbrechen Sie mich nicht ...« Sie wartete ein wenig, wie wenn sie sich ein Herz fassen wollte oder ihren Ärger zu überwinden suchte. »Der Grund, weswegen ich Sie herbestellt habe, ist der: ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, mein Freund zu sein. Warum sehen Sie mich auf einmal so starr an?« fügte sie beinahe zornig hinzu. Der Fürst blickte sie in diesem Augenblick tatsächlich sehr aufmerksam an, da er bemerkte, daß sie wieder anfing, furchtbar rot zu werden. Sie schien in solchen Fällen, je mehr sie errötete, sich um so mehr über sich zu ärgern, was in ihren blitzenden Augen deutlich zum Ausdruck kam; gewöhnlich übertrug sie dann unmittelbar darauf ihren Zorn auf denjenigen, mit dem sie sprach, mochte diesen nun eine Schuld treffen oder nicht, und fing an, sich mit ihm zu streiten. Da sie ihr scheues Wesen kannte und wußte, wie leicht sie sich schämte, so

beteiligte sie sich gewöhnlich an dem Gespräch nur wenig und war schweigsamer als ihre Schwestern, mitunter sogar im Übermaß. Wenn sie, besonders in heiklen Fällen, schlechterdings nicht umhin konnte zu reden, so tat sie das zunächst in sehr hochmütiger und gewissermaßen herausfordernder Weise. Sie fühlte es immer vorher, wenn sie anfangen wollte zu erröten. »Sie wollen meinen Vorschlag vielleicht nicht annehmen?« fragte sie und blickte dabei den Fürsten hochmütig an. »O doch, ich will ihn annehmen; nur ist das gar nicht erforderlich ... ich meine, ich habe nie geglaubt, daß man einen solchen Vorschlag zu machen brauchte«, erwiderte der Fürst verlegen. »Aber was haben Sie denn eigentlich gedacht, weswegen ich Sie hierherbestellt hätte? Was machen Sie sich denn für Vorstellungen? Sie halten mich vielleicht für eine kleine Närrin, wie sie das bei mir zu Hause alle tun?« »Ich habe nicht gewußt, daß man Sie für eine Närrin hält; ich ... ich halte Sie nicht dafür.« »Sie halten mich nicht dafür? Das ist sehr verständig von Ihnen. Und namentlich ist es sehr verständig von Ihnen, daß Sie es sagen.« »Meiner Ansicht nach sind Sie sogar vielleicht mitunter sehr verständig«, fuhr der Fürst fort. »Sie haben vorhin einen sehr verständigen Gedanken ausgesprochen. Sie sagten in bezug auf meine zweifelnde Beurteilung Ippolits: ›Die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht.‹ Das hat sich mir eingeprägt, und darüber denke ich nach.« Aglaja wurde auf einmal dunkelrot vor Freude. Alle Gefühlsveränderungen vollzogen sich bei ihr mit großer Offenheit und außerordentlicher Schnelligkeit. Der Fürst freute sich ebenfalls und lachte sogar vor Vergnügen, indem er sie anblickte. »So hören Sie denn«, begann sie wieder, »ich habe lange auf Sie gewartet, um Ihnen das alles zu erzählen, gleich von der Zeit an, wo Sie mir von dort den Brief geschrieben hatten, und sogar schon früher ... Die Hälfte haben Sie von mir schon gestern gehört: ich halte Sie für den ehrlichsten und wahrheitsliebendsten Menschen; Sie sind ehrlicher und wahrheitsliebender als alle anderen, und wenn man von Ihnen sagt, daß Ihr Verstand ... das heißt, daß Ihr Verstand mitunter nicht ganz gesund ist, so ist das ungerecht; das ist meine entschiedene Überzeugung, die ich auch verfochten habe; denn wenn Ihr Verstand auch wirklich nicht ganz gesund sein sollte (Sie werden mir das ja gewiß nicht übelnehmen; ich rede von einem höheren Gesichtspunkt aus), so ist dafür Ihr Hauptverstand besser als bei ihnen allen, sogar so gut, wie sie es sich gar nicht träumen lassen. Denn es gibt zwei Arten von Verstand, einen Hauptverstand und einen Nebenverstand. Nicht wahr? So ist es doch?« »Vielleicht ist es so«, sagte der Fürst kaum vernehmbar; das Herz zitterte und klopfte ihm gewaltig. »Ich wußte, daß Sie es verstehen würden«, fuhr sie mit wichtiger Miene fort: »Fürst Schtsch. und Jewgeni Pawlowitsch verstehen von diesen beiden Arten von Verstand nichts und Alexandra ebensowenig; aber denken Sie sich: Mama verstand es!«
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20476-20487 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 72-78) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Man hat manchmal den Eindruck in diesem Buch, dass die Intelligenz ausschliesslich bei den Frauen zu Hause ist, während die Männer sich überwiegend dadurch aus zeichnen, dass sie zwar einen funktionierenden „Nebenverstand" und dort wo der „Hauptverstand" sitzen sollte, aber ein grosses Loch haben.
Deswegen verwundert es auch wenig, dass Fürst Schtsch.und Jewgeni Pawlowitsch nichts, dafür aber die Generalin alles versteht.
Aglajas Konzept vom „Haupt- und Nebenverstand" ist jedenfalls in Bezug auf Myschkin um einiges intelligenter als Tellenbachs Geraune vom erwachsenen Kind.
Es ist in der Tat das zentrale Problem Myschkins, und ich denke aller Myschkins, dass er alles versteht und nichts checkt.

D.h. er besitzt einen scharfen analytischen Verstand und geringe bis gar keine Fähigkeiten in einer Situation, wie z.B. der, in der er sich gerade befindet, den Überblick zu behalten.
Deswegen besteht sowieso die einzige Chance beider auf einen glücklichen Ausgang in der Hoffnung auf den gut funktionierenden „Haupt- und Nebenverstand" Aglajas. Sobald er sie verlässt, sind beide verloren.

Sehen wir weiter:
»Sie haben sehr viel Ähnlichkeit mit Lisaweta Prokofjewna.« »Wieso? Wirklich?« fragte Aglaja erstaunt. »Wahrhaft, das ist meine Ansicht.« »Ich danke Ihnen«, sagte sie nach kurzem Nachdenken. »Ich freue mich sehr, daß ich mit Mama Ähnlichkeit habe. Sie schätzen sie also wohl sehr hoch?« fügte sie hinzu, ohne die Naivität der Frage gewahr zu werden. »Sehr hoch, sehr hoch, und ich freue mich, daß Sie das so ohne weiteres herausgefühlt haben.« »Ich freue mich ebenfalls; denn ich habe bemerkt, daß man sich manchmal ... über sie lustig macht. Aber nun hören Sie die Hauptsache: ich habe es lange überlegt und schließlich Sie ausgewählt. Ich will nicht, daß man sich zu Hause über mich lustig macht; ich will nicht, daß man mich für eine kleine Närrin hält; ich will nicht, daß man mich aufzieht ... Ich habe das alles durchschaut und habe Jewgeni Pawlowitsch mit aller Entschiedenheit abgewiesen, weil ich nicht will, daß man mich ununterbrochen unter die Haube zu bringen sucht! Ich will ... ich will ... nun, ich will von zu Hause weglaufen, und ich habe Sie dazu ausgewählt, mir zu helfen.« »Von zu Hause weglaufen!?« rief der Fürst. »Ja, ja, ja, von zu Hause weglaufen!« rief sie plötzlich, in heftigem Zorn aufflammend. »Ich will nicht, ich will nicht, daß sie mich dort fortwährend zwingen zu erröten. Ich will nicht vor ihnen erröten, auch nicht vor dem Fürsten Schtsch., auch nicht vor Jewgeni Pawlowitsch und vor keinem Menschen, und darum habe ich Sie ausgewählt. Mit Ihnen will ich alles, alles besprechen, sobald ich nur Lust habe, sogar das Wichtigste; und Sie dürfen mir Ihrerseits auch nichts verbergen. Ich will wenigstens mit einem Menschen über alles so reden können wie mit mir selbst."

Eine wunderschöne Liebeserklärung, die sie da ihrem Fürsten macht: „Ich will wenigstens mit einem Menschen über alles so reden können wie mit mir selbst." Oder anders gesagt: Du sollst ein Teil von mir sein und ich will ein Teil von Dir sein. Sie hat sich damit als Frau und dazu noch zu ihrer Zeit sehr weit vorgewagt. Fast ist das ja schon ein Heiratsantrag.
Dewegen folgt unmittelbar darauf auch der Rückzug:

„Die Meinigen haben auf einmal angefangen so zu reden, als ob ich auf Sie wartete und Sie liebte. Das ging schon so vor Ihrer Ankunft, und ich hatte ihnen Ihren Brief doch gar nicht gezeigt; aber jetzt reden sie nun schon alle davon. Ich will kühn sein und mich vor nichts fürchten. Ich will nicht auf ihre Bälle gehen; ich will Nutzen bringen. Ich habe schon längst davongehen wollen. Ich habe zwanzig Jahre lang bei ihnen wie in einem Käfig gesessen, und immer wollen sie mich unter die Haube bringen. Schon als ich vierzehn Jahre alt war, dachte ich daran davonzulaufen, obwohl ich damals noch dumm war. Jetzt aber habe ich mir schon alles gut überlegt und habe auf Sie gewartet, um Sie gründlich über das Ausland zu befragen. Ich habe noch nie einen gotischen Dom gesehen; ich will in Rom sein; ich will alle wissenschaftlichen Sammlungen ansehen; ich will in Paris studieren; ich habe mich das ganze letzte Jahr über vorbereitet und studiert und sehr viele Bücher gelesen; ich habe auch alle möglichen verbotenen Bücher gelesen. Alexandra und Adelaida lesen allerlei Bücher; sie dürfen das. Aber mir werden nicht alle in die Hände gegeben; ich stehe unter

Aufsicht. Ich will mich mit meinen Schwestern nicht herumstreiten; aber meiner Mutter und meinem Vater habe ich schon längst erklärt, daß ich meine soziale Stellung vollständig verändern will. Ich beabsichtige erzieherisch tätig zu sein und habe dabei auf Sie gerechnet, weil Sie gesagt haben, Sie hätten Kinder gern. Können wir zusammen eine erzieherische Tätigkeit ausüben, wenn nicht sogleich, so doch in zukünftiger Zeit? Wir werden vereint Nutzen stiften; ich will kein Generalstöchterchen sein ... Sagen Sie, Sie sind wohl ein sehr gelehrter Mann?« »Oh, durchaus nicht!« »Das ist schade; ich hatte es geglaubt ...; wie bin ich nur dazu gekommen, es zu glauben? Aber Sie werden dabei doch mein Leiter sein; denn ich habe Sie ausgewählt.«
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20487-20490 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 78-81) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Dem Teilrückzug mit: „die andern behaupten, ich wäre in sie verliebt", folgt sofort eine Fortsetzung der Liebeserklärung.

Und was passiert mit Myschkin?

Er erschrickt.

„Sie werden dabei doch mein Leiter sein; denn ich habe Sie ausgewählt."

Während es zweifelhaft ist, dass ihm in diesem Moment überhaupt dämmert, welche großartige Liebeserklärung ihm gerade gemacht wurde und das von der Frau, die doch sein „Lumen coleum", sein Himmelslicht ist, begreift er sofort die große Erwartung, die sie an ihn hat und ...flieht.

„»Das ist eine Torheit, Aglaja Iwanowna.« »Ich will von zu Hause weglaufen, ich will es!« rief sie, und ihre Augen funkelten wieder auf. »Wenn Sie mir Ihre Beihilfe versagen, so heirate ich Gawrila Ardalionowitsch. Ich will nicht, daß man mich zu Hause für ein abscheuliches Frauenzimmer hält und mir für Gott weiß was alles die Schuld gibt.« »Sind Sie bei Sinnen!?« rief der Fürst und sprang beinah von der Bank in die Höhe. »Wer beschuldigt sie? Wer tut so etwas?« »Alle bei uns zu Hause, meine Mutter, meine Schwestern, mein Vater, Fürst Schtsch., sogar Ihr abscheulicher Kolja! Und wenn sie es nicht geradeheraus sagen, so denken Sie es wenigstens. Ich habe es ihnen allen ins Gesicht gesagt, sowohl meiner Mutter als auch meinem Vater. Mama war infolgedessen einen ganzen Tag krank, und am andern Tag sagten mir Alexandra und Papa, ich wüßte selbst nicht, was ich zusammenphantasierte, und was für Ausdrücke ich gebrauchte. Aber ich habe ihnen sehr entschieden geantwortet, ich verstände schon alles, alle Ausdrücke, und ich wäre kein kleines Kind mehr, und ich hätte schon vor zwei Jahren absichtlich zwei Romane von Paul de Kock gelesen, um alles zu erfahren. Als Mama das hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht.« Dem Fürsten ging plötzlich ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Er blickte Aglaja prüfend an und lächelte. Er konnte gar nicht glauben, daß dasselbe hochmütige Mädchen vor ihm saß, das ihm früher einmal mit so stolzer, hochfahrender Miene Gawrila Ardalionowitschs Brief zum Lesen gegeben hatte. Er vermochte nicht zu begreifen, wie in diesem hochmütigen, abweisenden schönen Mädchen ein solches Kind stecken konnte, ein Kind, das vielleicht in Wirklichkeit auch jetzt noch nicht »alle Ausdrücke« verstand. »Haben Sie immer nur im Elternhaus gelebt, Aglaja Iwanowna?« fragte er. »Ich meine, sind Sie nie in einer Schule gewesen, haben Sie nie ein Unterrichtsinstitut besucht?« »Nein, niemals; ich habe immer wie in einer verkorkten Flasche zu Hause gesessen und werde direkt aus der Flasche heiraten; warum lächeln Sie wieder? Ich

mache die Wahrnehmung, daß anscheinend auch Sie sich über mich lustig machen und sich zur Gegenpartei halten«, fügte sie, finster die Stirn runzelnd, hinzu. »Machen Sie mich nicht ärgerlich; ich weiß sowieso schon nicht, was in meinem Kopf vorgeht ... Ich bin überzeugt, Sie sind in dem festen Glauben hierhergekommen, daß ich in Sie verliebt wäre und Sie zu einem Rendezvous bestellt hätte«, sagte sie in gereiztem Ton.»Ich habe das gestern wirklich befürchtet«, versetzte der Fürst in unbedachtsamer Offenherzigkeit (er war sehr verwirrt). »Aber heute bin ich überzeugt, daß Sie ...«"

Man ist entweder ein riesiger Esel oder man hat ein massives Problem, wenn man eine schöne Frau, die einem ziemlich direkt auffordert: „Entkorke mich !" so zurück weist. Vielleicht spielt sogar beides eine Rolle.
Wir werden sehen.
Beginnen wir mit Paul de Kock (in einer älteren Übersetzung ist nur von „verbotener Literatur" die Rede). Wer ist das? Und welche Art Bücher schreibt er? Er ist ein Autor schlüpfriger Romane mit Kapitelüberschriften wie „Auf dem Heuboden". Interessanter Weise verführen in de Kocks Romanen sehr oft erfahrene Frauen junge, unerfahrene Männer.
Auf unserer Parkbank sitzt aber ein unerfahrener Mann einer eben so unerfahrenen Frau gegenüber und beide bräuchten dringend gute Lehrmeister.
Wenn man in Paul de Kock mal reinliest, versteht man Myschkins Grinsen, denn diese Romane sind schablonenhaft und dürftig. Sie verdanken allerdings ihren großen Erfolg dem gleichen Bedürfnis nach „Aufklärung", dem auch „Dr. Sommer" und die „Bravo" hundert Jahre später ihren Erfolg verdanken. Wobei auf keinem anderen Gebiet, der Satz „Grau, guter Freud, ist alle Theorie" so uneingeschränkt gilt wie hier.
Deswegen hätte unser Theoretiker Myschkin gut daran getan sein Grinsen über den fragwürdigen „Theoretiker" de Kock für sich zu behalten.
So tritt er nun eine Lawine los, die beide und ihn vor allem, begraben wird.
Denn nun fühlt sie sich nicht ernst genommen.
Aber bevor wir dazu kommen, bemerken wir noch eine weitere Paradoxie:
Nachdem sie mit ihm Paul de Kock durchprobieren wollte, versichert sie ihm nun, dass sie keinesfalls in ihn verliebt sei. Und er meint auch noch er hätte das tatsächlich befürchtet. Der Roman zieht sich zwischen Empfang des Zettels und Treffen auf der Parkbank durchaus etwas in Länge. Aber die ganze Zeit befindet sich der Fürst in einer Art Vorfreude, gemischt mit Unsicherheit. Das ist nicht die Stimmung, wenn man etwas befürchtet, eher wenn man etwas erwartet.
Und nun ist es da, nun ist sie da und nun hat er Angst und ist sehr verwirrt.
Wir bemerken hier wieder, dass gewissermaßen 2 Frauen agieren. Die eine, die mit ihrem Wunsch er möge mit ihr nach Paris gehen und dort mit ihr neue Erfahrungen, auch und gerade sexuelle Erfahrungen, machen schon fast auf die männliche Seite gewechselt war und die nun mit einer äußerst unglaubwürdigen Volte wieder ins Passive wechselt: Sie wirft ihm vor, er würde glauben, sie sei verliebt.
Statt über die Lächerlichkeit dieses Vorwurfs charmant hinweg zu gehen und ihr die Angst vor ihren Gefühlen zu nehmen, sagt er „Ich habe das gestern wirklich befürchtet".
Er kann nicht aus seiner Passivität. Er kann Aglaja ihre Angst nicht nehmen, weil seine Angst noch größer ist.
Aber warum ist seine Angst so groß ?
Zunächst deswegen, weil er hier auf einer Parkbank sitzt und situationsbezogen richtig und sofort reagieren muss, statt alles in Ruhe reflektieren zu können. Er befindet sich

in der Situation desjenigen, der über einen zugefrorenen See läuft und weder sicher sein kann, dass er im nächsten Schritt nicht auf eine dünne oder aber eine glatte Stelle trifft. Er hat keinen wirklichen Überblick über seine Lage und reagiert deswegen bestenfalls zufällig richtig, weil er sich eher vorwärtstastet, statt zielgerichtet laufen zu können.
Das ist sein Hauptproblem.
Das ist sein mangelnder „Nebenverstand", seine fehlende Fähigkeit Bälle, selbst wenn sie ihm ziemlich direkt zugeworfen werden, auch fangen zu können.
Dazu kommt aber noch ein zweites:
Aglaja möchte ihn ja zum Lehrmeister. Und zwar nicht in irgendeinem Fach, sondern in dem ganz speziellen Fach der Liebe. Ihre hohe Meinung über seine sexuellen Erfahrungen gründet gerade darauf, dass er mit „jener Frau" zusammen war, die für „ganz Petersburg" ein Symbol der sexuellen Verlockung ist.

Wir wissen nichts über diese Wochen, nur dass sie wohl für beide furchtbar waren, das wären sie aber kaum gewesen, wenn er damals das gelernt hätte, was er nun Aglaja lehren soll.
Nun aber wird sie von ihrer Enttäuschung überwältigt:

„»Wie!« rief Aglaja, und ihre Unterlippe fing auf einmal an zu zittern. »Sie haben befürchtet, daß ich ... Sie haben zu denken gewagt, daß ich ... O Gott! Sie haben vielleicht geargwöhnt, ich hätte Sie mit der Absicht hierher bestellt, Sie in meine Netze zu locken, damit man uns dann hier zusammen überraschte und Sie nötigte, mich zu heiraten ...« »Aglaja Iwanowna! Schämen Sie sich denn nicht? Wie konnte nur ein so unreiner Gedanke in Ihrem reinen, unschuldigen Herzen entstehen? Ich möchte darauf wetten, daß Sie selbst kein Wort von dem, was Sie eben sagten, für wahr halten ... Sie wissen selbst nicht, was Sie reden!« Aglaja saß mit beharrlich gesenktem Kopf da, wie wenn sie selbst über das, was sie gesagt hatte, einen Schreck bekommen hätte. »Ich schäme mich ganz und gar nicht«, murmelte sie. »Woher wissen Sie, daß ich ein unschuldiges Herz habe? Wie konnten Sie wagen, mir damals den Liebesbrief zu schicken?« »Einen Liebesbrief? Mein Brief ein Liebesbrief! Das war ein höchst respektvoller Brief; was in diesem Brief stand, das war meinem Herzen in der schwersten Stunde meines Lebens entquollen! Ich erinnerte mich damals Ihrer wie einer Lichtgestalt ... ich ...«"
Wieso ist eigentlich ein Liebesbrief kein respektvoller Brief ? Kann ein Mann einer Frau mehr Respekt entgegen bringen, als ihr zu sagen, dass er sie begehrt ?
Es ist äusserst merkwürdig, wie sehr er sich dagegen sträubt von Liebe zu reden und jetzt weigert er sich sogar seinen Liebesbrief als Liebesbrief zu bezeichnen.

Und dann verfällt er auch noch darauf in ihr sein „Lumen coelum!", sein Himmelslicht zu sehen. Als „Lichtgestalt" kann er sie natürlich nicht lieben, nur anbeten !

Was ist das für eine Gesellschaft in der zwei sich ihrer besten Gefühle so sehr schämen ? Wäre ein gewisses Maß an Schamlosigkeit nicht die Voraussetzung zu einem glücklicheren Leben ?
„»Nun gut, gut«, unterbrach sie ihn, aber in ganz verändertem Ton, aus welchem man tiefe Reue und Angst heraushörte; sie bog sich sogar zu ihm hin, wobei sie es aber immer noch vermied, ihn gerade anzusehen, und war nahe daran, ihn an der Schulter zu berühren, um ihre Bitte, daß er ihr nicht böse sein möge, noch eindringlicher zu machen. »Gut«, fügte sie, sich furchtbar schämend, hinzu, »ich fühle, daß ich mich eines schrecklich dummen Ausdrucks bedient habe. Ich habe das gesagt ... um Sie zu prüfen. Nehmen Sie an, ich hätte es nicht gesagt! Und wenn ich Sie gekränkt habe, so

verzeihen Sie mir! Bitte, sehen Sie mich nicht gerade an; wenden Sie sich ab! Sie sagten, das sei ein sehr unreiner Gedanke: ich habe es absichtlich gesagt, um Sie zu verletzen. Manchmal bekomme ich selbst einen Schreck über das, was ich sagen möchte; aber auf einmal sage ich es doch. Sie sagten soeben, Sie hätten diesen Brief in der schwersten Stunde Ihres Lebens geschrieben ... Ich weiß, was das für eine Stunde war«, sagte sie leise und blickte wieder zur Erde. »Oh, wenn Sie alles wissen könnten!« »Ich weiß alles!« rief sie in erneuter Erregung. »Sie lebten damals einen ganzen Monat lang in ein und derselben Wohnung mit dieser abscheulichen Frau, mit der Sie davongegangen waren ...« Sie errötete jetzt nicht mehr, während sie das sagte, sondern wurde blaß; auf einmal stand sie wie geistesabwesend von der Bank auf, setzte sich aber, zur Besinnung kommend, sogleich wieder hin; ihre Lippe zuckte noch lange weiter. Das Schweigen dauerte etwa eine Minute lang. Der Fürst war über diese plötzliche Heftigkeit sehr überrascht und wußte nicht, worauf er sie zurückführen sollte. »Ich liebe Sie durchaus nicht«, sagte sie plötzlich kurz und scharf. Der Fürst antwortete nicht; sie schwiegen wieder ungefähr eine Minute lang. »Ich liebe Gawrila Ardalionowitsch ...«, sagte sie hastig, aber kaum hörbar und ließ den Kopf noch tiefer sinken. »Das ist nicht wahr«, erwiderte der Fürst, ebenfalls beinah flüsternd. »Dann lüge ich also? Es ist doch wahr, ich habe ihm mein Wort gegeben, vorgestern, auf dieser selben Bank.« Der Fürst erschrak und dachte einen Augenblick nach. »Das ist nicht wahr«, sagte er noch einmal in entschiedenem Ton. »Sie haben sich das alles nur ausgedacht.«
»Sehr höflich von Ihnen! Wissen Sie, er hat sich gebessert; er liebt mich mehr als sein Leben. Er hat vor meinen Augen seine Hand verbrannt, nur um mir zu beweisen, daß er mich mehr liebt als sein Leben.« »Er hat seine Hand verbrannt?« »Jawohl, seine Hand. Sie mögen es glauben oder nicht, das ist mir ganz gleich.« Der Fürst schwieg wieder. Aglajas Worte klangen nicht scherzhaft; sie war ärgerlich. »Wie? Hat er denn eine Kerze hierher mitgebracht, wenn das hier vorgegangen ist? Anders kann ich mir die Sache nicht vorstellen ...« »Jawohl ... eine Kerze. Was ist daran unwahrscheinlich?« »Eine bloße ganze Kerze oder eine auf einem Leuchter?« »Nun ja ... nein ... eine halbe Kerze ... ein Stümpfchen ... eine ganze Kerze ..., das ist ja ganz egal; lassen Sie doch das Gerede ...! Meinetwegen kann er auch Zündhölzer mitgebracht haben! Er zündete die Kerze an und hielt eine ganze halbe Stunde lang den Finger in die Flamme; ist das etwa nicht möglich?« »Ich habe ihn gestern gesehen; seine Finger sind ganz heil.« Aglaja brach nun auf einmal ganz wie ein Kind in ein prustendes Gelächter aus.
»Wissen Sie, warum ich eben gelogen habe?« wandte sie sich dann mit der kindlichen Zutraulichkeit an den Fürsten; ihre Lippen zitterten immer noch vor Lachen.
»Deswegen: wenn man lügt und dabei in geschickter Weise etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches einflicht, wissen Sie, etwas, was sehr selten ist oder überhaupt nicht vorkommt, dann erscheint die Lüge weit glaubhafter. Das habe ich früher beobachtet. Es ist mir nur deshalb mißglückt, weil ich es nicht richtig verstanden habe ...« Auf einmal machte sie wieder ein finsteres Gesicht, wie wenn ihr etwas einfiele.
»Wenn ich damals«, sagte sie, indem sie sich zu dem Fürsten hinwandte und ihn mit ernster, ja trauriger Miene ansah, »wenn ich Ihnen damals das Gedicht vom ›armen Ritter‹ deklamiert habe, so wollte ich Sie damit zwar für einiges loben, zugleich aber wollte ich auch Ihr Benehmen in gewisser Hinsicht als Torheit hinstellen und Ihnen beweisen, daß ich alles wußte ...« »Sie sind sehr ungerecht gegen mich und gegen jene unglückliche Frau, von der Sie soeben einen so schrecklichen Ausdruck gebrauchten, Aglaja.« »Ich habe den Ausdruck deswegen gebraucht, weil ich alles weiß! Ich weiß, daß Sie vor einem halben Jahr vor aller Ohren ihr Ihre Hand antrugen.

Unterbrechen Sie mich nicht; Sie sehen, ich führe nur Tatsachen an, ohne eine Kritik daran zu knüpfen. Darauf ist sie mit Rogoschin davongelaufen; dann haben Sie mit ihr in irgendeinem Dorf oder in irgendeiner Stadt zusammen gelebt, und sie ist von Ihnen weggegangen und hat sich zu irgendeinem andern begeben.« (Aglaja errötete stark.) »Dann ist sie wieder zu Rogoschin zurückgekehrt, der sie wie ... wie ein Wahnsinniger liebte. Darauf sind Sie, der Sie ebenfalls ein sehr verständiger Mensch sind, ihr jetzt schleunigst hierher nachgereist, sowie Sie erfahren hatten, daß sie nach Petersburg zurückgekehrt war. Gestern abend haben Sie sich zu ihrem Verteidiger aufgeworfen, und jetzt eben haben Sie von ihr geträumt ... Sie sehen, daß ich alles weiß; Sie sind ja doch um ihretwillen hierher gereist, nicht wahr, um ihretwillen?« »Ja, um ihretwillen«, antwortete der Fürst leise; er ließ traurig und nachdenklich den Kopf sinken und ahnte nicht, mit was für einem funkelnden Blick Aglaja ihn betrachtete. »Um ihretwillen, nur um zu erfahren ... Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoschin, obgleich ... kurz, ich weiß nicht, was ich hier für sie tun, wie ich ihr helfen könnte; aber ich bin trotzdem hergekommen.« Er zuckte zusammen und sah Aglaja an; diese hörte ihm voll Haß zu. »Wenn Sie hergereist sind, ohne zu wissen, wozu, so lieben Sie sie sehr«, sagte sie schließlich."*[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20497 (vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 5, S. 86) http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]*

Ja, er liebt dies Natasja und er liebt Aglaja die „Lichtgestalt". Er weiss zwar nicht was Liebe ist, so wie er mit allen scheinbar klaren Begriffen wie „Gut", „Böse" oder „Häßlich" und „Schön" auf Kriegsfuß steht, aber er empfindet für beide Frauen starke Gefühle. Und er ist unfähig, was er empfindet auch in Handeln um zu setzen, auch mit seinem Körper für das ein zu stehen, was er fühlt. Er kann das nicht auf dieser Parkbank und er konnte dies vermutlich auch während der Woche als er mit Natasja zusammen war nicht.

Aglaja, die ihn ja nicht heiraten, sondern mit ihm durchbrennen wollte, die das enge Leben eines Generalstöchterchens im goldenen Käfig hinter sich lassen wollte, macht nun den Fehler von ihm Eindeutigkeit zu erwarten, wo doch das Uneindeutige seine Welt ist.

Sie hat sich weit heraus gewagt aus ihrer Welt. Sie ist an Grenzen gegangen und über Grenzen, wie sie ihr in dieser Zeit und in dieser Gesellschaft gesetzt waren. Aber weil er in bestimmter Hinsicht ein Idiot ist, hätte sie nur gewinnen können, wenn sie getan hätte, was Frauen nicht tun dürfen in dieser Männergesellschaft: Ihn einfach in die Arme nehmen und sagen: „Ich will Dich, Du Idiot !".

• Zwei Frauen beschliessen eine Hochzeit

Vom Tragischen im Leben und unserer unstillbaren Sehnsucht nach einem immer währenden „Sommernachtstraum"

Wer Milch und Zucker in seinen Kaffee gerührt hat, wird mit noch so viel Geschick, Geduld und Anstrengung beides nicht mehr heraus bekommen.

Deswegen haben wir eine Geschichte und was wir versäumt haben, haben wir versäumt und was geglückt ist, bleibt geglückt, was immer danach passiert.

Zart und zerbrechlich sind die Momente des Glücks und wenn wir es zu sehr festhalten wollen, werden wir es zerstören.

Deswegen war schon immer die wichtigste Frage, sowohl in der Philosophie als auch im Leben, nicht die Frage wozu wir leben, denn das ist eine alberne Frage, schließlich leben wir und das ist schon die einzig mögliche Antwort. Wir haben kein zweites Leben und es gibt keine „Wiederholen"-Taste.

Die wichtigste Frage ist: wie wir leben.

Wie uns das Leben glücken kann, was nicht heißt, dass es immer nur glücklich ist.

Myschkin und überhaupt Dostojewskis Gestalten erzählen eher vom Gegenteil: warum Leben nicht glückt. Aber gerade dadurch gerät ihm und uns diese Frage ins Zentrum.

Es ist eine alte Frage, die immer wieder neu und von Jedem und Jeder von uns beantwortet werden muss.

Und es ist zugleich eine Frage, die wir niemals nur allein beantworten können, weil die Welt um uns herum und vor allem die Menschen um uns herum ganz wesentlich bestimmen, ob wir glücklich oder unglücklich leben.

Im Garten

Die Frage nach dem guten, dem richtigen Leben führt quasi wie von selbst zu Epikur und seiner Philosophie.

Dabei stoßen wir auf die Paradoxie, dass der Philosoph der Lust aus der Lust das lustvollste, was wir kennen, den Eros, herausoperiert.

Ein ähnliches Paradoxon begegnet uns beim Apostel Paulus, der in seinem 1. Brief an die Korinther sagt: „die Liebe aber ist das Höchste" um dann zu verkünden: „Das Weib schweige still in der Gemeinde".

Freundschaft, Liebe, aber ohne Frauen ?

Ohne ihren Geruch, ihren Geschmack, ihre Freundlichkeit, ihren Sinn für Schönheit ?

Das ergibt eine armselige Liebe, auch wenn sie im purpurnen Ornat verkündet wird.

Und was taugt die Freundschaft, die Epikur so wichtig ist, ohne die Freundschaft zu

den Frauen. Die ist aber ohne Eros nicht zu haben. Jedenfalls für all jene Männer, die Frauen lieben. Für die anderen beinhaltet schon die Männerfreundschaft eine oft unterdrückte und verleugnete erotische Komponente.

Der Garten selbst, traditionell der Ort epikureischer Philosophie, ist doch schon ein Frauenort, denn der Gärtner ist überall wo es nicht nur um englischen Rasen geht, meist eine Gärtnerin.

Wir haben gesehen, dass die Spaltung der Gesellschaft in Herren und Knechte/Mägde der Tod der Liebe ist.

Und deswegen ist die Rückgewinnung der Liebe als quasi „Hauptproduktivkraft" jeder Gesellschaft untrennbar mit der Überwindung von Herrschaft verbunden.

Myschkin aber ist der heilige Narr, der auf der Suche nach der Liebe der Frauen ahnungslos durch die Gegend stolpert und die Gesetze von Macht und Herrschaft nicht begreift.

Weil er dies nicht begreift, verlassen ihn am Ende auch die Frauen.

Epikur und der Abschied vom Schicksal

Die Frage, ob man den Dingen einfach ihren Lauf lassen muss oder ob man sie zum Guten wenden kann, ist schon alt und immer noch aktuell.

Es ist die Frage, ob man einem Schicksal einfach ausgeliefert ist, dem man nicht entkommen kann oder ob man die Freiheit hat sein Leben selbst zu bestimmen.

Dieser Frage sind auch zwei gegensätzliche Theaterformen zugeordnet:

Die Tragödie schildert das Ausgeliefertsein, während die Komödie davon handelt, wie man dem Tod von der Schippe springt.

Die Komödie gilt als unernst, ist aber dafür um so volkstümlicher, während die Tragödie den Herrschaftsblick widerspiegelt.

Die Frage nach dem Schicksal hängt unmittelbar mit der Frage zusammen, ob und wie die Welt, so wie sie ist, determiniert ist.

Ist sie im strengen Sinne, so wie sich das z.B. Laplace vorgestellt hat, determiniert, dann müssen wir unserem Geschick folgen und alle Versuch ihm zu entkommen sindst eitel und nutzlos.

Wenn wir aber bestimmen können, ob wir an der nächsten Weggabelung nach links oder rechts gehen können, dann beeinflussen wir unser Schicksal und je nach unserer Entscheidung schaffen wir eine andere Welt.

Damit so etwas überhaupt möglich ist, damit es überhaupt Weggabelungen gibt, muss die Welt so beschaffen sein, dass A nicht notwendigerweise B folgt, sondern mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit stattdessen C oder D.

Diese Wahrscheinlichkeiten müssen selbst wieder beeinflussbar sein durch andere Ereignisse usw. Erst dadurch entsteht eine Welt die nicht voraus bestimmt ist.

Dadurch entsteht aber zugleich eine Welt in der es eine gerichtete Entwicklung gibt,

dass heißt, die Fähigkeit zwischen Alternativen zu wählen und die Möglichkeit die Zeit gewissermaßen rückwärts laufen zu lassen, schließen sich gegenseitig aus.

Weil unser Schicksal nicht bis ins letzte vorbestimmt ist, ist Reversibilität eine seltene Ausnahme.

Die Grundidee bei Epikur ist ja, dass jedes Atom auf seiner Bahn um eine Winzigkeit von seinem vorbestimmten Kurs abweichen darf.

Diese Unbestimmtheit ist, wie Marx in seiner Doktorarbeit über die Differenz der epikureischen und demokritischen Naturphilosophie aufzeigt, notwendig, damit wir nicht blind und hoffnungslos einem unausweichlichen Schicksal ausgeliefert sind.

Ob Schrödingers Katze am Leben bleibt oder stirbt ist ungewiss, aber wenn es diese Ungewissheit nicht gebe, ginge es uns allen wie Ödipus, dem bei seiner Geburt schon Tereisias weissagen konnte, dass er seinen Vater erschlagen und seine Mutter heiraten werde.

Wir wären fortwährend schuldlos schuldig, weil wir gar keine Chance hätten einem vorbestimmten Schicksal zu entkommen.

Weil wir uns aber in einem Möglichkeitsraum vorwärts bewegen, in dem in jeder Sekunde tausende potentielle Zustände nicht zur Wirklichkeit gelangen und nur einer real wird, können wir unser Leben beeinflussen.

Über die Grenzen unseres Strebens nach Lust und Glück

In den Tiefen des Internets finden wir folgendes hedonistische Bekenntnis. Es hat schon fast den Charakter eines Glaubensbekenntnisses:

„Ich liebe und genieße das Leben

Ich bin ein sinnlicherer, lustvoller Mensch, der versucht seinen Alltag immer nach den schönen Dingen im Leben zu gestaltet oder zumindest das Schöne darin zu sehen.
Nie vergesse ich, dass ich eine Frau bin und lebe diese bewußt aus.
Ich bin geboren um zu leben und gibt es etwas schöneres als Genießen?
Genuss ist für mich sehr wichtig.
Ich genieße einen kribbelnden Augenkontakt genau so sehr wie ein gutes Essen- am Besten eigentlich in Kombination
oder ein guter Wein mit einem anregenden, geistreichen Gespräch, das mich zum Lachen bringt
oder es gibt so vieles was ich genießen kann...
eigentlich genieße ich das ganze Leben."

Ich finde dieses Bekenntnis wunderschön.

Die kleinen Sprachunebenheiten zeigen, dass sie nicht „rein deutsch" ist. Das war vielleicht auch nötig, denn das man/frau sein Leben einfach nur genießt, muss hier zu Lande erst wieder eingebürgert werden.

Wobei: Die Idee, dass wir leben um Schönheit zu genießen, aber auch Schönes zu schöpfen und zu schaffen, teilt die unbekannte Autorin mit der deutschen Klassik, mit Goethe und Schiller.

Nur haben uns die vielen Eckermanns darauf den Blick verstellt.

Freilich ging es mir bei unseren Ästheten schon immer, z.B. in den Wahlverwandschaften, ein kleines bisschen zu beschaulich zu. Da wird nicht gekämpft, da muss niemand mit irgendetwas ringen, höchstens um die Frage, wie man einen Gartenweg am besten anlegt.

Es gibt nun mal im Alltag auch hässliche Dinge. Es gibt Krankheit, Unglück. Wenn sich z.B. ein Myschkin mit einem Anfall auf so einem geschmackvoll angelegten Gartenweg wälzt, wie man ihn in den Wahlverwandtschaften und in Wörlitz findet, leidet dann nicht die ganze Schönheit der ästhetisch durchgestalteten Landschaft ?

Kann da nicht jede Brennnessel zum Feind werden ?

Schon Epikur ist mit seiner Definition der Lust als Abwesenheit von Schmerz auf ziemliche Abwege geraten und hat u.a. deswegen eine Hauptquelle jedweder Lust, den Eros, aus seiner Lustlehre verbannt.

Unsere unbekannte Autorin hat recht: Wir sollten alle, wie sie, das Leben lieben. Wir können auch gerne immer wieder versuchen es für uns und andere schöner zu machen und wir brauchen uns unserer Lust und unseres Verlangens nicht zu schämen.

Aber zum Leben gehört auch Hässliches.

Und wenn wir das Hässliche hassen, zerstören wir mit diesem Hass die Schönheit. Unsere eigene, so wir sie besitzen, zuerst.

Genuss zu haben, an dem was uns erfreut, und was erfreut uns mehr als das andere Geschlecht, ist in der Tat etwas sehr Schönes.

Aber kann nicht das Kochen ein ebenso großer Genuss sein wie das Essen ?

Und beim Kochen darf man bekanntlich die Hitze nicht scheuen und verbrennen kann man sich auch.

Haben wir nicht bei Hegel gelernt, dass der Knecht (die Magd) ein vollkommener Mensch ist, weil er (sie) nicht auf das Genießen beschränkt ist ?

Eine der merkwürdigsten Rittergeschichten ist die vom Tannhäuser.

Sie zeigt uns, dass ein Übermaß der Lusterfüllung auch in Unlust enden kann.

Das ist das eine.

Das andere ist, dass auch der Zwang zur Schönheit und zum Gelingen ein Zwang ist.

Die Klammer des obigen Bekenntnisses lautet:

„Ich liebe und genieße das Leben....

eigentlich genieße ich das ganze Leben."

In dieser Klammer findet sich u.a. dieser Satz:

„Ich bin ein sinnlicherer, lustvoller Mensch, der versucht seinen Alltag immer nach den schönen Dingen im Leben zu gestaltet oder zumindest das Schöne darin zu sehen."

Das aber kann zum Problem werden.

Und zwar dann, wenn daraus der Zwang erwachsen sollte das Hässliche oder die Hässlichen zu eliminieren.

Dann geraden sich die Liebe zum Leben und die Liebe zur Schönheit in die Haare.

Aber nur wenn das Leben und die Liebe zu ihm den Vorrang erhält, bleibt am Ende auch die Schönheit.

Nachdenken über die Schönheit.

Zwar haben schon Kinder eine Vorstellung davon, was schön und was hässlich ist, sobald wir aber „Schönheit" definieren wollen, geraten wir in arge Schwierigkeiten.

Wissenschaftler haben experimentiert und Gesichter mittels Grafikprogrammen „gemittelt" und dann Betrachtern vorgelegt. Das Resultat: Je mehr die Gesichter aus einer großen Zahl wirklicher Gesichter gemittelt waren, d.h. desto „durchschnittlicher" sie waren, desto schöner wurden diese Gesichter empfunden.

Ich denke, dass der Ursprung jedes Schönheitsempfindens das sexuelle Begehren ist.

Wir entwickeln ein anderes Empfinden für Schönheit, wenn wir Frauen oder Männer begehren.

Im Internet gibt es ein Portal „Petals". Die „Blumen" die dort zu sehen sind, sind wunderschöne Vulvas fotografiert von ???. Dazu gibt es auch ein Buch ?????.

Der Vergleich mit Blumen trifft den Kern der Sache.

Schönheit soll man Begehren.

Deswegen ist Schönheit auch nicht neutral, sondern abhängig davon was man begehrt.

So spielen hetereosexuelle Männer in der Modebranche und speziell bei der Frauenmode eine untergeordnete Rolle.

Schwule Männer und hetereosexuelle Frauen empfinden aber gleichermaßen süße Knaben als besonders begehrenswert.

So haben wir die paradoxe Situation, dass Frauenmode und weibliches Schönheitsideal heute oft so tun, als müssten Frauen zu Knaben werden, damit wir sie begehren können.

Dabei übersehen sie, dass das, was sie begehren, nicht das ist, was wir begehren.

Für Kinder sind dagegen Mutti und Vati die schönsten, stärksten und begehrenswertesten Geschöpfe der Welt. Sie sind gewissermaßen die Urbilder der ursprünglichen Göttinnen und Götter. Ursprünglich deswegen, weil die gewalttätigen Eroberergötter einer späteren Schicht angehören.

Und davon, ob sie noch Schwestern, Freundinnen, Brüder und Freunde hatten, hängt maßgeblich ab, welchen Typ von Frau bzw. Mann wir schön finden.

So hat unser Schönheitsempfinden zwei Quellen: Das sexuelle Begehren und das kindliche Urvertrauen.

Natürlich vergeht auch Schönheit, so wie alles vergeht.

Andererseits gibt es eine Schönheit des Alters, so dass wir sagen können:

Vor dem Tod muss Schönheit nicht vergehen.

Allerdings werden alle Versuche sein Alter zu verleugnen und sich künstlich auf jung zu trimmen, mit garantierter Häßlichkeit bestraft.

Wir erhalten damit ein weiteres Paradoxon: Wer versucht das Altwerden zu verhindern und zu verleugnen, verliert seine Schönheit um so sicherer.

Solange aber das Verlangen noch nicht gestorben ist, lebt auch die Schönheit.

Vom Mitleiden

Die Vermeidung von Schmerz ist ein wichtiges Motiv in der epikuräischen Philosophie. Wir sind auf der Welt um Lust zu empfinden und der Schmerz ist der Feind unserer Lust.

Zwar ist für Masochisten der dosierte Schmerz selbst die Quelle ihrer Lust. Aber davon wollen wir hier nicht reden.

Wovon wir reden wollen, ist das Mitleiden.

Es ist eine angeborene Fähigkeit, die wir auch töten, zum Absterben in uns bringen können.

Zugleich lehrt uns die Intelligenzforschung bei Tieren (Affen, Delfinen, Elefanten, Raben), daß die Fähigkeit mit anderen Geschöpfen zu fühlen und gegebenenfalls zu leiden, die Basis unserer Denkfähigkeit ist.

Durch den/die Andere erfahren wir uns selbst. Ohne unsere Fähigkeit fremde Schmerzen zu fühlen und uns an fremder Freude zu freuen, wüssten wir noch nicht einmal was das ist: Eine Andere, ein Anderer.

Deswegen ist es gefährlich für uns, wenn wir uns gegen fremden Schmerz unempfindlich machen. Allerdings ist ein Übermaß an Schmerz, eigener oder fremder, durchaus geeignet uns das Leben zu verleiden.

D.h. aber, daß für ein lustvolles Leben das Lachen der anderen unverzichtbar ist und daß wir deswegen an einer Welt bauen müssen, die das Leid gemeinsam zu überwinden versucht.

Eine Philosophie für die das Vermeidem von Schmerz im Zentrum steht, weil sie Lust als Abwesenheit von Schmerz versteht, ist immer in der Gefahr das Leiden und vor allem das Mitleiden zu unterdrücken.

Damit amputiert sie aber einen wesentlichen Teil ihres Menschseins.

Der zentrale Einwand gegen eine Philosophie der Lust lautet demnach: Wenn alles der Lust dient, werden meine Mitmenschen zum bloßen Mittel.

Damit tritt aber nüchternes Kalkül an die Stelle des Feuers, das wir im Miteinander entzünden können.

Dieses Feuer des Mit-Leidens, vor allem aber des Mit-Freuens ist die höchste Quelle der Lust.

Von der Achtsamkeit

Ich bin grundsätzlich skeptisch, wenn Europäer (z.B. Hesse) zu Anhängern asiatischer Religionen oder Philosophien, speziell des Buddhismus, werden.

Wir leben in einer bestimmten Kultur und wir haben die Urteile und Vorurteile dieser Kultur schon mit der Muttermilch getrunken und sie ist ein Teil von uns geworden. Sie ist uns, wie man so sagt, in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Lektüre des ein oder anderen interessanten Buches aus einer ganz anderen Kultur macht uns deswegen noch lange nicht zu einem Teil dieser anderen Kultur. Meistens ist sie nur ein bunter Umhang unter dem der alte Adam weiter wohnt.

Philosophie und Religion

Wobei man vom Buddhismus gerne sagt, es sei eher eine Philosophie als eine Religion. Das wirft die Frage auf, in wie fern sich Philosophie und Religion unterscheiden. Sicher nicht dadurch, dass Philosophie wissenschaftlich sein soll, während Religion unwissenschaftlich ist.

Philosophie ist so wenig Wissenschaft wie Religion Wissenschaft ist.

Wissenschaft hat zum Gegenstand die Logik einer Sache. Dabei hat sie mit dem Problem zu kämpfen, dass Logik nicht alles erklärt. Zumal die vom logischen Denken unterstellten Ursache-Wirkung-Beziehungen in Wirklichkeit fast immer Wechselbeziehungen sind.

Wechselbeziehungen entbehren aber der Eindeutigkeit. Auch die Wiederholbarkeit leitet. An die Stelle der Logik, der Gesetzmäßigkeit, tritt das Erzählen einer Geschichte.

Und je mehr sich auch die Physik z.B. über die Kosmologie ihres historischen Charakters bewusst wird, desto größer wird das Gewicht der Erzählung gegenüber der bloßen Formel.

Geschichten können immer vom selben Ereignis ganz verschieden erzählt werden und trotzdem wahr sein. Vor allem aber handeln sie von dem was sich einmal ereignet hat und dann möglicherweise nie wieder.
Das Einmalige, der Augenblick, der alles ändert, ist sogar das Salz in der Suppe.

Wahrheit in der Wissenschaft ist traditionell eng verknüpft mit Eindeutigkeit. Geschichten, Bilder, Musik, was wir fühlen, haben ihre jeweils anderen eigenen Wahrheiten und ihre Schönheit liegt oft in ihrer Mehrdeutigkeit, ihrer prinzipiellen Ambivalenz.

Gegenstand der Philosophie ist einerseits die Frage, wie man Wahrheit erkennt und welche Grenzen eine solche Kenntnis hat. Aus der Frage nach der Wahrheit ergibt sich auch die Frage nach dem richtigen, wahrhaftigen Leben. Beides ist nicht zu trennen.

Dabei lebt die Philosophie von wissenschaftlicher Erkenntnis genauso wie von künstlerischen Einsichten. Sie versucht sich am großen Gesamtbild. Darin liegt der Charme, der Reiz von Philosophie, darin liegt aber auch eine große Gefahr.
Die Gefahr besteht unter anderem darin, dass ein einmal gewonnenes Bild gegen neue Erkenntnis gekehrt wird, dass eine Philosophie glaubt im Besitz absoluter, ewiger Wahrheit zu sein.

So wird aus Philosophie Religion.

Wobei Juden, Christen und Moslems es ja besser wissen müssten, wenn sie das Bilderverbot ihres ersten Gebots ernst nehmen würden:

Es heißt doch, richtig verstanden: Glaube nicht, dass Du jemals wissen kannst wer ich, Gott bin. Anders gesagt: Es ist Sünde zu glauben, man sei im Besitz absoluter Wahrheit.

Nach diesem, meinem Verständnis gibt es eine jüdische, christliche, islamische genauso wie eine hinduistische oder buddhistische Philosophie, aber es gibt all dies auch als Religion.
Dabei macht das Dogma die Religion.
Der Dogmatismus erwächst dabei aus 2 verschiedenen Wurzeln:
Einmal erwächst aus Philosophie auch die Hoffnung, die Hoffnung auf ein gutes, menschenwürdiges Leben. Wenn die Umständen unter die man geworfen ist, ein solches Leben verweigern, verkapselt sich diese Hoffnung wie ein Samen und wird jenseitig. Jenseitig in dem Sinn, dass die Hoffnung sich nun nicht mehr auf mein eigenes Leben bezieht, sondern auf ein anderes Leben. Illusionär auf ein Leben nach dem Tod, mehr realistisch auf ein besseres Leben, derer, die nach mir kommen. Die ursprünglich lebendige Hoffnung geht gewissermassen in einen Erstarrungszustand über in dem das, was mal lebendig war die Jahrhunderte der Not überdauern kann und aus dem es zu neuen Leben erweckt werden kann, wenn die Zeit reif ist.

Andererseits braucht eine bestimmte reale Gesellschaft auch ein Bild von sich selbst. Die Philosophie liefert dazu den Spiegel. Der zeigt aber oft ein hässliches Bild. Das wird dann schön geschminkt.

So entsteht aus beiden Quellen Religion. „Religion ist Opium des Volkes.“ So wurde dieser Befund mal knapp zusammengefasst.

Die Verwandlung von Philosophie in Religion, aus welchen Gründen auch immer, ist der Tod der Philosophie. Aber anders als wir, kann Philosophie aus ihrer religiösen Erstarrung erlöst und zu neuem Leben erweckt werden. Dazu wird nicht mehr

gebraucht als ein Denken ohne Scheuklappen.
Denn Philosophie kennt nur das eigene Denken und das fremde Argument.

Sie kennt deswegen vor allem das Vergnügen, die Freude am Denken, das schöne Gefühl, wenn einem ein Licht aufgeht und man versteht, was verschlossen war.

Die Verehrung von Autoritäten hat dagegen mit Philosophie nichts zu tun.

Wo diese Verehrung einsetzt endet Philosophie und beginnt das religiöse Bekenntnis.

Natürlich gibt es auch eine Philosophietradition, die fest im Diesseits verankert ist und die Jenseitigkeit z.B. christlicher Philosophie ablehnt.
Aber auch diese Philosophie wird zur Religion falls sie sich der Dogmatik ergibt und anfängt „Wahrheiten" zu verkünden, statt immer wieder neu auf der Suche nach Wahrheit und Erkenntnis zu sein.

Im Folgenden wird uns am Buddhismus nicht die Religion mit ihren Verkündigungen und Verheißungen, sondern einzig das, was im Buddhismus philosophisch gedacht wird, interessieren.
Aber auch das wäre noch viel zu viel, denn im Buddhismus wurde im Laufe der Jahrhunderte vieles und viel gegensätzliches gedacht.

Deswegen versuche ich auch nicht den Buddhismus insgesamt zu verstehen, sondern nur ein wichtiges Konzept, das Konzept der Achtsamkeit.

Dabei geht es auch darum, dass Achtsamkeit nicht nur ein Thema für Buddhisten war und ist.

Verschiedene Konzepte der Zeit

Nichts ist uns selbstverständlicher als Raum und Zeit. So selbstverständlich, dass für Kant beide den obersten Rang in seiner Metaphysik hatten.

Sie waren von allen ewigen Wahrheiten die unbezweifelbarsten.

Dass sie ihre ewige Gültigkeit verloren haben, bezeichnet das Ende jeglicher Metaphysik. Allerdings waren auch schon vorher die „ewigen Wahrheiten" nur im europäischen Kulturkreis „ewig" und „wahr" gewesen.

Christentum, Judentum und Islam sind Geschwister, die alle das ursprüngliche Judentum, wie es mit Nehemia entstand (wenn man auf dem Boden der Geschichte bleibt und nicht die Sagengestalten Abraham,Moses, David und Salomon zu historischen Fakten erklärt), das die Makkabäer und diverse Messiase, darunter Jesus hervorbrachte, zu ihrer Mutter haben.

Diese oft geschmähte oder verachtete Mutter verschmolz die Sehnsucht der Sklaven nach Freiheit mit dem Glauben an den einen Gott.

Und beides steht immer noch im Zentrum dieser Religionen.

Erlösung, wenigstens im Jenseits, wurde zur zentralen Botschaft.

Dass die Erlösung dabei auch die Erlösung von Sklaverei ist, das „Go down Moses", macht die wirkliche Originalität der mosaischen Religionen aus.

Damit verbunden ist auch ein Zeitbegriff, der nach vorne offen ist, der Zukunft mit Hoffnung verbindet.

Die Erlösung ist deswegen auch eine Erlösung zu sinnerfülltem ewigen Leben.

Das Leben ist wie ein Karawanenzug, der von irgendwo aufbricht, durch Staub, Dreck und unvorstellbare Hitze führt, bis jene Stadt auf den Bergen auftaucht, die die Erfüllung aller Wünsche verheißt, von denen man auf dem mühsamen Weg nur träumen durfte.
Und ohne jene Träume und die Gewissheit, dass sie sich am Ende erfüllen, wäre man schon längst an den Strapazen verendet.

Natürlich ist dieser Hoffnungszug, dieser Auszug aus der Sklaverei nicht die einzige Tendenz.
Der Glaube an den „allmächtigen Vater" setzt an die Stelle vieler Herren den „HERREN" und transformiert die Ketten an unseren Händen und Füssen zu geistigen Ketten mit denen wir nicht nur an Herrschaft und Unterdrückung gefesselt werden, sondern diese Sklaverei auch noch fröhlich bejubeln und besingen.
Bloch hat diese Ambivalenz im Gottesbegriff der mosaischen Religionen in seinem „Atheismus im Christentum" deutlich heraus gearbeitet.

Trotzdem bleibt der Auszug aus Ägyptenland ein Fixpunkt, der eine neue Zeitstruktur begründet. Ab jetzt ist die Zeit klar unterteilt in Gestern, Heute und Morgen. Und das Morgen ist das Land der Hoffnung.

Demgegenüber steht ein Zeitgefühl, bei dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter sich immer wieder ablösen, der Geburt der Tod folgt und die Geburt, ursprünglich wegen der Ähnlichkeit der Neugeborenen mit den Verstorbenen, als Wiedergeburt mystifiziert wird.

Es ist ein bäuerliches Denken. Und deswegen war und ist dieses Denken ursprünglich auch nicht nur in Indien daheim.

Es ist auch kein vergangenes Denken, sondern immer noch lebendig.

Jedes Neugeborene wird von Tanten, Onkeln, Bekannten und Verwandten darauf hin untersucht, ob in ihm nicht eine möglicherweise längst verstorbene Tante, Großmuttter, Urgroßmusster, Großvater, Urgroßvater oder Onkel wieder kehrt.

Und es ist in der Tat verblüffend wie sehr sich Menschen ähneln können, ähneln bis hin zu typischen Handbewegungen oder anderen mehr oder weniger liebenswerten Eigenheiten, die eigentlich üblicherweise das ausmachen, was man „Persönlichkeit" nennt. Manchmal kann man auch erschrecken

Das es so ist, war und ist ein Trost. Angesichts der Endlichkeit unseres eigenen Lebens tröstet es, wenn man weiß, dass man eingebettet ist in einen Kreislauf von Werden und Vergehen, in dem das Leben jedes Jahr stirbt um danach von neuem und in unvorstellbarer Fülle zu erwachen.

Erklärungsbedürftig ist eigentlich eher, wie es dazu kommen konnte, dass dieses Werden und Vergehen verleugnet wurde und an die Stelle der Fülle des Lebens die Dürftigkeit angeblich ewiger Wahrheiten trat.

Da Geburt und Tod auch vom hartgesottensten Metaphysiker nicht geleugnet werden können, wird daraus die Wiederkehr des Immergleichen.

Geldsetzer bringt es zum Beispiel fertig „Evolution" so zu definieren:

„Daß dieser Zusammenhang Evolution genannt wird, dürfte selber schon eine abendländische Deutung sein, denn es gibt dafür keine Sanskritbezeichnung. Und

dabei ist der Terminus Evolution selber für vielerlei Interpretationen offen. Seit Leibniz, der ihn wahrscheinlich unter dem Vorbild des neuplatonischen Emanationsgedankens stilisierte, blieb er eher ein Verlegenheitsetikett, mit dem ein recht widersprüchliches Verhältnis von objektiv identischer Substanzialität und (zeitlich) erscheinender Nicht-Identität belegt wurde. Im Emanationsgedanken (Herausfließen aus einer Quelle) blieb das Wasser der Quelle in allen seinen kaskadenhaften Verzweigungen dasselbe göttliche Sein, und doch sollte es als »geschaffenes« und »Herausgeflossenes« von der Quelle auch verschieden sein. Die Richtung des Fließens aber führt zum Dünneren, Unwesentlicheren, bis es sich im Nichtigen verliert. Im modernen Evolutionsgedanken wird die Richtung – nominalistisch-empiristisch – umgekehrt. Nun ist das Feine, Dünne, ja Unsichtbar-Verborgene der Ausgang, und dieses bleibt das Identische, die Grundlage für Vergröberungen, Sichtbarwerdungen, Unterschiedlichkeiten, Differenzierungen, die gleichwohl in einem Identischen integriert bleiben. Die Buchrolle, die alles schon enthält, aber erst beim Aufwickeln (evolvere) ihren Inhalt sicht- und lesbar macht, blieb hier immer das Denkmodell."
[Lutz Geldsetzer: Die klassische indische Philosophie: 17. Die Samkhya-Philosophie. DB Sonderband: Klassiker der indischen Philosophie, S. 285-286]

Was immer die Etymologie des Wortes „Evolution" ist, spätestens seit Darwins „Entstehung der Arten" geht es eben nicht mehr um die Entfaltung von bereits Bekanntem, sondern darum, dass Neues, bisher nicht da gewesenes entsteht. Geldsetzer verwechselt die Entstehung eines neuen Phänotyps aus einem bekannten und existierenden Genotyp mit der Evolution. Damit leugnet er aber die Evolution, denn ihr Thema ist ja gerade die Entstehung neuer Genotypen.

„Die Buchrolle, die alles schon enthält, aber erst beim Aufwickeln (evolvere) ihren Inhalt sicht- und lesbar macht" mag ja Geldsetzers Denkmodell sein und es mag auch das Denkmodell der klassischen indischen Philosophie sein, aber es ist nicht das Denkmodell der Evolution. Die Behauptung des Parmenides, dass etwas ist oder nicht ist, ist zwar logisch, aber deswegen noch lange nicht wahr.
Werden und Vergehen, dass Neues geboren wird und Altes stirbt, sind reale Vorgänge und wenn die Logik damit Probleme hat, dann zeigen sich daran nur die Grenzen der Logik und des logischen Denkens.

Warum diese an sich triviale Erkenntnis so hartnäckig geleugnet wird, warum „Weisheit" oft aus nichts anderem bestehen soll, als aus einer höchst artifiziellen Argumentation mit der geleugnet wird, was gar nicht zu leugnen ist, das ist es, was wirklich ein Rätsel ist.

Wir werden dieses Rätsel hier nicht lösen, aber ein paar Ideen woran es liegen könnte, möchte ich hier schon diskutieren.

Die Entstehung von Gesellschaften mit scharfer Ausbeutung und Unterdrückung, schafft auch, gerade bei denen, die herrschen, den Wunsch nach Dauer, nach Ewigkeit. Dieser Wunsch ist um so stärker, je mehr ein solche Gesellschaft auf nichts als brutaler Gewalt des einen Teils über den anderen beruht.
Wenn Krieger und Priester gemeinsam über eine unterworfene Bevölkerung herrschen, wenn der Nachschub an Sklaven ständig durch neue Kriege sichergestellt werden muss und wenn jede feindliche Belagerung damit enden kann, dass man selbst, samt Frauen und Kindern in der Sklaverei landet, dann ist in Wirklichkeit nichts sicher.

Die „Sicherheit“ kann nur eine imaginäre sein.
Soweit das Bild aus der Perspektive der Herrschenden.

Für die Beherrschten ist der Kern jedweder Erlösungsperspektive die Erlösung von den Ketten.

Und so wird das, was mal Trost war, Fluch:

Selbst der Tod erlöst den Sklaven nicht von den Ketten, denn er wird ja wiedergeboren.

Wenn man aber nicht nur als Mensch wiedergeboren werden kann, sondern z.B. als Ratte oder Schmeißfliege, dann wird aus dem was mal Trost war, schließlich ein Verhängnis.

Diesem Verhängnis zu entgehen, konstituiert ein anderes Verständnis von Erlösung.

Nun müssen wir vom Werden und Vergehen selbst erlöst werden.

Beginnend mit Parmenides „löst“ die abendländische eleatische Philosophie das Problem des Werdens und Vergehens in dem sie es verleugnet.
Die Pseudo-Lösung heißt Metaphysik. Damit wird ein Bereich konstituiert bzw.konstruiert, der dem Werden und Vergehen entzogen sein soll. Dieser Bereich soll gewissermassen den Kern, das Wesen jeder Sache verkörpern, das Ewige, das Unzerstörbare.

Parallel spalten sich die Menschen in Körper und Geist und die Seele wird unsterblich.

Ein Dualismus, der sich wohl erstmals so deutlich in Persien ausgeprägt hat.

Die Idee der Wiedergeburt wird ins Jenseits verschoben und dort zu einem einmaligen Ereignis: Ich werde wiedergeboren im Angesicht des HERRN und existiere nun an als reines Geistwesen ewig.

Dass dieses Versprechen der fleischlosen Weiterexistenz in Ewigkeit auch kritisch gesehen werden kann, zeigt uns Mark Twain:

„Sie war aber nun einmal am Himmel, dem »Ort der Glückseligen«, wie sie's nannte, angelangt und teilte mir alles mit, was sie drüber wußte. Sie sagte, alles was man dort zu thun habe, sei, den ganzen Tag lang mit einer Harfe herumzumarschieren und dazu zu singen immer und ewig. Das leuchtete mir nun gar nicht ein, ich schwieg aber und fragte nur, ob sie meine, mein Freund Tom Sawyer werde auch dort sein, was sie entschieden verneinte. Wie mich das freute! Tom muß zu mir kommen, der soll nicht wohin gehen, wo

[Twain: Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 76584 (vgl. Twain-Huckleberry, S. 9)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

In Indien bleiben Himmel und Hölle auf Erden.
Als was ich wiedergeboren werde, kann Belohnung und Strafe sein.

Alles hängt davon ab, wie ich lebe.

Diesem Verhängnis will Buddha entgehen.

Erlösung ist für Buddha Erlösung vom Werden und Vergehen.

„›Genügen ist des Leidens Wurzel‹, das hat er entdeckt, ›Werden gebiert, Gewordenes altert und stirbt.‹ Darum also, ihr Mönche, sage ich, daß der Vollendete, allem Lebensdurst erstorben, entwöhnt, entrodet, entgangen, entwunden, in der unvergleichlichen vollkommenen Erwachung auferwacht ist.«"
[Indische Philosophie: Die Reden Gotamo Buddhos. DB Sonderband: Klassiker der indischen Philosophie, S. 17072
(vgl. Buddhos Bd. 1, S. 10)]

Im Gegensatz zu Parmenides, der das Werden und Vergehen leugnet und damit zum Begründer der Metaphysik wird, jener fragwürdigen Behauptung es gäbe ewige, unveränderliche Wahrheiten und die Philosophie handele davon, im Gegensatz zu dieser Art von Realitätsverleugnung, fordert er eine andere Art sich dem Werden und Vergehen zu entziehen: Durch Askese, durch den Versuch jedes Bedürfnis nach was auch immer ab zu töten:

„Hat nun, ihr Mönche, ein Mönch, das Wähnen, das wissend überwunden werden muß, wissend überwunden, das Wähnen, das wehrend überwunden werden muß, wehrend überwunden, das Wähnen, das pflegend überwunden werden muß, pflegend überwunden, das Wähnen, das duldend überwunden werden muß, duldend überwunden, das Wähnen, das fliehend überwunden werden muß, fliehend überwunden, das Wähnen, das kämpfend überwunden werden muß, kämpfend überwunden, das Wähnen, das wirkend überwunden werden muß, wirkend überwunden: so nennt man ihn, Mönche, einen Mönch, der gegen alles Wähnen gefeit ist. Abgeschnitten hat er den Lebensdurst, weggeworfen die Fessel, durch vollständige Dünkeleroberung ein Ende gemacht dem Leiden.«"
[Indische Philosophie: Die Reden Gotamo Buddhos. DB Sonderband: Klassiker der indischen Philosophie, S. 17084
(vgl. Buddhos Bd. 1, S. 15-16)]

Wir sind gefangen in einem ewigen Kreislauf von Geburt und Tod.

Angeblich können und müssen wir dem entkommen.

Nicht die Erlösung zum, stattdessen die Erlösung vom Leben, vom ewigen Werden und Vergehen ist das Ziel. Ewiges Leben, wiedergeboren werden, ist ein Fluch, weil ich immer wieder von neuem im Dreck geboren werde.

Die Erde ist die wahre Hölle.

Sie wird zur Hölle durch unseren Durst, durch unser Begehren. Sobald es uns gelingt aller Begierden zu entsagen, können wir wirkliches Glück erreichen.

Auch wenn dies seltsam klingen mag, aber ich sehe eine gewisse Verwandtschaft zu Epikur. Hier wie dort soll uns die Reduktion unserer Gier davor bewahren, dass uns der Lebensgenuss verleidet wird.

Nochmal über die Zeit

Heisenberg stellt sich in seiner Autobiografie „Das Sein und das Ganze" die Frage, wieso etwa Biologie und Geschichte von der Zeit als etwas gerichtetem ausgehen, während in der Physik die Zeit angeblich vorwärts und rückwärts laufen soll.

Er hält dies für ein großes zu lösendes Rätsel.

Er vergisst oder übersieht, dass er dieses Rätsel bereits gelöst hat:

Er und Bohr haben die unausrottbare Existenz des Zufalls entdeckt oder genauer gesagt wiederentdeckt, denn Epikur wusste das schon.

Wenn aber der Zufall wesentlicher Bestandteil jeder Entwicklung ist, dann ist eine solche Entwicklung unumkehrbar. Es müssten ja sonst alle Zufälle in der genau umgekehrten Weise wieder auftreten. Dann aber wären es keine Zufälle.

Nur in einer strikt determinierten Welt können Zeit und Entwicklung nach Belieben vor- und rückwärts laufen.

In einer solchen Welt kann man auch schon bei Geburt des Ödipus wissen, dass er seinen Vater ermorden und seine Mutter heiraten wird. Und alle Versuche der Menschen ihrem Verhängnis zu entgehen, führen nur um so sicherer in den Untergang.

Zu unserem Glück leben wir nicht in einer solchen Welt.

Wir haben immer wieder die Freiheit der Wahl.

Sowohl bei den Griechen als auch bei den Indern ist das Bewusstsein dieser Freiheit untergegangen und statt dessen dem Verhängnis einer Vorbestimmung gewichen.

Dass man wiedergeboren wird, macht alles nur noch schlimmer:

Ödipus kann sich dann seinem Schicksal, seinem Verhängnis, noch nicht einmal durch Selbstmord entziehen.

Er wird wieder zur Welt kommen und dort für seine Taten aus einem vergangenen Leben büßen.

Er wird bestraft, obwohl er doch nur ein Zahnrad im ewig schlagenden Uhrwerk des Schicksals ist und nichts was er tat das Resultat seiner eigenen Tat, seines eigenen Willens war.

Zeit braucht Uhren.

Aber zu unserem großen Glück gehen auch die perfektesten realen Uhren niemals für immer genau und die angeblich „gute" Unendlichkeit, die jeder Kreis, jeder Zyklus, beschreibt existiert nur in unserer Fantasie, weil in der realen Welt der Kreis niemals vollständig geschlossen wird, weil die Wiederholung des immer Gleichen so wenig möglich ist wie die Vorhersage der Zukunft.

Was die Zukunft bringt, steht heute noch nicht fest und deswegen kann ich es auch nicht wissen. Auch wenn mich nicht alles überraschen wird, was neu auf die Welt kommt. Schließlich habe ich es so ähnlich schon mal gesehen.

Aber ähnlich ist nicht gleich.

Die große Leere

.....

Von den wirklichen Problemen wirklicher Menschen

„Die Althegelianer hatten Alles *begriffen*, sobald es auf eine Hegelsche logische Kategorie zurückgeführt war. Die Junghegelianer *kritisierten* Alles, indem sie ihm religiöse Vorstellungen unterschoben oder es für theologisch erklärten. Die Junghegelianer stimmen mit den Althegelianern überein in dem Glauben an die Herrschaft der Religion, der Begriffe, des Allgemeinen in der bestehenden Welt. Nur bekämpfen die Einen die Herrschaft als Usurpation, welche die Andern als legitim feiern.

Da bei diesen Junghegelianern die Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, überhaupt die Produkte des von ihnen verselbständigten Bewußtseins für die eigentlichen Fesseln der Menschen gelten, gerade wie sie bei den Althegelianern für die wahren Bande der menschlichen Gesellschaft erklärt werden, so versteht es sich, daß die Junghegelianer auch nur gegen diese Illusionen des Bewußtseins zu kämpfen haben. Da nach ihrer Phantasie die Verhältnisse der Menschen, ihr ganzes Tun und Treiben, ihre Fesseln und Schranken Produkte ihres Bewußtseins sind, so stellen die Junghegelianer konsequenterweise das moralische Postulat an sie, ihr gegenwärtiges Bewußtsein mit dem menschlichen, kritischen oder egoistischen Bewußtsein zu vertauschen und dadurch ihre Schranken zu beseitigen. Diese Forderung, das Bewußtsein zu verändern, läuft auf die Forderung hinaus, das Bestehende anders zu interpretieren, d.h. es vermittelst einer andren Interpretation anzuerkennen. Die junghegelschen Ideologen sind trotz ihrer angeblich »welterschütternden« Phrasen die größten Konservativen. Die jüngsten von ihnen haben den richtigen Ausdruck für ihre Tätigkeit gefunden, wenn sie behaupten, nur gegen »*Phrasen*« zu kämpfen. Sie vergessen nur, daß sie diesen Phrasen selbst nichts als Phrasen entgegensetzen, und daß sie die wirkliche bestehende Welt keineswegs bekämpfen, wenn sie nur die Phrasen dieser Welt bekämpfen."

[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49002- 49003 (vgl. MEW Bd. 3, S. 19-20) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

„Diese Forderung, das Bewußtsein zu verändern, läuft auf die Forderung hinaus, das Bestehende anders zu interpretieren, d.h. es vermittelst einer andren Interpretation anzuerkennen." heißt es. Und man erkennt unschwer, dass dies der gleiche Gedanke ist, der in den „Thesen zu Feuerbach" folgendermassen ausgedrückt wird:
„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt drauf an, sie zu *verändern*."
[Marx: Thesen über Feuerbach. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 48555 (vgl. MEW Bd. 3, S. 7) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Daran erkennt man aber auch, dass Adorno Unsinn schreibt, wenn er seine „Negative Dialektik" so beginnt:

„Philosophie, die einmal überholt schien, erhält sich am Leben, weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt ward. Das summarische Urteil, sie habe die Welt bloß interpretiert, sei durch Resignation vor der Realität verkrüppelt auch in sich, wird zum Defaitismus der Vernunft, nachdem die Veränderung der Welt mißlang. Sie gewährt keinen Ort, von dem aus Theorie als solche des Anachronistischen, dessen sie nach wie vor verdächtig ist, konkret zu überführen wäre. Vielleicht langte die Interpretation

nicht zu, die den praktischen Übergang verhieß. Der Augenblick, an dem die Kritik der Theorie hing, läßt nicht theoretisch sich prolongieren. Praxis, auf unabsehbare Zeit vertagt, ist nicht mehr die Einspruchsinstanz gegen selbstzufriedene Spekulation, sondern meist der Vorwand, unter dem Exekutiven den kritischen Gedanken als eitel abzuwürgen, dessen verändernde Praxis bedürfte. Nachdem Philosophie das Versprechen, sie sei eins mit der Wirklichkeit oder stünde unmittelbar vor deren Herstellung, brach, ist sie genötigt, sich selber rücksichtslos zu kritisieren."

[Band 6: Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit: Einleitung. Theoder W. Adorno: Gesammelte Schriften, S. 2830 (vgl. GS 6, S. 15)
http://www.digitale-bibliothek.de/band97.htm]

Was Adorno nicht versteht: Es ging bei der Feuerbach-Kritik von Marx und Engels nie um die Verabschiedung von Theorie zugunsten von Praxis.
Es ging darum, sich von ideologischen Nebelbildungen ohne Bezug zum wirklichen Leben wirklicher Menschen zu verabschieden.
Diese Art von Philosophie ist und bleibt überholt.
Im übrigen ist es reichlich vermessen angesichts der riesigen Veränderungen, die die letzten 200 Jahre der Welt gebracht haben, Veränderungen, die ja erkennbar noch lange nicht an ihr Ende gekommen sind, zu postulieren:

„Das summarische Urteil, sie habe die Welt bloß interpretiert, sei durch Resignation vor der Realität verkrüppelt auch in sich, wird zum Defaitismus der Vernunft, nachdem die Veränderung der Welt mißlang."

In den letzten 200 Jahren hat sich die Welt von Generation zu Generation so grundlegend verändert, dass die Behauptung „die Veränderung der Welt mißlang" schon näher begründet werden müsste.

Und auch wenn nicht alles zum Besseren geworden ist, ist das Geschwätz von der „guten alten Zeit" doch reichlich abgeschmackt und ahnungslos, wenn man die Lebensrealität z.B. des Durchschnittsdeutschen von heute mit der z.B. des beginnenden 18 Jahrhunderts vergleicht.

Dass die Welt, wie sie ist, noch weit davon entfernt ist, so zu sein, wie wir es wünschen, ist kein „Mißlingen" von Veränderung, sondern nur ein Nachweis dafür, dass die grundlegende Veränderung der Welt, die Etablierung der Freundlichkeit, des Mitleidens aber auch Mitfreuens als Prinzip, kein Ein-Generationen-Projekt war und ist.

Jede Generation, die neu antritt, hat das Recht zu glauben, dass sie das Werk der Befreiung vollenden wird.

Keine Generation, die abtritt, und dieses Werk noch nicht vollendet hat, hat das Recht zu resignieren, weil die Befreiung nicht zur Gänze gelang.

Jede Generation hat die Pflicht so viele Schritte zu gehen wie ihr möglich sind.

Die Absage, die Marx den Philosophen erteilt, bezieht sich darauf, dass diese Philosophen mit Ideen gegen Ideen kämpfen statt die Realität in den Blick zu nehmen und zu einem vertieften Verständnis dieser Realität bei zu tragen.

Die Absage ist auch eine Absage an das Denken, das die Wahrheit im Allgemeinen sucht.

Während aber Adorno bis an sein Lebensende gebraucht hat um zu verstehen, dass es nur die Wahrheit des Besonderen, Einzelnen gibt, dass Abstraktionen bloße Hilfsmittel des Denkens sind, denen keine eigene Wahrheit zu kommt, ist genau dies der Startpunkt für die Beiden.

„Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann. Es sind die wirklichen Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen, sowohl die vorgefundenen wie die durch ihre eigne Aktion erzeugten. Diese Voraussetzungen sind also auf rein empirischem Wege konstatierbar.

Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur. Wir können hier natürlich weder auf die physische Beschaffenheit der Menschen selbst noch auf die von den Menschen vorgefundenen Naturbedingungen, die geologischen, orohydrographischen, klimatischen und andern Verhältnisse, eingehen. Alle Geschichtschreibung muß von diesen natürlichen Grundlagen und ihrer Modifikation im Lauf der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen.

Man kann die Menschen durch das Bewußtsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel *zu produzieren*, ein Schritt, der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist. Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie indirekt ihr materielles Leben selbst.
Die Weise, in der die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, hängt zunächst von der Beschaffenheit der vorgefundenen und zu reproduzierenden Lebensmittel selbst ab. Diese Weise der Produktion ist nicht bloß nach der Seite hin zu betrachten, daß sie die Reproduktion der physischen Existenz der Individuen ist. Sie ist vielmehr schon eine bestimmte Art der Tätigkeit dieser Individuen, eine bestimmte Art, ihr Leben zu äußern, eine bestimmte *Lebensweise* derselben. Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, *was* sie produzieren, als auch damit, *wie* sie produzieren. Was die Individuen also sind, das hängt ab von den materiellen Bedingungen ihrer Produktion.

Diese Produktion tritt erst ein mit der *Vermehrung der Bevölkerung*. Sie setzt selbst wieder einen *Verkehr* der Individuen untereinander voraus. Die Form dieses Verkehrs ist wieder durch die Produktion bedingt."

[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49004 – 49006 (vgl. MEW Bd. 3, S. 20-21) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Es ist ein hoher Anspruch, den sie stellen und dem sie sich stellen: Es soll um die wirklichen Probleme wirklicher Menschen gehen und nicht um irgendwelche „Gespenster", irgendwelche Ideen, denen diese Menschen unterworfen sind oder sich unterwerfen sollen.

Die wirklichen Probleme wirklicher Menschen beginnen aber mit dem Essen und Trinken und damit wie man sich dieses beschaffen kann. Sie beginnen damit, aber sie enden damit nicht. Wir wollen nicht allein sein, wir wollen geliebt werden, mit allen Facetten, die Liebe haben kann und wir sorgen auch für andere, Kinder und Ältere

zumal.

Wie wir uns die Mittel zum täglichen Leben beschaffen ist dabei das zentrale Problem jedes wirklichen Menschen. Und die verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Kooperation, aber auch der Über- und Unterordnung, von Herrschaft und Knechtschaft sind prägend für uns und für unsere ganze Existenz.

Vor diesen Realitäten blamiert sich jede hehre Idee.

Reden über den Kommunismus

Wer über die „Deutsche Ideologei" redet, kann vom Kommunismus nicht schweigen. Es ist die theoretische Begründung eines sehr praktischen Bekenntnisses.
Wer heute über Kommunismus redet, kann und darf aber über Lenin, Stalin und Mao-tse-tung auch nicht schweigen.

Diese Terrorregimes und die Erinnerung an sie, verdecken ganz, dass es eine Zeit gab, in der eine ganze Intellektuellengeneration in Deutschland vom Kommunismus träumte. Und ich rede jetzt nicht vom berühmten Jahr 1968, sondern von den vierziger Jahren des 19.Jahrhunderts als der Traum vom Völkerfrühling noch keinen Maifrösten zum Opfer gefallen war.

Was man sich damals unter Kommunismus vorstellte, versteht wir am deutlichsten, wenn wir uns jene berühmten Zeilen von Heine ins Gedächtnis rufen, in denen es heißt:

> Ein neues Lied, ein besseres Lied,
> O Freunde, will ich euch dichten!
> Wir wollen hier auf Erden schon
> Das Himmelreich errichten.
>
> Wir wollen auf Erden glücklich sein,
> Und wollen nicht mehr darben;
> Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
> Was fleißige Hände erwarben.
>
> Es wächst hienieden Brot genug
> Für alle Menschenkinder,
> Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
> Und Zuckererbsen nicht minder.
>
> Ja, Zuckererbsen für jedermann,
> Sobald die Schoten platzen!
> Den Himmel überlassen wir
> Den Engeln und den Spatzen.
>
> Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
> So wollen wir euch besuchen
> Dort oben, und wir, wir essen mit euch
> Die seligsten Torten und Kuchen.
>
> Ein neues Lied, ein besseres Lied!
> Es klingt wie Flöten und Geigen!

Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniusse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei
Die Ehe ist gültig nicht minder
Es leben der Bräutigam und die Braut
Und ihre zahlreichen Kinder

…....
[Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, S. 76011-76012 (vgl. Heine-WuB Bd. 1, S. 436-437) http://www.digitale-bibliothek.de/band1.htm]

Wie das dann halt so ist mit Kindern. Nicht alle geraten so, dass die Eltern auf sie stolz sein können.
So auch hier.
Und nicht immer ist das neue Lied auch ein besseres Lied.
Ganz besonders neue, hehre Ideen müssen immer erst beweisen, dass sie tatsächlich besser sind.

Der Mythos Proletariat

Auch die Idee eines Proletariats, das sich für die Befreiung der Menschheit opfert, ist eine solche hehre Idee.

Es ist ein zentraler Widerspruch im Denken von Marx und Engels, dass ihre konsequente Absage an alle hehren Ziele und Ideale, ihre konsequente Hinwendung zu den wirklichen Menschen und ihren wirklichen Interessen ausgerechnet die abgeschmackteste Hegelsche Idee, nämlich die vom irdischen Jammertal, von der Geschichte als Golgatha und der Erlösung durch die Geistwerdung, d.h. durch das Aufgehen im Weltgeist, dass ausgerechnet diese Idee in Beider Denken überlebt hat. Leicht säkularisiert zwar, mit dem Proletariat als Erlöser und dem Aufstieg eben diesen Proletariats aus den Niederungen einer unmenschlichen Existenz zu den Höhen des wahren Menschseins.

„Wo also die *positive* Möglichkeit der deutschen Emanzipation?

Antwort: in der Bildung einer Klasse mit *radikalen Ketten*, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein *besondres Recht in* Anspruch nimmt, weil kein *besondres Unrecht*, sondern das *Unrecht schlechthin* an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen *historischen*, sondern nur noch auf den *menschlichen* Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen

Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren, welche mit einem Wort der *völlige Verlust* des Menschen ist, also nur durch die *völlige Wiedergewinnung des Menschen* sich selbst gewinnen kann. Diese Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das *Proletariat*.

Das Proletariat beginnt erst durch die hereinbrechende *industrielle* Bewegung für Deutschland zu werden, denn nicht die *naturwüchsig entstandne*, sondern *die künstlich produzierte* Armut, nicht die mechanisch durch die Schwere der Gesellschaft niedergedrückte, sondern die aus ihrer *akuten Auflösung*, vorzugsweise aus der Auflösung des Mittelstandes, hervorgehende Menschenmasse bildet das Proletariat, obgleich allmählich, wie sich von selbst versteht, auch die naturwüchsige Armut und die christlich-germanische Leibeigenschaft in seine Reihen treten.

Wenn das Proletariat die *Auflösung der bisherigen Weltordnung* verkündet, so spricht es nur das *Geheimnis seines eignen Daseins aus*, denn es *ist* die *faktische* Auflösung dieser Weltordnung. Wenn das Proletariat die *Negation des Privateigentums* verlangt, so erhebt es nur zum *Prinzip der Gesellschaft*, was die Gesellschaft zu *seinem* Prinzip erhoben hat, was in *ihm* als negatives Resultat der Gesellschaft schon ohne sein Zutun verkörpert ist. Der Proletarier befindet sich dann in bezug auf die werdende Welt in demselben Recht, in welchem der *deutsche König* in bezug auf die gewordene Welt sich befindet, wenn er das Volk *sein* Volk wie das Pferd sein Pferd nennt. Der König, indem er das Volk für sein Privateigentum erklärt, spricht es nur aus, daß der Privateigentümer König ist.

Wie die Philosophie im Proletariat ihre *materiellen*, so findet das Proletariat in der Philosophie seine *geistigen* Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist, wird sich die Emanzipation der *Deutschen* zu *Menschen* vollziehn."
[Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S.48300-48302

(vgl. MEW Bd. 1, S.390-391)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Das ist großartig und faszinierend, Wort für Wort. Ein Glanzstück politischer Prosa. Aber es ist zugleich anmaßend. Warum sollte der angeblich „naive" Volksboden auf den Blitz, und sei es den Blitz des Gedankens, warten um Früchte zu tragen ?

Die Idee, das auch die Erzieher selbst erzogen werden müssen, fehlt hier noch.

Sie kam wenige Jahre später. Aber da waren diese großartigen und wirkmächtigen Sätze schon in der Welt und taten ihre Wirkung.

Das Proletariat als Idee, als Erlöser, hat Generationen von Intellektuellen den Blick auf das wirkliche Proletariat, so wie es leibt, lebt und liebt konsequent verstellt. An seine Stelle ist ein Mythos getreten.

Dabei ist es ja nicht so, dass wir bzw. unsere Vorfahren in den letzten 200 Jahren nicht Teil eines weltweiten revolutionären Prozesses gewesen wären, bei dem bis heute kein Stein auf dem anderen blieb und von dem wir wissen, dass er bei Strafe

unseres sonstigen Untergangs noch weiter gehen muss, bis wir mit uns selbst, aber auch mit unserer Mutter Erde versöhnt sind.

In diesem Prozess gibt es allerdings keinen Heiland. Auch keinen Heiland namens „Proletariat". Wie viel Heil oder Unheil auf unsere Häupter kommt, ist Folge gemeinsamer Tat oder Untat.

Die Idee des Proletariats und seiner „Mission" wurde in diesem Prozess die zentrale Einfallspforte für idealistisches Gewäsch, für eine Ideologie, die dem konkreten Proletarier seinen konkreten Anspruch auf ein möglicherweise nur kleines Glück im Namen der „großen Sache" abspricht.

Sie wurde zur Einfallspforte für alle Arten reaktionärer Ideologien.

Wir sollten uns endlich fragen, welchen Interessen diese Ideologien tatsächlich gedient haben. Es fällt jedenfalls auf, dass die jeweiligen Ideologen, ob sie nun Kautsky, Lenin, Mao oder sonst wie hießen, immer der Meinung waren, dass das arme Proletariat ohne ihre gnädige Vermittlung der rechten Idee sein Heil verfehlen würde. D.h. es ging immer um das Gegenteil von „können wir nur selber tun !".

Zunächst soll uns aber interessieren, wie es zu dieser Überhöhung kommen konnte.

Auch wer sagt, dass die wirklichen Menschen und ihr wirkliches Leben im Zentrum stehen sollen, verkündet erst mal eine Idee.

Es ist gerade das Besondere an unserem Kopf, dass er es uns ermöglicht die Welt zu doppeln, zu verdreifachen oder noch beliebig mehr zu vervielfachen. Dieses mächtige Werkzeug namens Gehirn bietet uns gerade wegen seiner Mächtigkeit immer die Möglichkeit der Realität zu entfliehen.

Die absolute richtige Forderung die Realität nicht mit unseren Träumen und Ideen zu verwechseln, wäre überflüssig, wenn diese Verwechslungsgefahr nicht ein ständiger Begleiter unseres Denkens wäre.

Dieser Gefahr können wir nur vollständig entgehen, wenn wir das Denken einstellen.

Deswegen ist die Forderung das immer das wirkliche Leben mit seinen wirklichen Menschen und ihren wirklichen Problemen in den Blick zu nehmen, auch eine ständige Herausforderung, eine täglich neu zu lösende Aufgabe und keine selbst zufriedene Gewissheit.

Zu der Zeit als Marx und Engels ihre „Deutsche Ideologie" schrieben, hatte nur einer von beiden, nämlich Engels in Manchester und Wuppertal, überhaupt praktische, empirische Erfahrungen mit der Arbeiterschaft sammeln können.

Für Marx existierte das Proletariat einzig als Idee.

Ja, für die ganze damalige kommunistische Bewegung in Deutschland existierte das Proletariat nur als Idee:

„Hier in Elberfeld geschehen Wunderdinge. Wir haben gestern im größten Saale und ersten Gasthof der Stadt unsere dritte kommunistische Versammlung abgehalten. Die erste 40, die zweite 130, die dritte wenigstens 200 Menschen stark. Ganz Elberfeld und Barmen, von der Geldaristokratie bis zur epicerie (Krämerschaft W.A.), **nur das Proletariat ausgeschlossen**, war vertreten. Heß hielt einen Vortrag. Gedichte von Müller, Püttmann und Stücke aus Shelley wurden gelesen, ebenso die Artikel über die bestehenden Kommunistenkolonien im Bürgerbuch (Eine Zeitschrift des „wahren Sozialismus" W.A.). Das Ding zieht ungeheuer. Man spricht von nichts als vom

Kommunismus, und jeden Tag fallen uns neue Anhänger zu. Der Wuppertaler Kommunismus ist une verite, ja schon beinah schon eine Macht. Was das für ein günstiger Boden hier ist, davon hast Du keine Vorstellung. Das dümmste, indolenteste, philisterhafteste Volk, das sich für nichts in der Welt interessiert hat, fängt an, beinah zu schwärmen für den Kommunismus."

(Friedrich Engels an Karl Marx in Brüssel, 22.2.1845. Karl Marx/Friedrich Engels, Briefwechsel 1. Band 1844-1853, Berlin 1949, Seite 19)

Die Existenz einer Bewegung zur Befreiung des Proletariats ohne Teilnahme des real existierenden Proletariats ist das eine Problem.

Das andere Problem liegt darin, dass Marx und Engels zwar Hegel und die Zerfallsprodukte seiner Philosophie konsequent kritisieren, dass sie aber in einem ganz entscheidenden Punkt Hegelianer bleiben:

Hegel hat die Dialektik zurück geholt in die Philosophie und sie über das bloße logische Denken triumphieren lassen.

Das ist seine große Leistung.

Sein entscheidender Irrtum war aber, an die Stelle der Logik eine dialektische Logik setzen zu wollen.

Die berühmte Triade aus These – Antithese – Synthese soll diese „dialektische Logik" beschreiben.

Logisch denken heißt aber folgern, Kausalketten bilden.

Dialektisch denken heißt dagegen die Brüche zu erkennen. Dort wo Gegensätze die je eigenen eigensinnigen Logiken außer Kraft setzen.

Wenn unsere bürgerliche Gesellschaft vom Gegensatz zwischen denen, die arbeiten müssen um zu leben und jenen, die dank der Arbeit anderer reich werden, geprägt ist und wenn sie geprägt ist vom Gegensatz zwischen privater Aneignung und dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion, dann folgt aus der bloßen Existenz dieser Gegensätze nur, dass hier die gesellschaftlichen Bruchlinien verlaufen.

Wie und auf welchem Weg die Gesellschaft, d.h. die Gemeinschaft der Menschen dieser Gesellschaft, diese Probleme lösen wird, darüber können keine Aussagen gemacht werden. Noch nicht mal ob die Menschen diese Probleme lösen werden, lösen können oder ob sie sich wechselseitig blockieren, ist von vornherein klar.

Generell gilt: Die Existenz eines Widerspruchs in der Realität zeigt auf zu lösende Probleme. Aber Lösungen können auf Grund abstrakter Widerspruchsbetrachtungen niemals gefunden werden.

Manches, was Marx und Engels über das Proletariat oder die Bourgeoisie schreiben ist sehr klug und empirisch begründet, aber manches ist auch einzig dem Hegelschen Triadedenken geschuldet.

Gerade das Proletariat als Antithese zur kapitalistischen Gesellschaft hat dabei als Idee vor allem jene Intellektuellen begeistert, die aus Ländern kamen, in denen die Realität gewerkschaftlicher Kämpfe weitgehend unbekannt war, weil die realen Gesellschaften in denen sie lebten, weder ein entwickeltes Bürgertum noch als seinen Gegensatz ein selbstbewusstes Proletariat kannten.

Eng verknüpft mit dieser Ahnungslosigkeit war auch ein gewisser Abscheu gegen das

Klein-Klein, das nun mal die realen Fortschritte sowohl in Tarifauseinandersetzungen als auch in der täglichen betrieblichen Interessenvertretung prägt.

Die Vertiefung in diese Kämpfe wird gern als „Ökonomismus" abgetan. Dabei resultieren gerade aus diesen „kleinen" alltäglichen Auseinandersetzungen die großen Veränderungen.

Aber es ist oft nicht nur Ahnungslosigkeit, es ist auch Angst. Angst davor, dass sich eben dieses Proletariat mit seiner Bourgeoisie versöhnt und damit die Perspektive einer Revolution für immer entschwindet.

In seinem „Journal", seinem Tagebuch, erzählt Brecht oft von den „Frankfurtisten", mit denen er in Santa Monica, in Kalifornien, Tür an Tür im Exil lebte.

Unter dem 16.6.1942 berichtet er:

„Bei Adorno beginnt das Frankfurter Institut ein Seminar. Adorno, Horkheimer, Nürnberg, Eisler, Ludwig und Herbert Marcuse, Pollock. Horkheimer zitiert, in einer Art von alarm, einen Ausspruch des Vizepräsidenten Wallace, nach diesem Krieg müsse jedes Kind der Welt ein pint Milch täglich bekommen. Er bekam nahezu keine publicity für seinen slogan, der Krieg sei eine Revolution der Völker und es komme das Jahrhundert des common man. Aber das Institut fragt sich schon, ob da nicht eine gigantische Gefahr für die Kultur heraufzieht, wenn der Kapitalismus soviel Milch (nicht nur der frommen Denkungsart) verzapft (was er nach Pollock, des Ökonomen Fachmeinung durchaus kann). Ein einziger Blick zeigt dem Institut, daß Wohlstand allein noch keine Kultur erzeugt, denn herrscht hier nicht Wohlstand und gibt es hier Kultur ?"

Wie heisst es dazu in der „Dreigroschenoper" und nach Francois Villon:

„Oft preist man uns das Leben großer Geister..."

Die Sorge, dass das Proletariat, wenn es denn in Wohlstand angenehm lebt, mit dem Kapitalismus einverstanden sein könnte, kommt meist von Menschen, die selbst sehr angenehm leben.

Von der gleichen Furcht getrieben war auch die reichlich sophistischen Diskussionen über „antagonistische und nicht-antagonistische Widersprüche". In der BRD der 70iger auch unter der Rubrik „systemsprengende oder systemstabilisierende Reformen" geführt.

Dahinter verbergen sich einige grundlegende Irrtümer:

10 Bedeutet die Existenz von Widersprüchen immer, dass hier sich im Bereich einer konkreten Gesellschaft unversöhnte gegensätzliche Interessen gegenüber stehen. Wenn wir nicht nur an menschliche Geschichte, sondern auch an Naturgeschichte denken, so stoßen an den Widerspruchskanten unterschiedliche Kräfte und Wirkprinzipien in aller Härte zusammen.

11 Je härter ein Widerspruch im Raum steht, desto größer das Bedürfnis nach Versöhnung.
Und je größer das Bedürfnis nach Versöhnung, desto mehr religiöse oder sonst wie ideologische Nebelbildung findet statt, bei der eine imaginäre Versöhnung vorgetäuscht wird. Dieser Wunsch ist immer zuerst der Wunsch derer die leiden, das Moment der Manipulation ist erst davon abgeleitet. D.h. das Volk wünscht sich den Opiumrausch und andere Räusche, weil es sonst nichts hat und das Leben kurz ist.

Der berechtigte Wunsch nach einem bisschen Glück kann natürlich missbraucht werden, aber er darf auch nicht denunziert werden.
Das kleine Glück steht dem großen Glück nicht im Weg. Im Gegenteil: Die Sehnsucht nach einem anderen Leben findet oft gerade in religiösen oder anderen Ideen die Form in denen sie Jahrhunderte der Trostlosigkeit übersteht. Sie ist gewissermaßen der Samen in der Wüste, der auf den Regen wartet.

12 Jeder reale Schritt vorwärts etabliert ein Stück einer neuen Ordnung, eine neue Logik.
Diese neue Logik gewinnt dadurch an Kraft. Und nur durch diese kontinuierliche, manchmal sehr kleinteilige Kraftzufuhr kann sie letztendlich dominant werden.
Natürlich führt das auch zur Versöhnung, aber wirkliche Versöhnung ist nur möglich, wenn jede Seite ihrer Natur gemäß berücksichtigt wird.
D.h. aber, die Widersprüche wollen tatsächlich gelöst werden. Daran führt kein Weg vorbei. Scheinlösungen garantieren nur einen vorübergehenden Scheinfrieden.

Die Logik einer feudalen Ordnung beruht auf persönlicher Abhängigkeit. Eine Herrenkaste schlägt und verträgt sich untereinander und ordnet sich eine ganze Pyramide von Knechten unter. Diesen Knechten dienen dann treue Mägde.

In einer kapitalistischen Gesellschaft tritt an die Stelle der persönlichen Abhängigkeit die Abhängigkeit vom Geldbeutel bzw.Konto.

Chinesische Wanderarbeiter machen sich auch deswegen auf den Weg in die Megastädte am Perlfluss, weil sie aus der Abhängigkeit örtlicher Mandarine, die sich ironischer Weise auch noch „Parteisekretäre der kommunistischen Partei Chinas" nennen, fliehen.
Sie geraten dann in eine gefährliche neue Welt, in der neue Abhängigkeiten lauern. Wenn alles zur Sache, zur Ware wird, kann auch der Mensch eine solche Sache werden.
Die ungezügelte neue Welt der Geldherrschaft zeigt dann ihr hässlichstes Gesicht.

Aber die Lösung liegt eben nicht in der Rückkehr zur persönlichen Abhängigkeit, sondern in der Zügelung der Marktlogik und ihrer Unterordnung unter die Interessen der Mehrheit. Und so muss die persönliche Freiheit zur ersten Schranke der Freiheit des Marktes werden. Deswegen das Verbot der Sklaverei und deswegen beginnt jede Art von Klassenkampf mit dem Recht auf Feierabend.

Generell geht die Entwicklung weg von persönlichen Beziehungen und Abhängigkeiten hin zu sachlogisch vermittelten Beziehungen und Abhängigkeiten. Die erste und elementarste sachlogische Beziehung ist die über den Markt. Sie proklamiert erstmals alle Marktteilnehmer als gleich und frei.

Da diese Freiheit und Gleichheit im Angesicht des Marktes aber oft nur eine scheinbare ist, wird diese Logik überformt und überlagert durch andere Formen sachlogischer Beziehungen.

Nach den Regeln des Marktes ist jeder Arbeitskraftbesitzer gleichberechtigter und freier Marktteilnehmer. Da er oder sie aber faktisch von ihrem/seinem Lohn leben muss, sind sie beliebig erpressbar und damit verlieren sie jede Freiheit. Erst der Zusammenschluss zum Kollektiv überwindet dieses tatsächliche Ungleichgewicht, diese tatsächliche Unfreiheit. Im Zusammenspiel von gewerkschaftlicher Tarifmacht, die sich im Arbeitskampf bewähren muss und politischer Einflussnahme mittels des Stimmzettels, entstehen gesetzliche und vertragliche Regelungen, die die Logik des

freien Arbeitsmarktes beschränken bzw. ersetzen.

Nach und nach entsteht so ein ganzes System von Regeln, Regeln für die Arbeitsbeziehungen, Regeln für die Vermietung von Wohnraum, Regeln für den Schutz der Natur und schließlich als letzte Stufe: Regeln zur Gestaltung unseres Stoffwechsels mit der Natur.

Jedes dieser Regelsysteme stellt einen mehr oder weniger großen Eingriff in die Freiheit des Marktes dar. Das ist solange kein Schaden und darf nicht mit feudaler Willkür verwechselt werden, solange eine Sachlogik durch eine andere Sachlogik ergänzt und ersetzt wird.

In so fern darf man Klientelstaaten, in denen persönliche Abhängigkeiten weiter existieren und von der Marktlogik unabhängig sind, nicht mit Sozialstaaten verwechseln, in denen die Logik des Marktes mit guten, sachlichen Gründen außer Kraft gesetzt wird.

Der Feudalismus maskiert sich heutzutage gerne als besondere Form des Sozialismus.

Das Brandzeichen, das in einer feudalen Gesellschaft jeder auf dem Arsch trägt und auf dem vermerkt ist „Ich gehöre mit Haut und Haaren dem ….“ verrät aber den wahren Charakter einer solchen Gesellschaft.

Auch wenn das Brandzeichen das Brandzeichen einer Partei oder sonstigen „ehrenwerten Gesellschaft“ ist, bleibt es ein Brandmal der Unfreiheit.

Das Konzept der zwei Revolutionen

„Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.
Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose »bare Zahlung«. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.
Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.

Die Bourgeoisie hat enthüllt, wie die brutale Kraftäußerung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trägsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische

Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge.

Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.

Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.

Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.

Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehn wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d.h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.

[Marx: Manifest der kommunistischen Partei. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 50062 -50066 (vgl. MEW Bd. 4, S. 464-466)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

„ ..sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.“ Und diese Welt ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass danach folgende revolutionäre Veränderungen schließlich eine Welt ohne Ausbeutung und Unterdrückung hervorbringen.

Eine antikapitalistische Einheitsfront, bei der sich russische Bürokraten, chinesische Mandarine, deutscher Adel des Bodens und des Geistes und andere Repräsentanten feudaler Vergangenheit mit den Arbeitern gegen die Krämerseelen (wobei das Adjektiv „jüdisch“ nie weit ist) verbünden, war nie ihr Ziel.

Im Gegenteil: Dieses seltsame Klassenbündnis war in ihren Augen die Verkörperung der Konterrevolution.

Arthur Rosenberg, ehemaliger Reichstagsabgeordneter der KPD und Historiker, der u.a. eine der interessantesten Geschichten der Novemberrevolution von 1918 geschrieben hat, schrieb 1937 im amerikanischen Exil eine weitgehend unbekanntes Buch mit dem Titel „Demokratie und Sozialismus“.

Dort schildert er die Geschichte der demokratischen Partei und grenzt sie gegen der Liberalismus ab:

Während der Liberalismus die Freiheit des Eigentums verteidigt, ist ihm der demokratische Rechtsstaat Mittel zum Zweck.

Seine Legitimation bezieht der demokratische Rechtsstaat in den Augen der Liberalen in erster Linie daraus, dass in ihm die Eigentumsfreiheit garantiert ist.

Im Gegensatz dazu steht bei der demokratischen Partei die Volkssouveränität an erster Stelle. Der Wille des Volkes zählt. Und wenn dieses Volk in die „geheiligten“ Eigentumsrechte der Privilegierten eingreift, hat es dieses Recht, weil es der Souverän ist.

Während die Liberalen sehr großen Wert auf Gewaltenteilung legen, damit niemand zu mächtig wird und ihre Geschäfte stört, sind Demokraten immer in der Gefahr aus der Idee der Volkssouveränität heraus die Idee eines starken Staates zu entwickeln.

Dagegen braucht es dann den Anarchismus als Antidot.

Nach Rosenberg standen Marx und Engels immer am linken Rand der demokratischen Partei. Sie waren Vertreter der „sozialen Demokratie“.

Was heute aber schwer zu erkennen ist: Die Hinweise und Anweisungen z.B. im „Manifest der kommunistischen Partei“ waren keine überzeitlichen sprich metaphysischen Wahrheiten, sondern „Realpolitik“.

Revolutionäre Realpolitik.

1847 formulierte Handlungsanweisungen dafür, wie sich die kommunistische Partei in den zu erwartenden revolutionären Kämpfen verhalten sollte.

Genaue diese Fähigkeit die große Perspektive mit den allernächsten Schritten zu verknüpfen, ging der späteren Sozialdemokratie verloren.

Die unseelige Trennung in Lordsiegelbewahrer der reinen Lehre und prinzipienlose Pragmatiker hat sich bis heute gehalten.

Ein Ergebnis dieser Aufspaltung war auch, dass sich die Lehre vom Sozialismus in ein religiöses Bekenntnis verwandelte.

Durch diese Verwandlung wurde der Sozialismus zur Ideologie und diese Ideologie

konnte, wie immer, ganz anderen Interessen dienen als denen, denen sie vorgeblich dienen sollte.

Rosa Luxemburgs Ausruf „Wir sind wieder bei Marx !" auf dem Gründungskongreß der KPD war daher ein tragischer Irrtum.

Der Kommunismus, so wie er sich im 20 Jahrhundert etablierte, hatte nicht mehr das primäre Ziel den Kapitalismus zu überwinden. Es ging vielmehr darum ihn in Ländern wie Rußland oder China gar nicht erst entstehen zu lassen.

Und hinter der sozialistischen Maske, der Maske des „Arbeiterführers", verbargen sich nur die alten Herrenschichten, die vor allem gegen ihren ansonsten sicheren Untergang kämpften.

Ein Untergang, der weniger durch Panzer und Kanonen herbeigeführt wird als durch die beständige Maulwurfstätigkeit von Handel und Wandel.

Und so stehen wir am Beginn des 21.Jahrhunderts vor der durch und durch paradoxen Situation, dass eine ganze Reihe untergegangener oder im Untergehen befindlicher feudaler Regimes für Sozialismus bzw. Kommunismus stehen.

In Syrien oder Nordkorea einschließlich Vererbung der Führungsposition.

Durch diesen Maskenball gerieten auch die höchst realen, über den Kapitalismus hinaus weisenden Errungenschaften, die in der Diskussion gerne unter den Begriff „Sozialstaat" subsummiert werden, in Gefahr und ins Rutschen.

Das wirkliche Proletariat mit seinen wirklichen Problemen hat daher gut daran getan dieser Art von „Sozialismus/Kommunismus" konsequent den Rücken zu kehren. Und der Untergang des Sowjetreiches war daher für seinen Kampf ein Segen.

Allerdings erwiesen sich noch im Untergang die Protagonisten dieses „realen Sozialismus" als die wirklichen Feinde der arbeitenden Menschen.

Die Einbeziehung der chinesischen Bevölkerung in die kapitalistische Welt hat zusammen mit der Computerisierung die Konkurrenz unter der arbeitenden Bevölkerung weltweit maximal verschärft und das Proletariat in den bisher privilegierten entwickelten Ländern muss nun lernen, dass Solidarität mit den Armen und Schwachen dieser Welt auch im Interesse des eigenen Lohns, der eigenen Existenzbedingungen, unverzichtbar ist.

So vollendeten ausgerechnet die chinesischen Kommunisten den kapitalistischen Weltmarkt und wenn das chinesische Proletariat aus seiner gedrückten und unterdrückten Stellung heraus kommen soll, dann muss es auch in China die elementaren Rechte der bürgerlichen Revolution verwirklichen:

Rede-, Diskussions- und Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit, Koalitionsrecht, das Recht beliebige Parteien zu bilden, freie, gleiche und geheime Wahlen.

Mit Hilfe dieser Rechte werden auch die chinesischen Arbeiter und Arbeiterinnen, wie überall auf der Welt, ihren Pariastatus überwinden können.

Das ist der Sinn, der in der „Deutschen Ideologie" verkündeten Idee von der proletarischen Revolution als Vollenderin der bürgerlichen:

Das Proletariat, das Volk, herrscht mittels des Wahlzettels.

Durch die Etablierung demokratischer Verhältnisse werden in der Tat die Massen zur Herrschaft gebracht.

Natürlich versuchen zunächst die herrschenden und die Wirtschaft kontrollierenden Eliten durch die Kontrolle über die ideologische Apparate, durch Einflussnahme im politischen Raum, bis hin zu direkter Korruption, ihre Herrschaft zu erhalten und demokratische Wahlen zum bloßen Spektakel verkommen zu lassen, natürlich leben die Spuren einer 5000jährigen Unterdrückung in unseren Gehirnen und Körpern weiter.

Vor allem die Unterdrückung der Frauen durch ihre Männer und die dazu gehörige devote, unterwürfige Haltung der Frauen ist uns gewissermaßen fast zur zweiten Natur geworden.

Die Brutalität und Rücksichtslosigkeit, die uns geformt hat, prägt auch unser Verhältnis zur Natur und zu jeglicher Kreatur in ihr.

Aber diese Mühen des Wandels sind kein Argument gegen den Wandel.

Sie zeigen nur, wie schwierig es ist und welche Anstrengung es kostet die über Jahrtausende gewachsene Sklavenmentalität hinter uns zu lassen und Freiheit nicht bloß zu postulieren, sondern tatsächlich zu leben.

Unsere Welt ändert sich jeden Tag und es liegt allein an uns, dafür zu sorgen, dass es eine Veränderung zum Besseren wird.

Die bürgerliche Revolution schafft mit der Demokratie die Voraussetzungen dafür, dass die Gesellschaft im Interesse des Volkes, der großen Mehrheit, verändert werden kann.

Diese Möglichkeiten dann auch wirklich zu nutzen, das ist der revolutionäre Prozess in dem wir uns gegenwärtig befinden.

Zu diesem Prozess gehört auch, dass die parlamentarische Form der Demokratie durch vielfältige Formen direkter Demokratie ergänzt werden muss.

Die Hoffnung auf den großen Knall, der alles ändert, ist vordemokratisch. Die Erwartung, dass Veränderungen nur im Schneckentempo vor sich gehen, ahnungslos. Demokratische Prozesse können langwierig und mühsam sein, aber wenn eine Mehrheit Veränderungen will, werden sich die Lokomotiven der Geschichte in Bewegung setzen und ein Land, einen Kontinent, die ganze Welt verändern. Manchmal in wenigen Tagen.

„Proletarier und Edelinge"

Herrmann Hesse empfand jene Szene im Haus Lebedew als besonders peinlich.

Jene Szene, da einige „Revolutionäre" zum inzwischen reichen Myschkin kommen um zu schnorren. Damit ihre Schnorrerei den rechten Drive bekommt, verfassen sie einen „kritischen" Artikel in einer „kritischen" Zeitung.

„Revolutionäre" und „Etablishment" geraten aneinander und Myschkin sitzt am Schluss mit seinem Bedürfnis alle zu versöhnen zwischen allen Stühlen.

Wie schon Hesse bemerkte, sind sich „Etablishment" und „Revolutionäre" erstaunlich ähnlich, bis auf einen Unterschied: Die einen haben schon die Pöstschen auf die die anderen schielen. Beide sind aus dem selben Holz.

Das Bild vom „Reaktionär" Dostojewski speist sich nicht zuletzt aus seiner wenig schmeichelhaften Schilderung der „Revolutionäre".

Die Reaktionäre, die ihn deswegen gerne fest in ihre Arme schließen, vergessen allerdings gerne, dass auch sie nicht gut aussehen:

„Da habt ihr!

Von hier aus ergießt sich schon bald in die Gassen
Mensch für Mensch euer schwabbelndes Fett,
doch ich, der Verschwender von Worten unfassbar,
hab aus Schatullen den Vers freigesetzt.

Bei ihnen, mein Herr, hängt im Bart noch ein Fuder
ungegessener Kohlreste, ölig und kraus;
und sie, meine Dame, sind dick eingepudert,
ihre Austern, sie quelln aus der Schale heraus.

Auf dreckigen Sohlen, mit und ohne Galoschen,
trampelt ihr Schmetterlings Farbenpracht aus.
Die Menge vertiert, schon kommt sie gekrochen,
die Beinchen gesträubt, hundertköpfig, als Laus.

Und wenn ich, ein Hunne, euch heute zur Last war,
grobschlächtig und bitter,
dann schert mich das nicht,
denn ich, der Verschwender von Worten unfassbar,
spucke euch lachend ins Fratzengesicht.

(Majakowski 1913 übersetzt von Eric Boerner)

Wir wollen nun das „revolutionäre Manifest" in seiner ganzen Länge und Verworrenheit genießen und analysieren:

»Proletarier und Edelinge. Eine Episode aus dem täglichen und alltäglichen Räuberwesen. Fortschritt! Reform! Gerechtigkeit!

Seltsame Dinge kommen in unserem sogenannten heiligen Rußland vor, im Zeitalter der Reformen und der unternehmungslustigen Aktiengesellschaften, in dem Zeitalter des Nationalgefühls und der jährlichen Ausfuhr Hunderter von Millionen ins Ausland, in dem Zeitalter der Beschützung des Handwerks und der Lähmung der arbeitenden Hände und so weiter und so weiter; man kann nicht alles aufzählen, meine Herren, daher kommen wir sofort zur Sache. Es hat sich eine sonderbare Geschichte mit einem der edlen Sprößlinge unseres ehemaligen Gutsherrnstandes (de profundis!) zugetragen, mit einem jener Sprößlinge, deren Großväter ihr Vermögen beim Roulette verspielten, und deren Väter sich genötigt sahen, als Fähnriche und Leutnants zu dienen, und gewöhnlich im Anklagezustand wegen irgendeines harmlosen Defizits bei den Staatsgeldern starben, und die dann selbst, wie der Held unserer Erzählung, entweder als Idioten aufwachsen oder sogar in Kriminalprozesse

hineingeraten (bei denen sie übrigens zum Zweck ihrer Besserung und zur Erbauung anderer von den Geschworenen freigesprochen zu werden pflegen) oder endlich zu guter Letzt eine jener Geschichten loslassen, die das Publikum in Erstaunen versetzen und unserem an sich schon hinreichend schmählichen Zeitalter zur Schande gereichen. Unser junger Edeling kehrte vor einem halben Jahr, mit ausländischen Gamaschen angetan und in einem ungefütterten Mäntelchen vor Kälte zitternd, im Winter nach Rußland aus der Schweiz zurück, wo er eine Kur gegen seine Idiotie durchgemacht hatte (sic!). Man muß bekennen, daß er Glück hatte; denn (wir reden noch gar nicht von seiner interessanten Krankheit, von der er sich in der Schweiz kurieren ließ; aber ist denn Idiotie überhaupt heilbar? Stellen Sie sich das nur einmal vor?!!) er konnte an seiner Person die Wahrheit des russischen Sprichworts beweisen: ›Eine gewisse Sorte von Menschen hat immer Glück!‹ Urteilen Sie selbst: nach dem Tod seines Vaters, der, wie es heißt, als Leutnant in der Untersuchungshaft gestorben war, weil er im Kartenspiel die ganzen Kompaniegelder verloren oder vielleicht auch einem Untergebenen eine übermäßige Portion Rutenhiebe hatte verabreichen lassen (vergessen Sie nicht, meine Herren, das war in der alten Zeit), wurde unser Baron, der als Säugling zurückgeblieben war, aus Barmherzigkeit von einem sehr reichen russischen Gutsbesitzer aufgezogen. Dieser russische Gutsbesitzer (nennen wir ihn P.!) besaß in jener alten goldenen Zeit viertausend leibeigene Seelen (leibeigene Seelen! verstehen Sie diesen Ausdruck, meine Herren? Ich verstehe ihn nicht. Man muß erst das Konversationslexikon befragen; ›nicht lang ist's her, und doch ist's kaum zu glauben‹ und war offenbar einer jener russischen Nichtstuer und Tagediebe, die ihr müßiges Leben im Ausland verbrachten, im Sommer in den Badeorten und im Winter im Pariser Château des fleurs, wo sie seinerzeit enorme Summen zurückließen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß mindestens ein Drittel des gesamten in der früheren Zeit der Leibeigenschaft gezahlten Pachtzinses in die Tasche des Besitzers des Pariser Château des fleurs floß (war das ein glücklicher Mensch!). Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls ließ der sorglose P. dem verwaisten jungen Herrn eine fürstliche Erziehung zuteil werden und hielt ihm Erzieher und Gouvernanten (ohne Zweifel hübsche), die er bei Gelegenheit selbst aus Paris mitbrachte. Aber der junge Edeling, der Letzte seines Geschlechtes, war ein Idiot. Die Gouvernanten aus dem Château des fleurs konnten ihm nicht helfen, und bis zum zwanzigsten Lebensjahr vermochte ihr Zögling keine einzige Sprache zu sprechen, nicht einmal die russische. Letzteres ist übrigens verzeihlich. Endlich bildete sich in P.s russischem Gutsherrnkopf die Vorstellung, man könne einem Idioten in der Schweiz Verstand beibringen lassen, übrigens eine von seinem Standpunkt aus logische Vorstellung: so ein Müßiggänger und Proprietär konnte sich sehr wohl denken, daß man für Geld sogar Verstand auf dem Markt kaufen könne, ganz besonders in der Schweiz. Fünf Jahre lang befand sich nun der edle Sprößling zur Kur bei einem bekannten Professor in der Schweiz; diese Kur kostete viele tausend Rubel: der Idiot wurde dadurch natürlich nicht klug, aber doch, wie man sagt, einem Menschen wenigstens so halbwegs ähnlich."

[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20102 – 201??

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 134-142)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Hier wird u.a. auf die sogenannte „Bauernbefreiung" von 1861 angespielt, die auch

gerne mit der preußischen Stein-Hardenbergschen Reform verglichen wird.

Allerdings verstellen solche Analogien mehr als sie erklären.

Wobei der Text sowieso eine eigenartige Ambivalenz ausstrahlt. Man weiss nicht so recht was er will und was er beklagt. Stören sich die Autoren daran, dass inzwischen das Geld regiert und sehnen sich nach den „guten alten Zeiten" als an Stelle des Geldes die Knute regierte oder freuen sie sich im Gegenteil darüber, dass die Gutsbesitzerkaste ihre privilegierte Stellung verloren hat ?

Gleichzeitig beklagen sie, dass die Abhängigkeit vom Staat zugenommen hat und dass die Zahl derer, die an die Futterkrippe drängen soviel größer ist, als die Futterstellen. Und nun kommt auch noch dieser Idiot und erbt einfach.

Um diese Verworrenheit zu verstehen, müssen wir tiefer in die russische Geschichte eintauchen:

Rußland wird u.a. von Marx gerne als „halb-asiatische Despotie" charakterisiert.

Was ist damit gemeint ?

Als sich nach der neolithischen Revolution der Ackerbau als vorherrschende Wirtschaftsform durchsetzte, geschah dies überwiegend in der Form dass Bauern und Bäuerinnen in ihren Dörfern miteinander kooperierten.

Dabei bildete sich sowohl Gemeindeeigentum als auch privates, persönliches Eigentum.
Vor allem die Schwierigkeiten bei der Bewirtschaftung von Bachtälern und schließlich sogar großer Flusstäler erforderten großräumigere Kooperationen.

Die Wirtschaftsforscherin und Nobelpreisträgerin Ostrom hat eine solche Kooperation zur Flussregulierung und Bewässerungssteuerung auf den Phillipinen untersucht.

Belegstelle
Natürlich wurden diese Kooperationen umso größer je größer die Flüsse wurden, weswegen am Beginn dieser Entwicklung auch erstmal kleinere und mittlere Flüsse urbar gemacht wurden.
Die außerordentlich hohe Produktivität dieser Bewässerungslandwirtschaft lohnte allerdings auch außergewöhnliche Mühe und erlaubte einen Teil der Bevölkerung für diese kooperative Tätigkeit, vor allem für die Organisation dieser Tätigkeit, von normaler Arbeit frei zu stellen.

Diese großen Kooperationen waren der Ursprung dessen, was man später „Staat" nannte. Und so lange es um die Installation und Unterhaltung eines Bewässerungssystems ging, das allen zu höheren Erträgen verhalf, aber auch um gemeinsame Vorratswirtschaft, die über Ernteausfälle hinweghalf, war es überhaupt keine Frage, dass die Bauerngemeinden einen Teil ihres Mehrproduktes freiwillig an den „Palast" weitergaben. Zumal durch die sehr hohe Produktivität frühe Überflussgesellschaften entstanden.

Im Zentrum dieses Überflusses stand aber der „Palast". Und so wurde er zu einem Ziel von Begehrlichkeiten. Sowohl von innen als auch von außen drängten daher immer mehr Menschen zu diesem „Palast", die sich gerne an gut gedeckte Tische setzen ohne etwas dafür zu leisten, dass die Scheuern voll sind.
Am Ende wurden diese Gesellschaften zum Opfer fremder Räuber. Da aber die Basis

des großen Wohlstands der Unterhalt des Allmendegutes, des Common, z.B. das empfindliche und ständig reparaturbedürftige Bewässerungssystem war, verfiel der Wohlstand in dem Maße, in dem der „Palast" vergaß, welchen Umständen er seinen Reichtum verdankte. Nun konnten neue Räuber zu „Befreiern" werden, in dem sie nicht nur den Palast von zu vielen Essern befreiten, sondern auch die alte Ordnung und vor allem aber die Bewässerungssysteme wieder instand setzten. Damit beginnt dann immer eine neue Dynastie, die am Ende an ihrer eigenen Verkommenheit zu Grunde geht.
So wurde aus der ursprünglichen Kooperation ein Staat und aus der freiwilligen Abgabe im eigenen Interesse ein Zwang.
D.h. die erste Ausbeutergesellschaft überhaupt beruht auf der Unterwerfung und Ausbeutung einer ursprünglichen Allmende-Institution, eines „Common". In einer solchen Gesellschaft gibt es kein Privateigentum. Allerdings hat sich eine Gruppe von Räubern die Kontrolle, das Monopol, über die Gemeindegüter gesichert.

Dadurch verwandelt sich aber das Verhältnis von Palast und Bauerngemeinden von einem Verhältnis der Gleichheit und Gleichberechtigung bei unterschiedlicher Funktion in der Gemeinschaft, in ein Verhältnis der Ausbeutung und Unterdrückung.

Eine solche Gesellschaft heißt bei Marx „asiatisch". Sie könnte genauso gut „afrikanisch" heißen, denn Ägypten ist eines der ersten Länder der Erde, in dem sich diese Entwicklung vollzieht.

Mit dem Begriff der „asiatischen Despotie" ist demnach eine Gesellschaft gemeint, in der weitgehend autonome Bauerngemeinden eigenständig wirtschaften und über wesentliches Produktionseigentum, vor allem den Boden, zum Teil gemeinschaftlich zum Teil privat, aufgeteilt in kleine und kleinste Parzellen, verfügen.
Diese Bauerngemeinden sind einer Oberschicht tributpflichtig, die zum kleineren Teil auch eine produktive Rolle spielen kann, in dem sie z.B. Bewässerungssysteme, Strassen und andere gemeinsame Infrastruktur erhalten, zum größeren Teil schmarotzen sie aber und plündern die Länder aus, über die sie herrschen. Da ihre einzige wirkliche Legitimation die nackte Gewalt ist, ist auch die Despotie die ihnen gemäße Staatsform.

Es versteht sich von selbst, dass solche Staaten immer von dem Konflikt geprägt sind, wem denn nun gehört, was nach seiner Bestimmung allen gehören soll.
„Der Staat sind wir" ist in so fern eine alte Losung.

Diese Staatsmaschine, sobald sie einmal oder auch mehrmals erfunden wurde, breitet sich auch weiter aus. Auch in Gebiete, in denen z.B. gar keine Bewässerungs-landwirtschaft möglich ist.

Nomadenvölker unterwerfen die Flusstalbewohner und Ackerbauern. Ihre Führer usurpieren den bestehenden Staat und weiten seine Herrschaft auch auf andere Gebiete aus. Kennzeichen aller dieser Ordnungen ist fast immer, dass das Eigentum an den wesentlichen Produktionsmitteln staatlich ist.

In anderen Gebieten der Welt vollziehen sich andere Entwicklungen. So entstehen z.B. aus Stammesgefolgschaften, Stammeshierarchien schließlich feudale Ordnungen. Im Gegensatz zur orientalischen Despotie bleibt aber in solchen Gebilden die zentrale staatliche Instanz meist schwach.

Dafür verankert sich dort privates Eigentum viel stärker.

Auf dem Boden dieser Feudalordnung entstehen dann auch Kapitalismus und Bürgertum.

Am Ende einer langen Entwicklung stehen sich dann zwei gegensätzlich strukturierte Klassengesellschaften gegenüber:

In der einen herrscht jene Bürokratenkaste, die den Staat eigentlich nur verwalten soll, über die ganze Gesellschaft.

In der anderen führt wirtschaftliches Eigentum zur gesellschaftlichen und staatlichen Macht.

Beide Gesellschaften können nur dann ihren wirklichen Eigentümern, nämlich dem Volk, zurück gegeben werden, nachdem dieses in einem langen, opferreichen Kampf Demokratie in Wirtschaft und Staat erkämpft hat.

Die Völker der Welt sind heute auf diesem Weg und sie sind in verschiedenen Staaten unterschiedlich weit gekommen. Sie werden sicher noch eine Weile brauchen um endgültig ans Ziel zu kommen.

Die Entwicklung in Rußland war und ist nun deswegen ganz besonders kompliziert und auch entsprechend schwer zu verstehen, weil sich hier die gegensätzlichen Ordnungen mischen.
Die Kiewer Ruß war, nach allem was wir wissen, ein früh-feudaler Staat. Dieser Staat geriet nun im 13.Jahrhundert unter die Mongolenherrschaft. Der Tatarenstaat war aber eine orientalische Despotie. Und die neuen Herren taten ihr möglichstes ihren neuen Besitz nach ihrem Bild und Willen zu formen.
Dabei bedienten sie sich auch russischer Herren, z.B. der bis dato ziemlich unbedeutenden Fürsten von Moskau.
Als tatarische Steuereintreiber wurden sie bedeutend.
Schließlich befreiten sie sich sogar von der Herrschaft der Khane. Aber nur um deren Ordnung nun auf eigene Rechnung zu fortzusetzen.

Und so entsteht ein eigenartiger Zwitter. In diesem Zwitter nehmen wir Gutsherren und Leibeigene wahr, wie in anderen Teilen Europas.
Und wir vermuten eine Bauernbefreiung ähnlich der preußischen. Und analog zur preußischen vermuten wir auch hier, dass die Bauern mehr enteignet als befreit wurden.
Was wir aber übersehen: Letztlich gehört in diesem Land alles dem Zaren. Die zentrale Bürokratie kann jederzeit jegliches Eigentum mit wenigen Federstrichen konfiszieren.
So kommt es, dass weder die Bauern noch die Herren allzuviel Selbstbewußtsein entwickeln (können) gegenüber einer Bürokratie, die am Ende immer siegt.

Aber hören wir, was unsere „Revolutionäre" noch zu sagen haben:

„Da stirbt P. unerwartet früh. Ein Testament war natürlich nicht vorhanden; die Vermögensverhältnisse befanden sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, in arger Unordnung; es stellte sich ein Haufe gieriger Erben ein, die sich natürlich nicht im geringsten mehr um diesen letzten Sprößling seines Geschlechtes kümmerten, den der Verstorbene aus Barmherzigkeit in der Schweiz hatte von der Idiotie kurieren

lassen wollen. Der junge Edeling, Idiot wie er war, versuchte doch, seinen Professor zu betrügen, und ließ sich, wie man erzählt, von ihm zwei Jahre lang gratis behandeln, indem er ihm den Tod seines Wohltäters verheimlichte. Aber der Professor war selbst ein schlauer Patron; das Ausbleiben der Zahlungen und ganz besonders der starke Appetit seines fünfundzwanzigjährigen faulenzenden Patienten machten ihn doch schließlich stutzig; er gab ihm ein Paar alte Gamaschen von sich zum Anziehen, schenkte ihm einen abgetragenen Mantel von sich und spedierte ihn aus Barmherzigkeit dritter Klasse nach Rußland; so war die Schweiz ihn losgeworden. Es könnte nun scheinen, als habe Fortuna unserem Helden den Rücken gewendet. Das war jedoch nicht der Fall: Fortuna, die ganze Gouvernements Hungers sterben läßt, schüttete auf einmal alle ihre Gaben über diesen Aristokraten aus, wie in der Krylowschen Fabel die Wolke über das ausgetrocknete Feld hinwegzieht und ihr Wasser in den Ozean hinabschüttet. Fast in demselben Augenblick, als er aus der Schweiz in Petersburg eintraf, starb in Moskau ein Verwandter seiner Mutter (die natürlich aus dem Kaufmannsstand stammte), ein alter, kinderloser, allein dastehender, langbärtiger Kaufmann und Sektierer, und hinterließ eine Erbschaft von mehreren Millionen in barem Geld, die (ja, das wäre etwas für uns beide, mich und Sie, lieber Leser!) in ihrem ganzen Betrag unanfechtbar unserem jungen Edeling zufiel, der sich in der Schweiz hatte von der Idiotie kurieren lassen! Na, nun klang die Musik natürlich anders. Um unseren Baron in Gamaschen, der schon angefangen hatte, einer bekannten Schönheit der Halbwelt den Hof zu machen, sammelte sich auf einmal ein ganzer Schwarm von Freunden; es fanden sich auch Verwandte ein und vor allem ganze Scharen vornehmer Mädchen, die danach schmachteten, mit ihm in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Und was konnte man sich auch Besseres denken: ein Aristokrat, ein Millionär, ein Idiot, also alle Vorzüge vereint; einen solchen Mann kann man nicht einmal mit der Laterne finden oder auf Bestellung geliefert bekommen ...!«

»Das ... das übersteigt ja alles!« rief Iwan Fjodorowitsch in höchster Entrüstung.

»Hören Sie auf, Kolja!« rief der Fürst in flehendem Ton. Von allen Seiten erschollen verschiedenartige Ausrufe.

»Weiterlesen! Unter allen Umständen weiterlesen!« verlangte Lisaweta Prokofjewna auf das allerbestimmteste; sie beherrschte sich augenscheinlich nur mit größter Anstrengung. »Fürst, wenn du ihm das Weiterlesen verbietest, bekommst du es mit mir zu tun!«

Es war nichts zu machen: mit heißem Gesicht, geröteten Wangen und mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, las Kolja weiter vor: »Aber während unser neugebackener Millionär sozusagen im Schoß des Glückes saß, geschah etwas von einer Seite her, von der es niemand erwartet hatte. Eines schönen Morgens erscheint bei ihm ein Besucher, mit ruhigem, ernstem Gesicht, mit höflicher, aber würdiger und rechtlicher Redeweise, bescheiden und anständig gekleidet, in seiner Denkart offenbar der fortschrittlichen Richtung angehörig, und erklärt ihm in wenigen Worten den Grund seines Kommens: er ist ein bekannter Advokat; er ist von einem jungen Mann mit der Vertretung seiner Interessen beauftragt worden und kommt in dessen Namen. Dieser junge Mann ist nicht mehr und nicht weniger als ein Sohn des verstorbenen P., obgleich er einen andern Namen trägt. Der Lüstling P. hatte in seiner Jugend ein anständiges, armes Mädchen verführt, das zu seinem Hofgesinde gehörte, aber eine westeuropäische Erziehung genossen hatte (wobei selbstverständlich die Herrenrechte der damaligen Zeit der Leibeigenschaft mit ins Spiel kamen), und als die unausbleiblichen, nahe bevorstehenden Folgen dieses Verhältnisses sichtbar wurden, sie möglichst schnell an einen erwerbstätigen, sogar in dienstlicher Stellung

befindlichen Mann von edlem Charakter verheiratet, der dieses Mädchen schon lange geliebt hatte. Anfangs unterstützte er das junge Ehepaar; aber die edle Gesinnung des Ehemannes veranlaßte diesen bald, die weitere Annahme solcher Unterstützung abzulehnen. Es verging nun einige Zeit, und P. vergaß allmählich das Mädchen und seinen mit ihr erzeugten Sohn und starb dann bekanntlich, ohne testamentarische Anordnungen zu hinterlassen. Sein Sohn, der zu einer Zeit geboren wurde, als seine Mutter bereits in legitimer Ehe lebte, wuchs unterdessen unter einem andern Familiennamen heran und wurde von dem edeldenkenden Gatten seiner Mutter völlig als Sohn behandelt; aber als er bei dessen Tod mit der kränklichen, leidenden, an den Füßen gelähmten Mutter in einem abgelegenen Gouvernement zurückblieb, sah er sich vollständig auf seine eigenen Mittel angewiesen. Er selbst ging nach der Hauptstadt und verdiente sich Geld durch tägliche anständige Arbeit, indem er in Kaufmannsfamilien Privatstunden gab und sich dadurch zuerst als Gymnasiast, dann als Hörer der für ihn zweckmäßigen Universitätsvorlesungen erhielt, wobei er ein höheres Ziel im Auge hatte. Aber kann man etwa viel erwerben, wenn einem der russische Kaufmann für die Stunde zehn Kopeken gibt und man obendrein eine kranke, gelähmte Mutter hat? Auch als diese schließlich in dem abgelegenen Gouvernement starb, wurde der Sohn dadurch nicht sonderlich entlastet. Nun werfen wir die Frage auf: wie mußte unser junger Edeling gerechterweise denken? Gewiß meinen Sie, verehrter Leser, daß er zu sich folgendermaßen gesprochen hat: ›Ich habe mein ganzes Leben lang von P. alle erdenklichen Wohltaten genossen; für meinen Unterhalt und meine Erziehung, für Gouvernanten und dann in der Schweiz für die Heilung von der Idiotie sind viele, viele Tausende draufgegangen; und da besitze ich nun jetzt Millionen, während P.s edeldenkender Sohn, der an den Fehltritten seines leichtsinnigen, vergeßlichen Vaters keinerlei Schuld trägt, sich mit Privatstunden zu Tode quält. Alles, was für mich aufgewandt wurde, hätte gerechterweise für ihn aufgewandt werden sollen. Die für mich ausgegebenen gewaltigen Summen kamen mir in Wirklichkeit nicht zu. Es war dies nur ein Irrtum der blinden Fortuna; sie gehörten eigentlich dem Sohn P.s. Für ihn hätten sie verbraucht werden sollen, nicht für mich; letzteres war nur die Ausgeburt einer phantastischen Laune des leichtsinnigen, vergeßlichen P. Wenn ich im vollen Sinn ein edler, feinfühliger, gerechter Mensch wäre, so müßte ich seinem Sohn die Hälfte meiner ganzen Erbschaft abgeben; aber da ich vor allen Dingen ein kluger Mensch bin und recht gut weiß, daß die Sache nicht einklagbar ist, so werde ich ihm nicht die Hälfte meiner Millionen geben. Aber allerdings würde es von meiner Seite gar zu gemein und schamlos sein‹ (der Edeling vergaß, daß es auch nicht klug sein würde), ›wenn ich dem Sohn P.s jetzt nicht wenigstens die Tausende zurückerstattete, die P. für die Heilung meiner Idiotie ausgegeben hat. Das ist lediglich eine Forderung des Gewissens und der Gerechtigkeit! Denn was wäre aus mir geworden, wenn P. mich nicht aufgezogen, sondern statt dessen sich um seinen Sohn bekümmert hätte?‹

Aber nein, meine Herren! Unsere jungen Edelinge denken nicht so. Was für Vorstellungen ihm auch der Advokat machte, der die mühevolle Vertretung der Sache des jungen Mannes einzig und allein aus Freundschaft zu diesem und fast wider dessen Willen, beinah gewaltsam übernommen hatte, wie sehr er ihn auch auf die Pflichten der Ehre, des Anstandes und der Gerechtigkeit, ja sogar auf die Gebote der gewöhnlichen Klugheit hinwies, der Schweizer Zögling blieb unerbittlich, und was tat er? Alles Bisherige wäre noch nichts; aber nun kommt etwas, was wirklich unverzeihlich und durch keine interessante Krankheit zu entschuldigen ist: dieser Millionär, der kaum die Gamaschen seines Professors ausgezogen hatte, konnte nicht einmal so viel kapieren, daß der edeldenkende junge Mann, der sich mit Privatstunden

quälte, ihn nicht um ein Almosen und eine Unterstützung bat, sondern sein Recht forderte, dasjenige verlangte, was ihm zustand, wenn auch nicht im gerichtlichen Sinne; und ebensowenig wußte der Millionär es zu würdigen, daß der junge Mann seine Ansprüche nicht persönlich erhob, sondern nur seine Freunde für ihn eintraten. Mit majestätischer Miene, berauscht von der durch seine Millionen ihm zugefallenen Macht, andere Menschen ungestraft niederzutreten, zieht unser Edeling einen Fünfzigrubelschein heraus und ist frech genug, ihn dem edeldenkenden jungen Mann als Almosen zu schicken. Sie glauben es nicht, meine Herren? Sie sind empört, beleidigt und stoßen einen Schrei der Entrüstung aus: aber trotz alledem hat er es getan! Selbstverständlich wurde ihm das Geld sogleich zurückgeschickt, sozusagen ihm ins Gesicht zurückgeschleudert. Wie soll nun die Sache erledigt werden? Gerichtlich verfolgen läßt sie sich nicht; es bleibt nur der Weg der Öffentlichkeit übrig! Wir übergeben daher dieses Geschichtchen dem Publikum, indem wir uns für seine Richtigkeit verbürgen. Man sagt, einer unserer bekanntesten Humoristen habe darüber ein reizendes Epigramm verfaßt, das nicht nur in den provinziellen, sondern auch in den hauptstädtischen Sittenschilderungen eine Stelle zu finden verdient:

In 'nem Mäntelchen von Schneider
Spielte Ljow fünf Jahr herum;
Unterdessen wurde leider
Nichts aus seinem Studium.
Heimgekehrt drauf in Gamaschen,
Erbt' er glücklich 'ne Million
Und bestahl trotz voller Taschen
Einen armen Musensohn.«

Als Kolja geendet hatte, reichte er die Zeitschrift so schnell wie möglich dem Fürsten hin, stürzte, ohne ein Wort zu sagen, in eine Ecke, drückte sich dicht hinein und verbarg das Gesicht in den Händen. Er schämte sich in einem unerträglichen Grade, und sein kindliches, an Schmutz noch nicht gewöhntes Empfinden war maßlos verletzt."
[Dostoevskij: Der Idiot. Die Bibliothek der Weltliteratur, S. 20102 - 20112

(vgl. Dostojevskij-Idiot Bd. 4, S. 134-142)

http://www.digitale-bibliothek.de/band89.htm]

Der „revolutionäre Gestus" reduziert sich somit auf nichts weiter als blanken Neid und Schnorrertum.

Man kann zwar mit Lafarge darüber streiten, ob es nicht auch ein Menschenrecht auf Faulheit gibt, zumal Faulheit vornehm auch „Muse" heißt und zurecht als Grundbedingung jedweden kreativen Schaffens angesehen wird. Der Gehirnforscher Spitzer kann überzeugend nach weisen, das Belohnungen („Incentives" in neudeutsch) eher zu geistiger Minderleistung führen, d.h. wer geistig viel leisten will, muss vor allem Druck und Stress vermeiden.

Aber eine solche entspannte Atmosphäre hat nichts, aber auch gar nichts mit jener neiderfüllten „Kultur" des Nichtstuns und der Nichtsnutzigkeit zu tun, für die diese „Helden" stehen.

Das Privileg zu genießen, jeden Tag spazieren zu gehen und die Gedanken wandern zu lassen, darf nicht mit jener Bequemlichkeit verwechselt werden, bei der man keinen Fuß vor den anderen setzt.

Gesunde Kinder spielen gerne, Kinder, die nur noch antriebslos herum hängen, sind krank, entweder seelisch oder körperlich.

Und die russische Gesellschaft jener Zeit wird durch nichts besser charakterisiert als durch Gontscharows „Oblomov".

Das „halbasiatische" der russischen Gesellschaft besteht nicht darin, dass sie zur anderen Hälfte europäisch ist, sondern darin, dass in Agypten, Indien oder China die Despotie eine reale Funktion hatte (die Urbarmachung der Flüsse), während die russische Herrenkaste im Grunde durch und durch nutzlos ist.

Nachdem die Sowjetunion spätestens ab 1921 die Räte, die Sowjets, als basisdemokratische Einrichtungen beseitigt hatte, sammelte sich die alte Bürokratie unter neuen Fahnen. Die „Revolutionäre" die uns Dostojewskij hier schildert, tragen diese konterrevolutionäre Tendenz bereits in sich.

Wenn wir uns dagegen nach wahrer Freiheit sehnen, sehnen wir uns nach einer Gesellschaft, die es uns erlaubt jede Arbeit zum Spiel werden zu lassen.

Arbeit wird zur künstlerischen Äusserung und damit zum kreativen Bedürfnis.

Das ist der großartige Kern jener Utopie, die uns aus der „Deutschen Ideologie" entgegen strahlt.

Und dass ist auch der entscheinde Unterschied zu Epikur:

Das Leben soll nicht nur lustvoll genossen, sondern aktiv gestaltet werden.

Wir sitzen nicht nur im Garten, wir freuen uns an der Gartenarbeit.

Von der Diktatur des Proletariats

Über die Frage, inwiefern Denker für die Konsequenzen, gegebenenfalls mörderischen Konsequenzen, ihres Denken verantwortlich sind, gibt es unterschiedliche Auffassungen.

Intellektuelle lassen sich gerne loben für ihre brillianten Ideen, aber wenn sich infolge ihrer Ideen irgendwo die Leichen stapeln, möchte man nichts damit zu tun gehabt haben.

Platonikern sind selten die totalitären Staatsideen ihre großen Meisters peinlich,

obwohl sie allen Grund dazu hätten.

Und die Fangemeinde Nietzsches lässt sich weder von seinem Aufruf zum Mord an den Schwachen im Anti-Christ noch vom offensichtlichen Antisemitismus und kaum zu übersehenden Unfug im selben Machwerk an der Verehrung ihres Heiligen hindern.

Herr Ratzinger stand den größten Teil seines Lebens einer Institution vor, die berühmt-berüchtigt dafür wurde, daß sie selbst Tote auf den Scheiterhaufen brachte, wenn sie nicht rechtgläubig waren.

Und er besaß trotzdem die Unverfrorenheit in Regensburg christliche Toleranz gegen islamische Intoleranz zu kehren. Nicht daß ich irgendeinen Fatwa-Prediger in Schutz nehmen will, aber welches Recht hat ein ehemaliger Chef der Inquisition uns über Toleranz und Meinungsfreiheit belehren zu wollen ?

Unter der Losung von der „Diktatur des Proletariats" sind im 20.Jahrhundert einige der größten Menschheitsverbrechen verübt worden.

Und diese Verbrechen werden auch nicht dadurch entschuldbar, daß man sie gegen Auschwitz, zweifellos das größte Menschheitsverbrechen überhaupt, aufrechnet.

Allerdings pflegen Tote nicht mehr zu handeln und bevor man sie schuldig spricht, sollte man sorgfältig prüfen, ob von ihren Gedanken tatsächlich nachweisbare Verbindungslinien zu späteren Verbrechen bestehen.

Die Berufung des Papsttums und seiner „Heiligen Inquisition" auf Jesu wurde ja von Wickliff, Hus und Luther mit guten Gründen bestritten und deswegen besteht zunächst einmal kein Grund zwischen Bergpredigt und Scheiterhaufen einen Zusammenhang her zu stellen.

Bei Marx liegt die Sache insofern etwas komplizierter als er in der Tat in einem Brief an seinen damaligen New Yorker Freund und Verleger Wedemeyer u.a. folgendes schrieb:
„Marx an Joseph Weydemeyer in New York

16. Januar 1852

28, Dean Street, Soho, London

...Was mich nun betrifft, so gebührt mir nicht das Verdienst, weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch ihren Kampf unter sich entdeckt zu haben. Bürgerliche Geschichtschreiber hatten längst vor mir die historische Entwicklung dieses Kampfes der Klassen, und bürgerliche Ökonomen die ökonomische Anatomie derselben dargestellt. Was ich neu tat, war

1. nachzuweisen, daß die Existenz der Klassen bloß an bestimmte historische Entwicklungsphasen der Produktion gebunden ist;
2. daß der Klassenkampf notwendig zur Diktatur des Proletariats führt;
3. daß diese Diktatur selbst nur den Übergang zur Aufhebung aller Klassen und zu einer klassenlosen Gesellschaft bildet.

Unwissende Lümmel wie Heinzen,die nicht nur den Kampf, sondern sogar die Existenz der Klassen leugnen, beweisen nur, daß trotz allem ihrem bluttriefenden und humanistisch sich aufspreizenden Gebelfer, sie die gesellschaftlichen Bedingungen, worin die Bourgeoisie herrscht, für das letzte Produkt, für das non plus ultra der Geschichte halten, daß sie nur die Knechte der Bourgeoisie sind, eine Knechtschaft,

die um so ekelhafter ist, je weniger die Lümmel auch nur die Größe und vorübergehende Notwendigkeit des Bourgeoisregimes selbst begreifen....".

Hier steht es schwarz auf weiss: „daß der Klassenkampf notwendig zur Diktatur des Proletariats führt;" bezeichnet er als eine seiner zentralen Entdeckungen.

Und Lenin und Stalin wurden nicht müde sich bei jeder Massenerschießung auf Marx, den Klassenkampf und seine Forderung nach einer „Diktatur des Proletariats" zu berufen.

Selbst die heutige Bereicherungsherrschaft der „Prinzlinge" in der VR China legitimiert sich noch mit Marx und seiner Formel von der „Diktatur des Proletariats".

Berufen sie sich zurecht ?

Wir werden sehen.

In der „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie – Einleitung" schreibt Marx

„Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist, Verhältnisse, die man nicht besser schildern kann als durch den Ausruf eines Franzosen bei einer projektierten Hundesteuer: Arme Hunde! Man will euch wie Menschen behandeln!"

Eine Theorie, die umenschliche Zustände heute duldet, rechtfertigt oder sogar herbei führt, auch und gerade mit der Begründung es ginge um das Morgen. Motto: Wir leiden und schlimmer noch: wir verursachen Leiden, damit es unsere Kinder (vielleicht) besser haben, fällt hinter die Kritik der Religion in eine neue Religion zurück.

In jenen Regimes, die sich als „Diktatur des Proletariats" nach Lenin/Stalinschem Muster etablierten, geschah genau dies.

Aus einer der interessantesten und anregensten Theorieschöpfung des 19.Jahrhunderts wurde eine Sammlung hohler Sprüche garniert mit Gipsköpfen.

Die missverständliche Formulierung von Marx in einem privaten Brief war dafür Rechtfertigung, nicht Ursache.

Jene, die sonst nicht müde wurden Menschen anderer Meinung als „Abweichler" und „Renegaten" zu beschimpfen, erlaubten sich bei der Frage des Staates die „schöpferische" Weiterentwicklung derart, dass im von ihnen geschaffenen „Sozialismus" der Staat, speziell der Unterdrückungsapparat, nicht etwa abstarb sondern stattdessen wie ein wucherndes Krebsgeschwür die Gesellschaft von innen zersetzte.

Aber befassen wir uns weiter mit dem Brief an Wedemeyer.

Nach meinem Kenntnisstand ist es die einzige Stelle in seinem doch recht umfangreichen Werk an der Marx den Begriff „Diktatur des Proletariats“ überhaupt verwendet.

Der Briefwechsel diente der Vorbereitung eines Zeitschriftenprojektes Wedemeyers. In dieser Zeitschrift „Revolution“ sollte auch eine Artikelserie von Marx erscheinen, die, nachdem die Zeitschrift mangels Geld eingestellt wurde, als seperate Broschüre 1853 unter dem Titel „Der 18.Brumaire des Louis Bonaparte“ erschien.

In dieser Schrift finden wir die folgende Chronologie (Es geht um die Entwicklung bis zum Staatsstreich Louis Bonapartes):

„So endete die Ordnungspartei, die legislative Versammlung und die Februarrevolution. Ehe wir zum Schluß eilen, kurz das Schema ihrer Geschichte:

I. *Erste Periode*. Vom 24. Februar bis 4. Mai 1848. Februarperiode. Prolog. Allgemeiner Verbrüderungsschwindel.

II. *Zweite Periode*. Periode der Konstituierung der Republik und der konstituierenden Nationalversammlung.

1. 4. Mai bis 25. Juni 1848. Kampf sämtlicher Klassen gegen das Proletariat. Niederlage des Proletariats in den Junitagen.
2. 25. Juni bis 10. Dezember 1848. Diktatur der reinen Bourgeois-Republikaner. Entwertung der Konstitution. Verhängung des Belagerungszustandes über Paris. Die Bourgeoisdiktatur am 10. Dezember beseitigt durch die Wahl Bonapartes zum Präsidenten.
3. 20. Dezember 1848 bis 28. Mai 1849. Kampf der Konstituante mit Bonaparte und der mit ihm vereinigten Ordnungspartei. Untergang der Konstituante. Fall der republikanischen Bourgeoisie.

III. *Dritte Periode*. Periode der *konstitutionellen Republik* und der *legislativen Nationalversammlung*.

1. 18. Mai 1849 bis 13. Juni 1849. Kampf der Kleinbürger mit der Bourgeoisie und mit Bonaparte. Niederlage der kleinbürgerlichen Demokratie.
2. 13. Juni 1849 bis 31. Mai 1850. Parlamentarische Diktatur der Ordnungspartei. Vollendet ihre Herrschaft durch Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts, verliert aber das parlamentarische Ministerium.
3. 31. Mai 1850 bis 2. Dezember 1851. Kampf zwischen der parlamentarischen Bourgeoisie und Bonaparte.
   a) 31. Mai 1850 bis 12. Januar 1851. Das Parlament verliert den Oberbefehl über die Armee.
   b) 12. Januar bis 11. April 1851. Es unterliegt in den Versuchen, sich der Administrativgewalt wieder zu bemächtigen. Die Ordnungspartei verliert die selbständige parlamentarische Majorität. Ihre Koalition mit den Republikanern und der Montagne.
   c) 11. April 1851 bis 9. Oktober 1851. Revisions-, Fusions-,

Prorogationsversuche. Die Ordnungspartei löst sich in ihre einzelnen Bestandteile auf. Der Bruch des Bourgeoisparlaments und der Bourgeoispresse mit der Bourgeoismasse konsolidiert sich.

d) 9. Oktober bis 2. Dezember 1851. Offner Bruch zwischen dem Parlament und der Exekutivgewalt. Es vollzieht seinen Sterbeakt und unterliegt, von seiner eigenen Klasse, von der Armee, von allen übrigen Klassen im Stiche gelassen. Untergang des parlamentarischen Regimes und der Bourgeoisherrschaft. Sieg Bonapartes. Imperialistische Restaurationsparodie."

[Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 11780-11782 (vgl. MEW Bd. 8, S. 192-193)

http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]

Soweit Marx. Es fällt unmittelbar auf, daß das, was hier als „Diktatur" bezeichnet wird, mit unserem heutigen Begriff von Diktatur nichts zu tun hat.

Ein Beispiel:

„25. Juni bis 10. Dezember 1848. Diktatur der reinen Bourgeois-Republikaner. Entwertung der Konstitution. Verhängung des Belagerungszustandes über Paris. Die Bourgeoisdiktatur am 10. Dezember beseitigt durch die Wahl Bonapartes zum Präsidenten."

Diktaturen die einfach durch reguläre Wahlen beendet werden, sind nach unserem Verständnis keine.

Ein anderes Beispiel:
„13. Juni 1849 bis 31. Mai 1850. Parlamentarische Diktatur der Ordnungspartei. Vollendet ihre Herrschaft durch Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts, verliert aber das parlamentarische Ministerium."

„Parlamentarische Dikatur" geht nach unserem Verständnis überhaupt nicht, das ist sowas wie ein schwarzer Schimmel oder ein weißer Rappen.

Was tut hier Marx ? Beherrscht er die deutsche Sprache nicht ?

Nun, Begriffe unterliegen einem Bedeutungswandel.

Ein Diktator war in der römischen Republik ein für ein Jahr vom Volk gewählter Staatschef in dessen Hände die ansonsten getrennten Rechte und Kompetenzen des Senats und der Konsuln vereinigt wurden.
Eine Diktatur war demnach ein verfassungsgemäßer, durch die Verfassung bestimmter und begrenzter Zustand, in dem eine Person oder eine Gruppe „durchregieren" konnte (um es mit einer zeitgemäßen Phrase auszudrücken).
Was wir heute unter einer Diktatur verstehen, nämlich eine gesetzlose Willkürherr-

schaft, hätten die Römer und hätte vor allem Marx als Despotie bezeichnet.

Und von einer „Despotie des Proletariats" hat Marx nie geredet.

Von Despotien, egal unter welchem Firmenschild, hat er auch nie etwas gehalten.

Das große Thema des „18.Brumaire" ist der Verfall der bürgerlichen Demokratie, ihr Münden in eine Despotie als Konsequenz der brutalen Unterdrückung des Pariser Proletariats.

Weil man sich vor dem Proletariat fürchtet, amputiert man die Demokratie, setzt sie gegen seine Proletarier, aber auch weitere Gegner außer Kraft. Und sobald man dies getan hat, kommen andere und nutzen die bereit gestellten Mittel um ihrerseits die Demokratie weiter zu demontieren. Die Unterdrücker werden unterdrückt. Das geht solange, bis sich alle in den Händen eines Spielers und Abenteurers befinden.

Die verschiedenen Bourgeoisie-Fraktionen befinden sich in einem Dilemma aus dem sie nicht herausfinden:

Weil sie das Proletariat fürchten (und fürchten müssen), demontieren sie die Demokratie. In dem Maße in dem sie das tun, liefern sie anderen die Werkzeuge, mit denen auch sie unterdrückt werden können und schließlich unterdrückt werden. Und am Ende schießt eine entfesselte Soldeska feiernde Anhänger der Partei der Ordnung, die gerade mit Champaner auf ihrem Balkon auf den Sieg der „Ordnung" und Bonapartes über das Proletariat anstoßen wollen, von der Brüstung. Der Sieg war auch ein Sieg der Lumpen über sie.

Als zentralen politischen Widerspruch jeglicher Bourgeois-Herrschaft identifiziert Marx einerseits die Furcht vor dem unberechenbaren Volk, vor allem der gut organisierten Arbeiterschaft. Dieses Volk bildet immer die Mehrheit und deswegen fürchtet man es.

Die Mehrheit ist berufen zu herrschen, aber wer schützt dann das Eigentum der Bourgeoisie z.B. vor dem Zugriff einer progressiven Vermögens- und Einkommenssteuer.

Andererseits: Der Verzicht auf Demokratie und Rechtstaatlichkeit etabliert einen Räuberstaat, in dem das Eigentum der einzelnen Bourgeois auch nicht sicher ist, weil sich Räuber selten damit zufrieden geben nur den Nachbarn zu beklauen.

Ohne eine Ordnung, in der Verträge gehalten und Gesetze beachtet werden, funktioniert auf Dauer keine kapitalistische Wirtschaft.

D.h. aber Rechtssicherheit und Verlässlichkeit ist im Zweifelsfall für die Bourgeois wichtiger als Demokratie. Vor allem das Wahlrecht für alle ist aus dieser Perspektive entbehrlich.

Es zeigt sich aber, dass ohne Demokratie auch die Rechtssicherheit nicht garantiert ist. Machthaber streben gerne zu der ganzen Macht und Despotien stellen sich über das Gesetz, selbst Bundeskanzler, die zu lange im Amt waren, tendieren ja bekanntlich dazu ihr „Ehrenwort" über das Gesetz zu stellen.

So braucht die Bourgeoisie das Volk, das sie zugleich fürchtet.

Umgekehrt braucht das Volk, braucht gerade die Arbeiterschaft das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht um überhaupt Einfluss nehmen zu können.

Das ist die notwendige Bedingung dafür, dass die Interessen des Proletariats und

anderer unterpriveligierten Schichten sich überhaupt gegen das große Geld behaupten können.

Aber das ist nur eine notwendige Bedingung. Das Recht sich zu organisieren und die Fähigkeit, dieses Recht auch umfassend zu nutzen sind Grundvoraussetzungen dafür, dass aus der Möglichkeit eigene Interessen zu vertreten und durch zu setzen auch Wirklichkeit werden kann.

Das Recht sich zu organisieren beinhaltet ohne Zweifel auch das Recht sich in einer neuen Gewerkschaft zu organisieren, wenn die alte vergessen hat, wessen Interessen sie zu vertreten hat und es beinhaltet selbstverständlich auch das Recht die Wahl zwischen mehreren Parteien zu haben.

Und es ist gut und nicht schlecht, wenn sich diese Parteien darum streiten, wer die Interessen des Volkes am effektivsten vertritt.

Andernfalls, wenn es nur eine wählbare Partei gibt, wird es zu einfach die Führer zu kaufen. Und selbst wenn die Führer nicht käuflich sind, können sie immer noch unfähig sein.

Sowohl bei der Wahl (schon auf Grund der Stimmenzahl) als auch bei der Frage, wie viel demokratische Institutionen (z.B. Parlamente) tatsächlich praktisch ausrichten können, darf man die Größe und Eigenständigkeit das Staatsapparats nicht unberücksichtigt lassen.

Für Marx ist dies im „18.Brumaire" ein großes und ungelöstes Problem. Der Apparat neigt dazu sich zu verselbständigen.

Gerade die französische Konstruktion: Starker Präsident mit umfassender Exekutivgewalt und zentralistischem Durchgriff, kann leicht dazu führen, dass sich die Beamten einer imaginären Staatsräson mehr verpflichtet fühlen als der parlamentarischen Mehrheit.

Aber auch die eher föderale Struktur Deutschlands hat uns ja keineswegs vor Geheimdiensten bewahrt, denen ihr Korpsgeist höher steht als der Respekt vor dem Parlament, vor den gewählten Vertretern des Volkes.

Marx sieht dieses Problem, nimmt es sehr ernst und beklagt, dass Ansätze zur Selbstverwaltung eher unterdrückt werden.

Weil er dieses Problem für zentral hält,deswegen ist er auch später nochmal darauf zurück gekommen.

Und wir werden darauf auch zurück kommen.

Zuvor wollen wir uns aber noch kurz mit beider Wissenschaftsverständnis befassen.

Alles ist Geschichte

In der Deutschen Ideologie finden wir unter den gestrichenen Stellen folgende Passage (im Kapitel 1. Die Ideologie überhaupt, speziell die deutsche Philosophie):

„Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte. Die Geschichte kann von zwei Seiten aus betrachtet, in die Geschichte der Natur und die Geschichte der Menschen abgeteilt werden. Beide Seiten sind indes nicht zu trennen;

solange Menschen existieren, bedingen sich Geschichte der Natur und Geschichte der Menschen gegenseitig. Die Geschichte der Natur, die sogenannte Naturwissenschaft, geht uns hier nicht an; auf die Geschichte der Menschen werden wir indes einzugehen haben, da fast die ganze Ideologie sich entweder auf eine verdrehte Auffassung dieser Geschichte oder auf eine gänzliche Abstraktion von ihr reduziert. Die Ideologie selbst ist nur eine der Seiten dieser Geschichte."

Die These, dass es in der menschlichen Gesellschaft und in der physikalischen und biologischen Welt immer nur um Geschichte geht, d.h. darum wie etwas geworden ist und wie und warum es wieder vergeht, war reichlich kühn.

Zumal in einer Zeit, in der nicht nur die Philosophie vor allem von „ewigen" Wahrheiten handelte und nichts anderes bedeutet schließlich Metaphysik. In der Biologie stand Darwin noch bevor und die Physik war erst recht ein Hort ewig gültiger Newtonscher Gesetze.

Deswegen ist die Streichung verständlich.

Wenn wir diese Streichung für uns zurück nehmen, brauchen wir angesichts der Tatsache, dass Physiker heute über die Entstehung der Atome forschen, keinen wirklichen Mut mehr.

Die Erkenntnis, dass alles was ist, geworden ist und daher eine Geschichte hat, setzt sich mehr und mehr durch.

Andererseits bedeutet die Streichung eines vielleicht allzu kühnen Satzes noch lange nicht, dass dieser Satz nicht prägend war für beider Wissenschaftsverständnis.

Deswegen ist der entscheidende Verrat an ihrem Vermächtnis immer der Versuch, daraus ewige Wahrheiten zu destillieren.

Marx Satz von 1852 im Brief an Wedemeyer war geprägt von den französischen Erfahrungen zwischen 1848, als zum erstenmal auf der Welt überhaupt zumindest ein Vertreter der Arbeiterschaft einer Regierung angehörte und dem Untergang der Demokratie 1852 im 2.Kaiserreich.

Für ihn war damals klar, dass die organisierte Arbeiterschaft in einer künftigen Revolution die Dominanz, die Hegemonie anstreben musste um die ganze Gesellschaft über einen längeren Zeitraum im eigenen Interesse um zu bauen.

Die Idee einer despotischen Herrschaft im Namen des Proletariats war für ihn unvorstellbar und lag vollständig außerhalb seines Denkhorizonts.

Weil alles Geschichte ist und weil alle Erkenntnis nur aus der Untersuchung der tatsächlichen Entwicklung kommen kann, deswegen hat er die Ökonomie immer am Beispiel Englands erforscht, als Philosoph war er deutsch, aber einer der dem aufkeimenden und später so verhängnisvollen deutschen Nationaldünkel kritisch und äußerst reserviert gegenüber stand und als politischer Denker, als Revolutionär, war er von Kopf bis Fuß und mit Haut und Haaren Franzose.

Dass es heute nicht reicht nur Franzose zu sein und wir ebenso sehr Chinesen, Vietnamesen, Tunesier, Lybier, Ägypther und Syrer sein müssen, macht sicher vieles schwieriger, aber auch spannender und interessanter.

Was wir ihm an geschichtlicher Erkenntnis voraus haben ist vor allem dies:

1. Vergesellschaftung darf niemals mit Verstaatlichung gleich gesetzt werden, weil man sich sonst mit älteren Ausbeuterklassen gegen die Bourgeoisie verbündet

und damit nur einen Form der Unterdrückung gegen eine andere tauscht. Die Skepsis von Marx und Engels gegen die Lasseallaner und ihre Bereitschaft sich gegen die Bourgeoisie mit dem Junker Bismarck und dem preußischen Staat zu verbünden, war voll gerechtfertigt.

2. Der mögliche gemeinsame Untergang aller Klassen, der ganzen Menschheit ist heute das entscheidende Problem, das gelöst werden muss.
   Die Menschheit kann sich selbst umbringen.

Vor diesem Hintergrund kann uns niemand das eigene Denken abnehmen. Dieses eigene Denken kann aber von zwei sehr originellen Denkern des 19.Jahrhunderts entscheidende Anstöße erhalten.

Mehr jedenfalls als von den so geschätzten Schopenhauers und Nietzsches.

Die Pariser Kommune

Weil alle Wissenschaft für Marx Wissenschaft der Geschichte ist, deswegen war auch für sein eigenes theoretisches Verständnis der weitere Gang der Geschichte, speziell in Frankreich, der entscheidende Lehrmeister.
Die große, theoretisch und praktisch ungelöste Frage, die die Jahre zwischen 1848 und 1852 aufgeworfen hatten, war die Frage, wie das Volk allgemein und speziell die Arbeiterschaft in einer Demokratie den Staatsapparat so kontrollieren kann, dass er ihren Interessen dient und nicht zur Selbstbedienungsmaschine wird, die am Ende, wie unter Louis Bonaparte, unser aller Freiheit vernichtet.

Als 1870 die Preußen vor Paris standen und das Kaiserreich fallierte, wählte das Volk von Paris einen neuen Stadtrat und entfaltete ein bis dahin beispielloses Experiment der Selbstverwaltung und direkten Demokratie.

Dieses Experiment scheiterte und musste scheitern angesichts der Überlegenheit der preußischen Militärmaschine und angesichts der Prinzipienlosigkeit der nach Versailles geflohenen Nationalversammlung, die ihre zweifelhafte Legitimation noch aus unter Napoleon III manipulierten Wahlen bezog und sich nun mit dem preußischen Feind gegen das eigene Volk verbündete.

Nach dem Untergang der Pariser Kommune schrieb Marx seine berühmte Generaladresse der 1. Internationale in der er in einem großartigen Wurf die theoretischen Schlussfolgerungen aus diesem historischen Lehrstück zu ziehen versuchte.

Selbstverwaltung und Selbstorganisation auf lokaler Ebene ist demnach der Schlüssel zur Lösung einer Reihe praktischer Probleme, die die parlamentarische Demokratie bis dahin nie zufriedenstellend lösen konnte.

Im Zentrum stehen dabei für ihn vor allem zwei eng miteinander verflochtene Probleme:
Die Existenz eines staatlichen Gewalt- und Verwaltungsapparats, der sich oft wenig bis gar nicht darum schert was das Volk will, selbst wenn dieser Wille klar und unmissverständlich durch seine gewählten Repräsentanten zum Ausdruck gebracht wird.

Und andererseits die Neigung eben dieser Repräsentanten ihre möglicherweise ja klugen und gewählten Worte schon für Taten zu halten. Im Umfeld von Parlament und Regierung entsteht oft eine Scheinwelt, die mit der Realität in der abfällig so genannten „Provinz" wenig bis gar nichts zu tun hat (wobei die „Provinz" immer schon in den Stadtteilen der jeweiligen Hauptstadt beginnt).

Gegen beide Tendenzen ist direkte Demokratie das gelebte Gegengift.

Und die Kommune hat gezeigt, wie eine solche direkte Demokratie praktisch aussehen und funktionieren könnte.

Das ist ihr bleibendes Resultat.

Gegen den „freien Volksstaat"

Ende der 60iger Jahre des 19 Jahrhunderts drohte Marx den frisch vereinten „Eisenacher" und „Lassalleanischen" Sozialldemokraten mit dem Bruch.

Grund war das „Gothaer Programm" von ??? des Vereinigungsparteitags.

Der dortige Programmsatz:

„Die Sozialdemokraten erstreben einen freien Volksstaat" erregte seinen prinzipiellen Zorn:

Zitat

Vermutlich diente die Phrase vom „freien Volksstaat" nur als allzu vorsichtige Umschreibung des Ziels einer parlamentarischen Republik, aber Marx sieht sich genötigt sein grundsätzliches Staatsverständnis zu formulieren:

Der Staat ist immer ein Gewaltapparat, eine Maschine zur Unterdrückung. Wirklich frei können die Menschen, kann eine Gesellschaft deswegen nur dann sein, wenn sie keinen Staat mehr braucht.

Die Abwesenheit des Staates ist geradezu ein Gradmesser der Freiheit.

Umgekehrt ist ein Staat, dem nicht die strengsten und engsten, auch und gerade institutionelle Fesseln angelegt werden, nichts anderes als eine Despotie.

Man muss sich entscheiden: Entweder Freiheit oder Staat.

Und danach entwickelt er seine berühmte, später von Lenin schändlich missbrauchte 2-Phasen-Theorie des Kommunismus:

In der ersten Phase existiert der Staat noch, aber es ist ein Staat, den die arbeitende Bevölkerung politisch kontrolliert.

In dieser Phase richtet sich die staatliche Macht, z.B. über Vermögens- und progressive Einkommensbesteuerung, gegen die bisher herrschenden Ausbeuterklassen und beseitigt ihre Privilegien.

Gleichzeitig wird der Bereich der Selbstverwaltung, der Selbstkontrolle auch und gerade durch staatliches Handeln ausgeweitet, so dass immer mehr gesellschaftliche Bereiche, vor allem in der Wirtschaft, der Kontrolle der Citoyens, in der Wirtschaft: Derjenigen, die die Arbeit machen, unterliegen.

Das sich immer mehr ausweitende Netz an „freier Assozation“ macht schließlich den Staat überflüssig. An die Stelle von Zwang tritt die Kooperation.

Dieses Ziel bezeichnet er als „Kommunismus“.

5-Jahr-Pläne und staatliche Planvorgaben sind in diesem Konzept nicht vorgesehen.

Marx betont von Anfang an (z.B. in der „Deutschen Ideologie“) immer die Notwendigkeit den Widerspruch zwischen dem eigentlich gesellschaftlichen Charakter der Produktion und der privaten Aneignung zu lösen.

Das ist für ihn das zentrale Problem, das die Menschheit bei Strafe ihres Untergangs lösen muss.

Aber gerade in seiner „Kritik des Gothaer Programms wird deutlich, dass für ihn „Verstaatlichung“ überhaupt nicht die Lösung des Problems ist.

Die „Idealstaaten“ für Marx, aber auch für Engels, waren die USA oder die Schweiz, weil dort (fast) alles durch Wahl oder Abstimmung entschieden wird.

Und die befreiende Wirkung der „Pariser Kommune“ bestand für ihn darin, dass hier der arbeitende Teil der Pariser Bevölkerung begonnen hatte, sein Leben selbst zu organisieren.

Für ihn war genau das „Kommunismus“.

Staat statt Revolution – Der Leninismus

Selten haben sich Theorie und Praxis mehr widersprochen als bei Lenins wohl bekanntestem und berühmtesten Werk „Staat und Revolution“.

Scheinbar knüpft er dabei an Marx an, aber bei genauerem Hinsehen offenbaren sich bemerkenswerte Brüche und Verzerrungen.

Marxens Kritik an den Unzulänglichkeiten des Parlamentarismus und des Rechtsstaats wird gewissermassen kurzgeschlossen, so dass am Ende die große Nacht entsteht, bei der bekanntlich alle Katzen grau erscheinen.

Die praktische Frage, die Lenin umtreibt und die den Hintergrund seiner theoretischen Bemühungen bildet, lautet kurz und prägnant:

Können die Bolschewiki in Rußland die Macht übernehmen ?

Und die Antwort lautet:

Ja, wenn 200.000 Aristokraten Rußland regieren konnten, werden das 200.000 Bolschewiki genauso gut, wenn nicht besser, hin bekommen

Belegstelle

Der eigentliche theoretische und praktische Zweck seiner Broschüre „Staat und Revolution“ besteht darin, dieses spätere Handeln so zu legitimieren, dass aus einem bloßen Putsch eine revolutionäre Tat, die Erfüllung des Traums von der Kommune werden konnte.

Das war aber nur möglich durch eine geschickte (Ver)fälschung dieses Traums.

Dabei kam ihm auch der Bedeutungswandel, den das Wort „Diktatur" inzwischen gemacht hatte, sehr zu pass.

Für Marx und das frühe 19 Jahrhundert waren „Diktatur" und „Despotie" zwei klar von einander geschiedene Begriffe:

Eine Diktatur war eine rechtstaatliche Ordnung, bei der die Macht vorübergehend oder für längere Zeit in den Händen einer oder weniger Personen bzw. (bei Marx) in den Händen einer Gesellschaftsklasse oder einer bestimmten Klassenfraktion war.

Eine Despotie bedeute dagegen Willkürherrschaft eines von allen rechtlichen Fesseln freien Staatsapparats, unabhängig davon, ob an der Spitze einer solchen Despotie einer oder mehrere ihrer Willkür freien Lauf lassen durften.

Bei Lenin ist Diktatur und Despotie dasselbe, nämlich Willkürherrschaft.

Stattdessen ist es nach seiner Meinung allein entscheidend wer herrscht nicht wie Herrschaft ausgeübt wird und sich legitimiert.

Überhaupt ist Legitimation nur bürgerlicher Schwindel und jede Herrschaft somit Willkürherrschaft.

„Wer wenn" ist demnach die einzige relevante Frage: Wer beherrscht wenn.

Das Etikett „proletarisch" rechtfertigt dann alles.

Das Etiketten in Wirklichkeit gar nichts besagen und es darauf ankommt, was sich dahinter verbirgt, ist zwar dem „Marxisten" nicht fremd, aber ihm fehlt jedes Bewusstsein dafür, dass Regeln, gesellschaftliche Normen und Gebräuche staatliche Macht tatsächlich einschränken können.

Sein „Materialismus" ist beschränkt. Macht ist für ihn immer der Knüppel, der regiert (und allenfalls durch Revolver u.ä. revolutioniert wird). Dass Vertrauen, Verlässlichkeit, Vertragstreue, eine von der Exekutive unabhängige Justiz Faktoren sind, die für einen halbwegs funktionierenden Kapitalismus gebraucht werden und dass ihr Fehlen (beispielsweise im Faschismus, im bonapartistischen Frankreich oder im heutigen „kommunistischen" China) auf längere Sicht dysfunktional ist, liegt jenseits seines Horizonts.

Er hat lange in der Schweiz gelebt und die Schweizer Schokolade genossen, aber er hat nicht begriffen, dass die Schweizer Demokratie und die bekannte Qualität Schweizer Produkte, die Fähigkeit der Schweizer, was sie machen, gut zu machen, zusammen hängen.

Das eine ist nicht ohne das andere zu haben.

Dass die auch von ihm immer wieder beklagte „mangelnde russische Kultur" vor allem in einem Fehlen rechtlicher Schranken gegen staatliche Willkür begründet ist, übersteigt seinen Horizont.

Die direkte, die Rätedemokratie stellt er in einen Gegensatz zur parlamentarischen. Wobei in vor allem der Formalismus parlamentarischer Verfahren suspekt ist.

Dagegen sollen die Sowjets die „wahre Demokratie" fern von jedem Formalismus verkörpern. Damit inszeniert er sich als den Vollender Marxscher Ideen.

Da er aber gleichzeitig jede wirkliche institutionelle Sicherung, jegliches Abrücken von

bloßer Willkür, jeglichen Ruf nach verbindlichen Regeln als „bürgerlich" abtut, bleibt die Herrschaft der Sowjets eine bloße Illusion, die spätestens 1921 von Tuchaschewski in Kronstadt im Blut ertränkt wurde.

Auch direkte Demokratie braucht verbindliche Regeln, an die man sich auch dann noch hält, wenn die Mehrheit gegen einen ist.

So wurde, was als Revolution begann, zur Erneuerung der russischen Despotie, zur Fortsetzung der zaristischen Willkürherrschaft im Zeichen von Hammer und Sichel.

„Das Schlimme aber ist, dass Bucharin nicht an Bescheidenheit leidet."

1928 vollzog Stalin einen radikalen Kurswechsel. Damals entstand der erste 5-Jahr-Plan, die Bauern wurden durch die sogenannte „Entkulakisierung" in Not und Elend gestürzt. Und auf dem Land, in den „Kornkammern" des Landes, vor allem in der Ukraine, entwickelte sich in Folge dieser katastrophalen Politik eine der größten Hungersnöte des 20.Jahrhunderts.

Der Kurswechsel betraf auch die Kommunistische Internationale, hier vor allem die Kommunistische Partei Deutschlands, die damals größte kommunistische Partei nach der KPdSU.

Das ZK der KPD hatte gerade Thälmann abgesetzt, weil sein Skatbruder Wittlich Parteigelder unterschlagen hatte.

Stalin sorgte dafür, dass Thälmann im Amt blieb und stattdessen die ausgeschlossen wurden, die die Unterschlagung aufgedeckt hatten.

Viel schlimmer war aber, dass Stalin Thälmann und Genossen auf einen abenteuerlichen Kurs einschwor: Die Sozialdemokraten sind der Hauptfeind und die linken Sozialdemokraten die Schlimmsten, weil sie verhindern, dass die Massen zu den Kommunisten strömen.
Deswegen müssen die Kommunisten hauptsächlich die Sozialdemokraten, die nun Sozialfaschisten genannt wurden, bekämpfen.

Ohne diese Politik wäre Hitler vermutlich nie an die Macht gekommen.
Dazu trug sowohl die Konzentration des Kampfes auf die Sozialdemokraten als auch die inflationäre Verwendung des Begriffs „Faschismus" bei, die entscheidend dafür sorgte, dass die Nazis verharmlost wurden.

So wurde Stalins Kurswechsel für zwei Länder zum Verhängnis und führte schnurstracks in die grösste Katastrophe die Europa jemals erlebt hat.

Begründet wurde all dies mit seiner Theorie der „Klassenverlagerungen". Ein ausgesprochen seltsames Wort, jedenfalls im Deutschen.

Nach dieser Theorie führt der Erfolg des Sozialismus in der Sowjetunion (in Wirklichkeit eher ein Potemkinsches Dorf) automatisch zur Verschärfung des Klassenkampfs zwischen Bourgeoisie und Proletariat.

In diesem Kampf geht für „aufrechte Kommunisten" wie Stalin die grösste Gefahr von den anderen Linken aus. Sie werden zur letzten Bastion des Kapitalismus im Kampf gegen den siegreichen Sozialismus.

Deswegen kann und darf man auch mit Faschisten paktieren. Sie sind weniger gefährlich.

Diesen ganzen theoretischen Stuss breitete er u.a. auf einer ZK-Tagung 1929 aus:

„Über die rechte Abweichung in der KpdSU(B) – Aus einer Rede auf dem Plenum des ZK der KPdSU (B) im April 1929"

(J.Stalin, Fragen des Leninismus, Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1946, Seite 261 ff.)

Es ist bemerkenswert, dass auch Stalin behauptet einen Kurs der Mitte zu fahren, warnt er doch vor „linken" und „rechten" Abweichungen.

Dabei macht er es wie andere Politiker auch und behauptet, wo er stehe sei die „Mitte".

Es ist überhaupt etwas Merkwürdiges an diesem Begriff der „Mitte".

„Links" und „rechts" bezeichnen normalerweise Positionen die Gleichheit fordern, wenn sie links sind oder die Ungleichheit für gottgegeben halten, wenn sie rechts sind.

Traditionell sind daher die Begriffe links und rechts auch mit den Begriffen „progressiv" und „konservativ" verknüpft.

Die Vertreter der Ungleichheit wünschen für gewöhnlich die Welt so ungleich zu belassen, wie sie ist und gelten deswegen als konservativ.

Allerdings haben diese Status-Konservativen durch Ökologiebewegung und grüne Parteien mittlerweile Konkurrenz bekommen: Wer das ökologische Gleichgewicht wahren will, muss skeptisch sein gegen vieles was als „Fortschritt" daher kommt, aber deswegen ist man noch lange nicht dafür, dass der Herr Herr bleibt und der Knecht Knecht.

Im Gegenteil: Gerade weil der Anteil der Frauen an der Umweltbewegung eher überdurchschnittlich ist, ist auch der Wille endlich die Gleichberechtigung der Geschlechter herzustellen, sehr groß.

D.h. es gibt jetzt auch einen linken Konservativismus.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang nun „Mitte" ?

Es ist der Wunsch des Spießers man möge es in keiner Weise und in keine Richtung übertreiben.

Nicht zu viel Gleichheit, weil dann die eigenen Privilegien in Gefahr geraten, aber auch nicht zuviel Ungleichheit, weil man sich dann zu tief vor anderen bücken muss.

Und der Fortschritt soll gemäßigt bzw. der Konservativismus trotzdem fortschrittlich sein.

Deswegen gelten Umweltschützer manchmal als „extremistisch" weil sie ein bestimmtes Stück Natur unbedingt erhalten wollen und nicht dafür sind es bloß ein bisschen zu zerstören.

Die Kämpfer um die „Mitte" können dann im Zweifel sehr militant werden.

Man spricht deswegen auch vom „Extremismus der Mitte".

Stalin war ein solcher mittiger Extremist.

Wobei seine Mitte er war und niemand sonst.

Er gehört zu jener gar nicht so seltenen Spezies Mann, die das erste Gebot am liebsten auf sich selbst beziehen:

„Ich, ich der ich hier stehe, bin der HERR Dein Gott und Du sollst keine anderen Götter neben mir haben !".

Im Falle Stalins war es für jeden neben ihm gefährlich, ja lebensgefährlich, wenn ER auch nur den Eindruck gewinnen konnte, da könnte ihm einer überlegen sein.

Bucharin war ihm überlegen, jedenfalls im Denken, keineswegs aber in der Beherrschung der bürokratischen Machtmaschine.

Natürlich wurden die „Rechten" und ihre Politik von Stalin nicht bekämpft weil sie irgendwelchen falschen Prinzipien folgten. Stalins Stärke beruhte ja gerade darauf, dass er keine Prinzipien kannte, nur Machtstreben und das Verlangen nach Unterwerfung.

Die „Rechten", aber mehr noch die Ergebnisse ihrer Politik: wirtschaftliche Entwicklung, Handel und Wandel, wurden seiner Macht gefährlich.
Bis 1928 wurde ja wirtschaftspolitisch eine Art staatliche Marktwirtschaft betrieben. Der Außenhandel war monopolisiert, der Getreideaufkauf war staatlich, aber die Bauern waren selbstständig, die meisten Handwerker auch, sofern sich nicht in Genossenschaften zusammen geschlossen hatten. Die Großindustrie war staatlich, allerdings operierten die einzelnen Betriebe auf eigene Rechnung und konnten bankrott gehen.

Das neue System ähnelte in vielerlei Hinsicht dem alten, nur dass die Herren gewechselt hatten.

Dieses System, das übrigens nicht ganz zufällig dem heutigen chinesischen System ähnelt, schließlich war Deng tsia ping Bucharin-Schüler in damaliger Zeit und auf der Moskauer Kommintern-Schule, wollte Bucharin weiter entwickeln.

Inwiefern bei einer solchen Weiterentwicklung irgendwann auch mehr Demokratie und Selbstverwaltung auf der Tagesordnung gestanden hätte, bleibt natürlich spekulativ.

Unbestritten sollte aber sein, dass Marktbeziehungen, wie staatlich gebändigt der Markt auch immer ist, die Macht bürokratischer, hierarchischer Organisationen unterspülen. Marx und Engels beschreiben diesen Prozess ja am Anfang des „Kommunistischen Manifests" sehr eindrücklich. Genau daraus leitet sich ja ihre These ab, dass in einer kapitalistischen Welt früher oder später jede andere Form von Ausbeutung und Unterdrückung weg gespült wird.

Bucharin und die „Rechten", hier konnten sie sich übrigens vollkommen zu Recht auf Lenin berufen, wollten aber den Kapitalismus entwickeln um zum Sozialismus zu kommen. Damit gefährdeten sie aber das ganz besonders vom „Generalsekretär" Stalin erfolgreich restaurierte bürokratisch-despotische Regime in seinen Grundfesten (ob sie es wussten oder nicht). Das war ihr eigentliches Verbrechen.

Wenn man nun schaut, wie Stalin in diesem ZK-Plenum argumentiert, stellt man erstaunt fest, er argumentiert gar nicht. Er stellt fest:

„Worin bestehen unsere Meinungsverschiedenheiten, womit hängen sie zusammen ?

Sie hängen vor allen Dingen mit der Frage der Klassenverlagerungen zusammen, die in letzter Zeit in unserem Lande und in den kapitalistischen Ländern vor sich gehen. Manche Genossen glauben, daß die Meinungsverschiedenheiten in unserer Partei

zufälligen Charakter tragen. Das ist unrichtig, Genossen. Das ist völlig unrichtig. Die Meinungsverschiedenheiten in unserer Partei sind entstanden auf der Grundlage der Klassenverlagerungen, auf der Grundlage der Verschärfung des Klassenkampfs, die in letzter Zeit vor sich geht und die einen Umschwung in der Entwicklung hervorruft. Der Hauptfehler der Gruppe Bucharins besteht darin, daß sie diese Verlagerungen und diesen Umschwung nicht sieht, sie nicht sieht und nicht bemerken will."

(a.a.O. Seite 261)

Da es das Wort „Klassenverlagerungen" im Deutschen definitiv nicht gibt, sich aber die „rechten" Kommunisten des schweren Verbrechens schuldig gemacht haben sollen ein Wort, das sie vielleicht ebenfalls nicht kennen, nicht beachtet zu haben, erwartet man als gespannter Leser, dass Stalin erklärt was er meint.

Nur diese Hoffnung ist vergeblich.

Es wäre dann auch zu schnell aufgefallen, dass das ganze Geheimnis dieser „Theorie" darin besteht Menschen aus anderen Arbeiterparteien, aber auch die eigenen GenossInnen zu „Klassenfeinden" zu erklären und damit aus soziologischen Begriffen wie „Kleinbürger", „Arbeiter" oder „Bourgeois" bloße Etiketten zu machen, die man seinen politischen Gegnern oder Freunden anheftet.

Wobei diese Begriffsverwirrung ihre tiefere Ursache zweifellos darin hat, dass der Bürokrat Stalin durch substanzlose Polemik davon ablenken musste, dass er und seine Parteigänger es eigentlich waren, die mit dem Auf- und Ausbau ihrer Herrschaft ihre angeblichen Ideale schon lange verraten hatten.

Auch in diesem Fall blamiert sich die Idee vor dem Interesse.

Stalins Vorwürfe an Bucharin gipfeln dann darin, dass er ihm vorwirft eine eigene, von Lenin abweichende Meinung vertreten zu haben:

„Das Schlimme aber ist, dass Bucharin nicht an Bescheidenheit leidet. Das Schlimme ist, dass er nicht nur nicht an Bescheidenheit leidet, sondern sich sogar unterfängt, unseren Lehrer Lenin in einer ganzen Reihe Fragen zu belehren, und zwar vor allen Dingen in der Frage des Staates. Das ist das Schlimme, Genossen."

(a.a.O. Seite 302)

Der Seminarist Dschugaschwili hat hier einen Mitschüler ertappt, der sich tatsächlich traut eigenständig über Fragen des Glaubens nach zu denken.

Dabei gehört es sich doch für einen Rechtgläubigen, dass er die großen Lehrer fleissig zitieren kann und es dabei belässt. Denn im eigenen Denken lauert die Häresie. Allerdings besteht die große Kunst des Zitierens auch darin, dass das wirkliche Leben oft weit von den Lehren entfernt ist und dass man dann so zitiert als hätten die große Lehrer schon immer die gegenwärtige Praxis legitimiert.

Im weiteren Verlauf zitiert er dann fleissig die „Kirchenlehrer" Lenin und Engels zur Rolle des Staates im Sozialismus. Wobei ihm Engels erkennbar Pobleme macht, denn Engels geht ganz selbstverständlich davon aus, dass in einer sozialistischen Gesellschaft vom Beginn an Schritt für Schritt staatliche Funktionen durch genossenschaftliche Selbstverwaltung abgelöst und ersetzt werden.

„Indem die kapitalistische Produktionsweise mehr und mehr die große Mehrzahl der Bevölkerung in Proletarier verwandelt, schafft sie die Macht, die diese Umwälzung, bei Strafe des Untergangs, zu vollziehn genötigt ist. Indem sie mehr und mehr auf

Verwandlung der großen, vergesellschafteten Produktionsmittel in Staatseigentum drängt, zeigt sie selbst den Weg an zur Vollziehung dieser Umwälzung. *Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum*. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf, und damit auch den Staat als Staat. Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, das heißt eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußern Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebnen Bedingungen der Unterdrückung (Sklaverei, Leibeigenschaft oder Hörigkeit, Lohnarbeit). Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft, aber er war dies nur, insofern er der Staat derjenigen Klasse war, welche selbst für ihre Zeit die ganze Gesellschaft vertrat: im Altertum Staat der sklavenhaltenden Staatsbürger, im Mittelalter des Feudaladels, in unsrer Zeit der Bourgeoisie. Indem er endlich tatsächlich Repräsentant der ganzen Gesellschaft wird, macht er sich selbst überflüssig. Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondre Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt – die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft – ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiete nach dem andern überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht »abgeschafft«, er *stirbt ab*. Hieran ist die Phrase vom »freien Volksstaat« zu messen, also sowohl nach ihrer zeitweiligen agitatorischen Berechtigung wie nach ihrer endgültigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit; hieran ebenfalls die Forderung der sogenannten Anarchisten, der Staat solle von heute auf morgen abgeschafft werden."
[Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Marx/Engels: Ausgewählte Werke, S. 8145-8147
(vgl. MEW Bd. 20, S. 261-262)
http://www.digitale-bibliothek.de/band11.htm]

Was wirklich gewesen war zu wissen und zu begreifen, ist nicht einfach. Zu verstehen was ist, was hier und jetzt mit uns geschieht, ist noch viel, viel schwerer.

Aber die Zukunft zu wissen ist unmöglich.

Wer weiß schon wohin die Schmetterlinge fliegen werden, schließlich wissen sie es selbst noch nicht.

Deshalb ist das Nachdenken über die Zukunft auch der Ort der Hoffnung und des Glaubens. „Glaube, Liebe, Hoffnung diese drei, aber die Liebe ist das Höchste" wie es Paulus formuliert hat.

Nicht nur religiöse Menschen glauben. Niemand kann über die Zukunft sprechen, ohne dass Glauben eine Rolle spielt. Und der paulinische Dreiklang beschreibt den Kompass, den wir brauchen, wenn wir uns ins Morgen auf den Weg machen.

Auch wenn Engels von der Zukunft spricht, weiß er nicht, sondern er glaubt. Er glaubt, dass das Proletariat die Staatsmacht erobern und die Produktionsmittel verstaatlichen wird. Und dass es gewissermaßen schon am Tag danach damit beginnt, staatliche

Macht in Selbstverwaltung zu überführen.

Er weiß nicht, oder besser er sieht es nicht und will es vielleicht gar nicht sehen, dass am Anfang aller Ausbeutergesellschaften eine Gesellschaft steht, in der der Staat tatsächlich die Kontrolle über alle Produktionsmittel hat.

Diese Gesellschaft nennt Marx aber „orientalische Despotie".

Wobei der Begriff „orientalisch" irreführend ist, denn diese Gesellschafts- und Staatsform findet sich auf (fast) allen Kontinenten.

Ja mehr noch: Als der junge Marx durch seine Geburtsstadt Trier spazierte, konnte er auf Schritt und Tritt den baulichen Resten des untergegangenen römischen Reiches begegnen. Dieses war aber spätestens seit den Tagen des Augustus eine „orientalische Despotie".

Was ist typisch für eine solche Staats- und Gesellschaftsform ?

Eine schmale Herrenschicht, die vermittels des Staates und einer ausgeklügelten Bürokratie die ganze Gesellschaft, einschließlich der Wirtschaft, im Griff hat.

Karl-August Wittfogel, Ende der 20iger Jahre noch Mitrbeiter der KOMINTERN und Bucharins, später amerikanischer Professor, hat darüber 1957 ein Buch veröffentlicht. Er weist dort darauf hin, dass bei Marx und Engels zwei gegensätzliche Staatsvorstellungen nebeneinander existieren.

Einmal die „europäische": Der Staat als „ideeller Gesamtkapitalist" vertritt die übergreifenden Interessen der herrschenden Klasse, ist aber von dieser abhängig. Im „18.Brumaire" analysiert Marx dies am Beispiel Frankreichs und man merkt, diese Analyse bereitet ihm Unbehagen, weil dieser Apparat sich unter Führung eines gewissenlosen Spielers namens Louis Bonaparte verselbständigt.

Deswegen sein lauter Jubel über die Pariser Kommune. Direkte Demokratie und kommunale Selbstverwaltung schienen die richtigen Gegenmittel gegen diese Verselbständigung des Staatsapparats zu sein (und vermutlich sind sie es auch).

Die „orientalische Despotie" ist nun genau nichts anderes als dieser verselbständigte Staatsapparat, der alle gesellschaftlichen Bereiche, einschließlich der Wirtschaft, kontrolliert.

Insofern ist die Forderung nach Verstaatlichung aller Produktionsmittel potentiell gefährlich, weil sie zur Allmacht des Staatsapparats beitragen kann, auch dann wenn sie im Namen des Proletariats vollzogen wird.

Diese Gefahr war Engels nicht bewusst.

Rußland war schon unter dem Zar eine Despotie und blieb es auch unter den Bolschewiki. Die schon für Europa problematische Losung der Verstaatlichung erhielt hier eine andere Bedeutung und wurde zur Losung für die Erneuerung, die Modernisierung der alten despotischen Ordnung.

Die bei der Pöstchenvergabe zu kurz gekommenen Lebedews waren die sozialen Träger dieses durch und durch reaktionären und restaurativen Prozesses. Und Stalin war ihr Mann bei den Bolschewiki.

Seine „Säuberungen" sollten jeden Rest anderer Ideen und Interessen in der herrschenden Elite tilgen.

Wie sehr der „Revolutionär" Stalin dabei dem von Dostjewskij erfundenen

„Revolutionär" Lebedew gleicht, kann vielleicht folgendes Zitat aus der oben erwähnten Rede Stalins verdeutlichen:

„Hier hat man ein Beispiel hypertropischer Anmaßungen eines Theoretikers (Bucharin W.A.), der noch zu lernen hat."
(a.a.O. Seite 307)
Dazu muss man wissen, dass sich russische Parteiführer auch durch theoretische Ausführungen als Führer legitimieren mussten. Stalin hatte in seiner früheren Zeit über die Nationalitätenfrage reüssiert, besser gesagt, der hilfsbereite Bucharin hatte ihm dazu die wesentlichen Ideen geliefert, möglicherweise sogar den kompletten Text.

Ähnelt er damit nicht in verblüffender Weise Lebedew, der dankbar sein muss, dass sich Myschkin in sein Haus einmietet, weil er und seine Familie davon lebt und der sich trotzden oder vielleicht sogar deswegen nicht entblödet, einen Hetzartikel gegen Myschkin in die Zeitung zu setzen ?

Woher nimmt eine theoretische Null namens Stalin eigentlich die Unverfrorenheit einem Bucharin Noten zu geben ?
Was für eine Anmaßung ist das denn ?

Es geht bei Stalin so weiter:

„Es ist durchaus möglich, dass Nadesda Kostantinowa (d.h. die Frau Lenins W.A.) tatsächlich mit Bucharin über die Dinge gesprochen hat, über die Bucharin hier schreibt (d.h. dass die Krupskaja Bucharin gesagt hat, dass Lenin seine, Bucharins Staatstheorie für richtiger erklärt hat als seine eigene W.A.).
Was folgt aber daraus ?" (a.a.O. Seite 307).

Für jeden normal denkenden Menschen folgt daraus, dass sich der todkranke Lenin bei Bucharin für eine frühere Polemik entschuldigt hat, bei der er Bucharin sehr hart angegangen ist.

Allerdings gelten für Stalin, der vorher besserwisserisch die Leninsche Polemik aus dem Jahre 1916 in epischer Breite zitiert hat um den Bucharin des Jahres 1929 damit zu widerlegen, offensichtlich andere Regeln als die Regeln der Logik.

Er fährt fort:
„Daraus folgt nur das eine, dass Lenin eine gewisse Veranlassung hatte zu glauben, dass Bucharin hab sich von früheren Fehlern losgesagt oder sei bereit es zu tun. Das ist alles. Aber Bucharin kalkuliert anders. Er fand, dass von nun an nicht mehr Lenin, sondern er, d.h. Bucharin, als der eigentliche Schöpfer oder zumindest Inspirator der marxistischen Staatstheorie an zu sehen sei."
(a.a.O. Seite 307).

Der denunziatorische Tonfall wäre des Gespanns Lebedew/Keller durchaus würdig. Dass auch das, was inhaltlich gesagt wird, mit der Wahrheit nichts zu tun hat, entspricht genauso völlig den Dostojewkischen „Vorbildern".

Lenin schreibt in „Staat und Revolution" seitenlang Marx und Engels ab und versucht vor allem zu beweisen, dass er der wahre, der authentische Exeget der von Marx und Engels niedergelegten ewigen Wahrheiten ist.
Bucharin liefert eine von Lenin abweichende Exegese und wird deswegen vom Herren verbellt.

Aber beide sind bloße Exegeten.

Und Marx und Engels, die tatsächlichen Schöpfer dieser Theorien haben sich immer

und mit der gebotenen Deutlichkeit dagegen verwahrt, dass man Ideen überhaupt einen Ewigkeitscharakter zu spricht.

Die Exegese wahr niemals ihr Geschäft.

Zum Problem der -ismen

Wenn Aufklärung der Ausgang der Menschheit aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit ist, dann besteht diese Unmündigkeit auch darin, dass man sich seines Kopfes nicht ohne fremde Hilfe bedient, dass man das Korsett einer Religion, Lehre, Weltanschauung benötigt, die man dann erfolgreich wiederkäut.

Natürlich denken wir nicht im luftleeren Raum sondern beeinflusst von unserer Umwelt. Und in dieser Umwelt ist das, was andere denken oder gedacht haben ein wesentlicher Einflussfaktor.

Wir haben Vorbilder im Denken und eifern ihnen nach. Wir finden und erfinden das Wenigste selbst, wir ernähren uns vom Denken unserer Mitmenschen.

Aber wirklich aufgeklärt im Sinne Kants sind wir erst, wenn wir uns gegenseitig das Selber-Denken erlauben.

Insofern ist jeder „ismus" eher ein Zeichen von Unsicherheit, eine Art Laufstall in dem man gehen lernt.

Sobald man gehen kann, sollte man diesen Laufstall verlassen.

Der Versuch andere auf einen Kanon von erlaubten Gedanken fest zu legen, ist dagegen der Versuch das Denken an die Kette zu legen.

Das Resultat ist dann irgendein Glauben bzw. Aberglauben

Natürlich brauchen wir einen Satz von Überzeugungen, unser Bild von der Welt.

So etwas zu haben ist eine wesentliche und notwendige Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt so etwas besitzen wie eine Identität.

Wir können nicht wirklich „ich" sagen ohne eine Idee von uns und der Welt.

Deswegen ist ein erfolgreicher Angriff auf unser Weltbild, wenn er tief geht und grundsätzlich ist, auch meist mit einer Identitätskrise verbunden.
Und deswegen kann unsere Abwehr sehr heftig, ja gewalttätig sein.
Es geht dann um unseren Wesenskern.

Weil das so ist, wird das Angebot von „Autoritäten", die einem sagen, was ist, so gerne angenommen. Sie bieten uns als Preis für eine bleibende Abhängigkeit ein Gefühl von Sicherheit.

„Aufklärung" ist daher harte Arbeit auch und gerade an sich selber. Wenn diese Arbeit glückt, dann wird man im besten Fall zu einem Menschen, der sicher in sich ruht, ohne allzu selbstgewiss und zu selbstsicher zu sein.

Wir müssen lernen den Zweifel, auch an uns selber, zu unserem Freund zu machen. Dieser Zweifel darf uns jeden Tag besuchen und wir reden entspannt mit ihm, ohne

jemals zu verzweifeln.

Den Zweifel für sich und für die Gesellschaft produktiv zu machen und ihn mit der Hoffnung zu versöhnen ist eine der schwierigsten Übungen überhaupt, die uns das Leben zu bieten hat.

Die Mühe ist sicher gross, aber der Gewinn, der uns daraus erwächst unermesslich: Wir sind dann wir selbst, aber wir sind es, obwohl wir uns jeden Tag ändern können. Und wir bleiben was wir sind, obwohl wir uns ständig wandeln.

Die Macht der vereinigten Individuen

„Der Kommunismus unterscheidet sich von allen bisherigen Bewegungen dadurch, daß er die Grundlage aller bisherigen Produktions- und Verkehrsverhältnisse umwälzt und alle naturwüchsigen Voraussetzungen zum ersten Mal mit Bewußtsein als Geschöpfe der bisherigen Menschen behandelt, ihrer Naturwüchsigkeit entkleidet und der Macht der vereinigten Individuen unterwirft. Seine Einrichtung ist daher wesentlich ökonomisch, die materielle Herstellung der Bedingungen dieser Vereinigung; sie macht die vorhandenen Bedingungen zu Bedingungen der Vereinigung. Das Bestehende, was der Kommunismus schafft, ist eben die wirkliche Basis zur Unmöglichmachung alles von den Individuen unabhängig Bestehenden, sofern dies Bestehende dennoch nichts als ein Produkt des bisherigen Verkehrs der Individuen selbst ist."
[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49102
(vgl. MEW Bd. 3, S. 70-71)
http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

So beginnt das Kapitel „Kommunismus. – Produktion der Verkehrsform selbst" in der deutschen Ideologie.

Man kann nun gewiss nicht behaupten, dass das was da steht und erst recht das was noch folgt zu den leicht verständlichen Passagen der „Deutschen Ideologie" gehört.

„Kommunismus" soll demnach zu aller erst bedeuten, dass die Menschen, jedes Individuum, seine/ihre Geschichte selbst macht.

An die Stelle von „Schicksal" tritt die freie Entscheidung und damit die „Unmöglichmachung alles von den Individuen unabhängig Bestehenden, sofern dies Bestehende dennoch nichts als ein Produkt des bisherigen Verkehrs der Individuen selbst ist".

D.h. insoweit unser Schicksal von uns und unseren Mitmenschen bestimmt ist, bestimmen wir selbst. Umgekehrt: Vor einer Natur, die sich von Menschen nicht bestimmen lässt, endet diese unsere gemeinsame Macht.

„Die Kommunisten behandeln also praktisch die durch die bisherige Produktion und Verkehr erzeugten Bedingungen als unorganische, ohne indes sich einzubilden, es sei der Plan oder die Bestimmung der bisherigen Generationen gewesen, ihnen Material zu liefern, und ohne zu glauben, daß diese Bedingungen für die sie schaffenden Individuen unorganisch waren.
Der Unterschied zwischen persönlichem Individuum und zufälligem Individuum ist keine Begriffsunterscheidung, sondern ein historisches Faktum.

Diese Unterscheidung hat zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Sinn, z.B. der Stand als etwas dem Individuum Zufälliges im 18. Jahrhundert, plus ou moins auch die Familie. Es ist eine Unterscheidung, die nicht wir für jede Zeit zu machen haben, sondern die jede Zeit unter den verschiedenen Elementen, die sie vorfindet, selbst macht, und zwar nicht nach dem Begriff, sondern durch materielle Lebenskollisionen gezwungen."
[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49102-49103 (vgl. MEW Bd. 3, S. 71) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

„Der Unterschied zwischen persönlichem Individuum und zufälligem Individuum ist keine Begriffsunterscheidung, sondern ein historisches Faktum."
Mein „Ich" ist zunächst bestimmt dadurch, wo und wann ich geboren bin, durch mein Geschlecht, meine DNA und durch die Frage, welchen gesellschaftlichen Rang meine Eltern hatten.
All dies ist mir zufällig.
Wobei diese Zufälle eine unterschiedliche Qualität haben, weil sie einerseits meiner Natur und andererseits meiner gesellschaftlichen Position geschuldet sind. Gleichzeitig wechselwirken Natur und Gesellschaft vielfältig.

Zum persönlichen Individuum werde ich durch das, was ich aus mir mache.
Das hängt aber eng mit der Frage zusammen, was ich überhaupt aus mir machen kann.

„Kommunismus" hieße demnach, dass mich keine Gesellschaft daran hindert zu entfalten, was in mir steckt.
Das wäre demnach aber das genaue Gegenteil von „Kollektivismus" im Sinne von: Du musst sein wie alle anderen.
Das hat aber sehr viel Ähnlichkeit mit Martin Luther Kings berühmter „I have a dream .."-Rede. „Kommunismus" wäre demnach genau diesen Traum zu träumen.

Weil ich gleichviel wert bin, wie alle anderen, darf ich so sein, wie es mir gemäss ist.

Wie weit ich dabei komme, hängt davon ab, welche Möglichkeiten mir meine Zeit bietet. Und meine Zeit, die Gesellschaft, die in meiner Gegenwart existiert, sieht sich in der Verpflichtung mir und jedem anderen auch diese Möglichkeit der Selbstverwirklichung in ihren historischen Grenzen zu bieten.

„Was als zufällig der späteren Zeit im Gegensatz zur früheren erscheint, also auch unter den ihr von der früheren überkommenen Elementen, ist eine Verkehrsform, die einer bestimmten Entwicklung der Produktivkräfte entsprach. Das Verhältnis der Produktionskräfte zur Verkehrsform ist das Verhältnis der Verkehrsform zur Tätigkeit oder Betätigung der Individuen. (Die Grundform dieser Betätigung ist natürlich die materielle, von der alle andre geistige, politische, religiöse etc. abhängt. Die verschiedene Gestaltung des materiellen Lebens ist natürlich jedesmal abhängig von den schon entwickelten Bedürfnissen, und sowohl die Erzeugung wie die Befriedigung dieser Bedürfnisse ist selbst ein historischer Prozeß, der sich bei keinem Schafe oder Hunde findet (widerhaariges Hauptargument Stirners *adversus* hominem), obwohl Schafe und Hunde in ihrer jetzigen Gestalt allerdings, aber malgré eux, Produkte eines historischen Prozesses sind.) Die Bedingungen, unter denen die Individuen, solange der Widerspruch noch nicht eingetreten ist, miteinander verkehren, sind zu ihrer Individualität gehörige Bedingungen, nichts Äußerliches für sie, Bedingungen, unter denen diese bestimmten, unter bestimmten Verhältnissen existierenden Individuen

allein ihr materielles Leben und was damit zusammenhängt produzieren können, sind also die Bedingungen ihrer Selbstbetätigung und werden von dieser Selbstbetätigung produziert.Die bestimmte Bedingung, unter der sie produzieren, entspricht also, solange der Widerspruch noch nicht eingetreten ist, ihrer wirklichen Bedingtheit, ihrem einseitigen Dasein, dessen Einseitigkeit sich erst durch den Eintritt des Widerspruchs zeigt und also für die Späteren existiert. Dann erscheint diese Bedingung als eine zufällige Fessel, und dann wird das Bewußtsein, daß sie eine Fessel sei, auch der früheren Zeit untergeschoben."

[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49103 – 49104 (vgl. MEW Bd. 3, S. 71-72) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Es geht also um die Freiheit des Individuums, nicht als etwas bloß behauptetes sondern als wirklich gelebte Freiheit.
Diese Freiheit ist jeweils historisch bedingt und beschränkt und davon abhängig wie die Menschen ihren Stoffwechsel mit der Natur organisieren.
Dabei begrenzen uns unsere Fähigkeiten und Werkzeuge, aber auch die Beziehungen, die wir untereinander und miteinander eingehen.
Sie können gleichermaßen ein Moment der Freiheit oder der Unfreiheit sein.

Die Idee, der Einzelne könne unabhängig von seiner Gemeinschaft mit allen anderen, die Idee der Robinsonade, erweist dagegen als ahistorische Illusion, die nur in der persönlichen Katastrophe enden kann.
Der einsame Cowboy stirbt nicht nur einsam, er stirbt vor allem lange vor seiner Zeit.

Der Einzige und seine Einbildung

„Ich hab mein Sach auf nichts gestellt" behauptet Max Stirner in seinem „Der Einzige und sein Eigentum" und fährt fort:

„Was soll nicht alles meine Sache sein! Vor allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volkes, meines Fürsten, meines Vaterlandes; endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur *meine* Sache soll niemals meine Sache sein. »Pfui über den Egoisten, der nur an sich denkt!«

Sehen wir denn zu, wie diejenigen es mit *ihrer* Sache machen, für deren Sache wir arbeiten, uns hingeben und begeistern sollen."

[Stirner: Der Einzige und sein Eigentum. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 47277 (vgl. Stirner-Einzige, S. 22)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Vor allem nach Hitler und seinen ungeheuren Verbrechen war dies fast das Glaubensbekenntnis einer ganzen Generation von missbrauchten Hitlerjungen und um ihre Jugend betrogenen „deutschen Mädchen".
Dass das Menschenopfer Gott nicht wohlgefällig ist, wissen wir seit Abrahams Tagen.
Allerdings ist in unseren Tagen an die Stelle des Götzen der „Sachzwang" getreten, was aber gegebenenfalls am Blutdurst nichts ändert.
Stirners Antwort auf diese Zumutung ist das Bekenntnis zum Egoismus.
Er stützt seine Argumentation darauf, dass er sagt: „Alle denken an sich, nur ich soll an andere denken."

Dieses etwas simple Argument wird nun durchgekaut. Erst kommt der egoistische Gott, dann die ebenso egoistische Menschheit:

„Wie steht es mit Menschheit, deren Sache wir zur unsrigen machen sollen? Ist ihre Sache etwa die eines andern und dient die Menschheit einer höheren Sache? Nein, die Menschheit sieht nur auf sich, die Menschheit will nur die Menschheit fördern, die Menschheit ist sich selber ihre Sache. Damit sie sich entwickle, läßt sie Völker und Individuen in ihrem Dienst sich abquälen, und wenn diese geleistet haben, was die Menschheit braucht, dann werden sie von ihr aus Dankbarkeit auf den Mist der Geschichte geworfen. Ist die Sache der Menschheit nicht eine – rein egoistische Sache?"

[Stirner: Der Einzige und sein Eigentum. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 47278 (vgl. Stirner-Einzige, S. 22-23) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Uns fällt sofort die „Heilige Familie" ein, denn die Menschheit ist genauso ein Abstraktum wie Obst. Und so wenig man Obst als Obst essen kann, sondern immer nur Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Mirabellen etc.pp. so wenig wird man der „Menschheit" jemals persönlich begegnen.

Entsprechend vernichtend fällt auch das Urteil von Marx und Engels über Stirner aus:

„Für die Philosophen ist es eine der schwierigsten Aufgaben, aus der Welt des Gedankens in die wirkliche Welt herabzusteigen. Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die *Sprache.* Wie die Philosophen das Denken verselbständigt haben, so mußten sie die Sprache zu einem eignen Reich verselbständigen. Dies ist das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eignen Inhalt haben. Das Problem, aus der Welt der Gedanken in die wirkliche Welt herabzusteigen, verwandelt sich in das Problem, aus der Sprache ins Leben herabzusteigen.
Wir haben gezeigt, daß die Verselbständigung der Gedanken und Ideen eine Folge der Verselbständigung der persönlichen Verhältnisse und Beziehungen der Individuen ist. Wir haben gezeigt, daß die ausschließliche systematische Beschäftigung mit diesen Gedanken von seiten der Ideologen und Philosophen und damit die Systematisierung dieser Gedanken eine Folge der Teilung der Arbeit ist, und namentlich die deutsche Philosophie eine Folge der deutschen kleinbürgerlichen Verhältnisse. Die Philosophen hätten ihre Sprache nur in die gewöhnliche Sprache, aus der sie abstrahiert ist, aufzulösen, um sie als die verdrehte Sprache der wirklichen Welt zu erkennen und einzusehen, daß weder die Gedanken noch die Sprache für sich ein eignes Reich bilden; daß sie nur *Äußerungen* des wirklichen Lebens sind.
Sancho(d.i Stirner), der den Philosophen durch Dick und Dünn folgt, muß notwendig nach dem *Stein der Weisen*, der Quadratur des Zirkels und dem Lebenselixier suchen, nach einem *»Wort«*, welches als Wort die Wunderkraft besitzt, aus dem Reich der Sprache und des Denkens ins wirkliche Leben hinauszuführen. Sancho ist so angesteckt von seinem langjährigen Umgang mit Don Quijote, daß er nicht merkt, daß diese seine »Aufgabe«, dieser sein »Beruf«, selbst nichts weiter als eine Folge des Glaubens an seine dickleibigen philosophischen Ritterbücher ist.

Sancho beginnt damit, die Herrschaft des Heiligen und der Ideen in der Welt abermals, und zwar in der neuen Form der Herrschaft der Sprache oder der Phrase, uns vorzuführen. Die Sprache wird natürlich zur Phrase, sobald sie verselbständigt wird."
[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49831 -49833 (vgl. MEW Bd. 3, S. 432-433)

http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

„Feuerbach sagte, »Philosophie der Zukunft«, p. 49:

»Das Sein, gegründet auf lauter Unsagbarkeiten, ist darum selbst etwas Unsagbares. Jawohl, das Unsagbare. Wo die Worte aufhören, da fängt erst das Leben an, erschließt sich erst das Geheimnis des Seins.«

Sancho hat den Übergang aus dem Sagbaren in das Unsagbare, er hat das Wort gefunden, welches zu gleicher Zeit mehr und weniger ist als ein Wort.

Wir haben gesehen, daß das ganze Problem, vom Denken zur Wirklichkeit und daher von der Sprache zum Leben zu kommen, nur in der philosophischen Illusion existiert, d.h. nur berechtigt ist für das philosophische Bewußtsein, das über die Beschaffenheit und den Ursprung seiner scheinbaren Trennung vom Leben unmöglich klar sein kann. Dies große Problem, sobald es überhaupt in den Köpfen unsrer Ideologen spukte, mußte natürlich den Verlauf nehmen, daß zuletzt einer dieser fahrenden Ritter ein Wort zu suchen ausging, das als *Wort* den fraglichen Übergang bildete, als Wort aufhörte, bloßes Wort zu sein, als Wort in mysteriöser, übersprachlicher Weise aus der Sprache heraus auf das wirkliche Objekt, das es bezeichnet, hinweist, kurz, unter den Worten dieselbe Rolle spielt wie der erlösende Gottmensch unter den Menschen in der christlichen Phantasie. Der hohlste und dürftigste Schädel unter den Philosophen mußte die Philosophie damit »verenden « lassen, daß er seine Gedankenlosigkeit als das Ende der Philosophie und damit als den triumphierenden Eingang in das »leibhaftige« Leben proklamierte. Seine philosophierende Gedankenlosigkeit war ja schon von selbst das Ende der Philosophie, wie seine unaussprechliche Sprache das Ende aller Sprache. Sanchos Triumph war noch dadurch bedingt, daß er unter allen Philosophen am Allerwenigsten von den wirklichen Verhältnissen wußte, daher bei ihm die philosophischen Kategorien den letzten Rest von Beziehung auf die Wirklichkeit und damit den letzten Rest von *Sinn* verloren.

Und nun gehe ein. Du frommer und getreuer Knecht Sancho, gehe oder vielmehr reite auf Deinem Grauen ein zu Deines Einzigen Selbstgenuß, »verbrauche« Deinen *»Einzigen«* bis auf den letzten Buchstaben,..."

[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49836 -49838 (vgl. MEW Bd. 3, S. 435-436) *http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*

Während Stirner mit Abstraktionen kämpft, begegnen mir jeden Tag Menschen. Und ihnen gegenüber habe ich das ganz praktische Problem, dass ich nicht ihre Sache, ihr Eigentum, ihr Sklave sein will, sie aber das gleiche von mir erwarten.
Der scheinbar so illusionslose Egoismus Stirners steckt voller Illusionen.

„Fort denn mit jener Sache, die nicht ganz und gar meine Sache ist! Ihr meint, meine Sache müsse wenigstens die »gute Sache« sein? Was gut, was böse! Ich bin ja selber meine Sache, und ich bin weder gut noch böse. Beides hat für mich keinen Sinn.
Das Göttliche ist Gottes Sache, das Menschliche Sache »des Menschen«. Meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie usw., sondern allein das *Meinige*, und sie ist keine allgemeine, sondern ist – *einzig*, wie ich einzig bin.
Mir geht nichts über mich! „
[Stirner: Der Einzige und sein Eigentum. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 47280-47281 (vgl. Stirner-Einzige, S. 24) http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Es liegt mir völlig fern jedem meiner Mitmenschen (und natürlich ganz besonders mir) das Recht auf ein gutes, sattes, sinnerfülltes Leben ab zu sprechen.
Das Problem bei diesem „Mir geht nichts über mich!" ist, das es das genaue Gegenteil von dem ist, was Brecht als „klugen Egoismus" bezeichnete.
Es geht nicht darum, wie Stirner meint, irgendeine Sache heilig zu sprechen, es geht nur darum, meinen Mitmenschen das gleiche Recht auf Vertreten und Verteidigen ihrer Interessen zu zu sprechen als mir selbst.
Das ist kluger Egoismus. Und sobald ich an diesem Punkt bin, weiß ich, dass Stirners Konzepte etwas zu simpel und zu einfach sind für diese komplizierte Welt.

Um so mehr erstaunt, dass sich Deuschlands Geschichte in der ersten Hälfte des 20.Jahrhunderts fast wie eine Paraphrase auf Stirner auffassen lässt:
Der „Egoismus" der Nationalidee hat Deutschland und die Welt in Trümmer gelegt, der Ich-Egoismus der Kriegskinder war darauf die angemessene Antwort.

Überhaupt unterstellt das von Hans G.Helms verfasste Nachwort meiner Hanser-Ausgabe aus dem Jahre 1968 des „Einzigen" Stirner eine große Wirkungsgeschichte.

„In den ersten drei Jahrzehnten des 20.Jahrhunderts befanden sich unter den Anhängern Stirners staats- und herrschaftsfeindliche Anarchisten wie Mackay, Rudolf Rocker, Gustav Landauer und Erich Mühsam und totalitäre Herrschaft anstrebende Faschisten wie Mussolini und Hitlers Mentor und erster Chef des „Völkischen Beobachters", Dietrich Eckart."
(Max Stirner Der Einzige und sein Eigentum und andere Schriften, Herausgegeben von Hans G.Helms, Hanser München 1968, S.273-274)

„Als noch wirkungsvoller denn die direkt auf Stirner bezogene Publizistik erwiesen sich die indirekten Bezüge und Verherrlichungen in künstlerischer Gestaltung. Nach den Russen Turgenev und Dostoevksij und den deutschen Literaten und Musikern des Vormärz ließen sich von Stirner – zumeist positiv – beeinflussen: Bruno Wille, der Begründer der Volksbühnenbewegung, die literatischen Brüder Heinrich und Julius Hart und ihre Freunde Carl Henckell, Ola Hansson und Stanislaw Przybyszewski; Carl Sternheim ebenso wie Frank Wedekind und Paul Scheerbarth; Ludwig Rubiner, Raoul Hausmann, Theodor Plievier und der anonyme Erfolgsautor B.Traven, Georg Brandes, Georg Bernhard Shaw, Andre Gide, Andre Breton, Francis Picabia und Alfred Kubin sind zu nennen." (a.a.O S.274).

Das Namedropping geht dann noch weiter und auch Heiddeger, Carl Schmitt, Rudolf Steiner, Albert Camus und Satre bleiben nicht unerwähnt.

Selbst wenn man an der behaupteten Bedeutung Stirners hier und da Fragezeichen setzt, bleibt doch eine erstaunliche geistige Nachwirkung für jemand von dem Marx und Engels urteilen:

„Der hohlste und dürftigste Schädel unter den Philosophen mußte die Philosophie damit »verenden « lassen, daß er seine Gedankenlosigkeit als das Ende der Philosophie und damit als den triumphierenden Eingang in das »leibhaftige« Leben proklamierte."

Es kann unmöglich die Grösse seines Denkens gewesen sein, die ihm diese Nachwirkung bescherte.

Andererseits: Egoismus, Egoismus ohne das geringste schlechte Gewissen, ist heute eine so selbstverständliche Haltung, dass die Inszenierung als Tabubrecher, in der sich Stirner und seine Nachfolger so gerne gefallen, unbeschreiblich lächerlich ist.
Aber auch die angebliche Gegenpartei, für die „Hedonismus" das schlimmste Schimpfwort überhaupt ist, ist mindestens genauso abgeschmackt.
Es ist ein Schein-Gegensatz um den ein aufwendiger Schein-Kampf geführt wird.

Warum soll ein Staat überhaupt die Unterstützung seiner Bürger geniessen, wenn sein Zweck nicht darin besteht, seinen Bürgern Wohlstand und Wohlergehen zu sichern? Institution sind niemals Selbstzweck und sie müssen verschwinden, wenn ihre Kosten ihren Nutzen für die BürgerInnen übersteigen.

Was die Egoisten angeht: Jede Gesellschaft geht unter, wenn sich ihre BürgerInnen nur für das eigene Wohl interessieren und engagieren. Und kein Individuum ist lebensfähig ohne ein gesellschaftliches Umfeld.
Wie gut es mir geht, wie gut ich lebe, hängt ganz wesentlich vom guten funktionieren der Gesellschaft und ihrer Institutionen ab.

In der verdrehten Welt Stirners stand der „Egoismus des Staates" gegen den „Egoismus des Einzelnen".
In der wirklichen Welt verlangen die Repräsentanten, vor allem die eigentlich überlebter Institutionen, Unterwerfung und Gehorsam, während sich die Stirnerschen Egoisten durch nichts, auch nicht von altehrwürdigen Institutionen, von der eigenen Bereicherung abbringen lassen wollen. Der Kompromiss, den oft beide finden, ist, solche Institutionen in ebenso viele Quellen privater Bereicherung zu verwandeln. Diese Misere spiegelt sich in der Stirnerschen Ideologie.

Morgens Fischer, mittags Jäger – die Befreiung des Individuums durch eine „wirkliche Gemeinschaft"

„Die Verwandlung der persönlichen Mächte (Verhältnisse) in sachliche durch die Teilung der Arbeit kann nicht dadurch wieder aufgehoben werden, daß man sich die allgemeine Vorstellung davon aus dem Kopfe schlägt, sondern nur dadurch, daß die Individuen diese sachlichen Mächte wieder unter sich subsumieren und die Teilung der Arbeit aufheben. Dies ist ohne die Gemeinschaft nicht möglich. Erst in der Gemeinschaft [mit Andern hat jedes] Individuum die Mittel, seine Anlagen nach allen Seiten hin auszubilden; erst in der Gemeinschaft wird also die persönliche Freiheit möglich. In den bisherigen Surrogaten der Gemeinschaft, im Staat usw. existierte die persönliche Freiheit nur für die in den Verhältnissen der herrschenden Klasse entwickelten Individuen und nur, insofern sie Individuen dieser Klasse waren. Die scheinbare Gemeinschaft, zu der sich bisher die Individuen vereinigten, verselbständigte sich stets ihnen gegenüber und war zugleich, da sie eine Vereinigung einer Klasse gegenüber einer andern war, für die beherrschte Klasse nicht nur eine ganz illusorische Gemeinschaft, sondern auch eine neue Fessel. In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit."

*[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49108-49109 (vgl. MEW Bd. 3, S. 74-75)
http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]*

Unsere Freiheit wird also dadurch bedingt wie wir uns in Gemeinschaften organisieren. Das Ziel muss dabei die freie Entfaltung jedes Individuums sein. „In der wirklichen Gemeinschaft erlangen die Individuen in und durch ihre Assoziation zugleich ihre Freiheit.“ Das ist der Maßstab an dem jede Gemeinschaft auf ihre Tauglichkeit zu prüfen ist, an der sich ermisst, ob eine Gemeinschaft eine wirklich Gemeinschaft ist bzw. wie weit sie schon auf dem Weg fortgeschritten ist.

Die bloße Behauptung eine Gemeinschaft diene dem Wohl aller, reicht dafür keineswegs.

Dabei geht es vor allem um die Überwindung jener Bornierheit, die mich zum Schuster macht, weil ich als Schuster geboren wurde und für den Rest meines Lebens erwartet wird, dass ich bei meinem Leisten bleibe.

Ich soll die Freiheit haben, heute ein Anderer zu sein als gestern.

„Ferner ist mit der Teilung der Arbeit zugleich der Widerspruch zwischen dem Interesse des einzelnen Individuums oder der einzelnen Familie und dem gemeinschaftlichen Interesse aller Individuen, die miteinander verkehren, gegeben; und zwar existiert dies gemeinschaftliche Interesse nicht bloß in der Vorstellung, als »Allgemeines«, sondern zuerst in der Wirklichkeit als gegenseitige Abhängigkeit der Individuen, unter denen die Arbeit geteilt ist. Und endlich bietet uns die Teilung der Arbeit gleich das erste Beispiel davon dar, daß, solange die Menschen sich in der naturwüchsigen Gesellschaft befinden, solange also die Spaltung zwischen dem besondern und gemeinsamen Interesse existiert, solange die Tätigkeit also nicht freiwillig, sondern naturwüchsig geteilt ist, die eigne Tat des Menschen ihm zu einer fremden, gegenüberstehenden Macht wird, die ihn unterjocht, statt daß er sie beherrscht. Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will – während in der kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden. Dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unsres eignen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unsrer Kontrolle entwächst, unsre Erwartungen durchkreuzt, unsre Berechnungen zunichte macht, ist eines der Hauptmomente in der bisherigen geschichtlichen Entwicklung, und eben aus diesem Widerspruch des besondern und gemeinschaftlichen Interesses nimmt das gemeinschaftliche Interesse als Staat eine selbständige Gestaltung, getrennt von den wirklichen Einzel- und Gesamtinteressen, an, und zugleich als illusorische Gemeinschaftlichkeit, aber stets auf der realen Basis der in jedem Familien-und Stamm-Konglomerat vorhandenen Bänder, wie Fleisch und Blut, Sprache, Teilung der Arbeit im größeren Maßstabe und sonstigen Interessen – und besonders, wie wir später entwickeln werden, der durch die Teilung der Arbeit bereits bedingten Klassen, die in jedem derartigen Menschenhaufen sich absondern und von denen eine alle andern beherrscht. Hieraus folgt, daß alle Kämpfe innerhalb des Staats, der Kampf zwischen Demokratie, Aristokratie und Monarchie, der Kampf

um das Wahlrecht etc. etc., nichts als die illusorischen Formen sind, in denen die wirklichen Kämpfe der verschiednen Klassen untereinander geführt werden (wovon die deutschen Theoretiker nicht eine Silbe ahnen, trotzdem daß man ihnen in den »Deutsch-Französischen Jahrbüchern« und der »Heiligen Familie« dazu Anleitung genug gegeben hatte), und ferner, daß jede nach der Herrschaft strebende Klasse, wenn ihre Herrschaft auch, wie dies beim Proletariat der Fall ist, die Aufhebung der ganzen alten Gesellschaftsform und der Herrschaft überhaupt bedingt, sich zuerst die politische Macht erobern muß, um ihr Interesse wieder als das Allgemeine, wozu sie im ersten Augenblick gezwungen ist, darzustellen. Eben weil die Individuen nur ihr besondres, für sie nicht mit ihrem gemeinschaftlichen Interesse zusammenfallendes suchen, überhaupt das Allgemeine illusorische Form der Gemeinschaftlichkeit, wird dies als ein ihnen »fremdes« und von ihnen »unabhängiges«, als ein selbst wieder besonderes und eigentümliches »Allgemein«-Interesse geltend gemacht, oder sie selbst müssen sich in diesem Zwiespalt bewegen, wie in der Demokratie. Andrerseits macht denn auch der praktische Kampf dieser beständig wirklich den gemeinschaftlichen und illusorischen gemeinschaftlichen Interessen entgegentretenden Sonderinteressen die praktische Dazwischenkunft und Zügelung durch das illusorische »Allgemein«-Interesse als Staat nötig. Die soziale Macht, d.h. die vervielfachte Produktionskraft, die durch das in der Teilung der Arbeit bedingte Zusammenwirken der verschiedenen Individuen entsteht, erscheint diesen Individuen, weil das Zusammenwirken selbst nicht freiwillig, sondern naturwüchsig ist, nicht als ihre eigne, vereinte Macht, sondern als eine fremde, außer ihnen stehende Gewalt, von der sie nicht wissen woher und wohin, die sie also nicht mehr beherrschen können, die im Gegenteil nun eine eigentümliche, vom Wollen und Laufen der Menschen unabhängige, ja dies Wollen und Laufen erst dirigierende Reihenfolge von Phasen und Entwicklungsstufen durchläuft."

[Marx: Die deutsche Ideologie. Philosophie von Platon bis Nietzsche, S. 49027-49030 (vgl. MEW Bd. 3, S. 32-34)
http://www.digitale-bibliothek.de/band2.htm]

Jetzt müssen wir erstmal durchatmen.

Der Reihe nach: Die Teilung der Arbeit, wird hier gesagt, bedingt auch die Teilung der Gesellschaft. Sie ist die eigentliche Basis der Klassengesellschaft.

Das heisst umgekehrt: Ohne Aufhebung dieser Teilung keine wirkliche Freiheit.

Andre Gorz hat diesen Zusammenhang wieder deutlich ins Bewusstsein gerufen:

Zitat

Das bedeutet aber, erst wenn ich leben kann und in der Lage bin „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden", erst wenn diese Bedingung gegeben ist, bin ich frei.

Das kann aber nur so sein, wenn die notwendige Arbeit, die Arbeit, die wir leisten müssen um leben zu können, essen und trinken, wohnen und nicht frieren, mich hübsch kleiden, baden, waschen, ins Kino oder Theater gehen, nur noch einen Bruchteil unseres Lebens ausmacht.

Und wenn ich leben kann ohne in irgendeinem Zusammenhang funktionieren zu müssen.

Wie utopisch ist das ?

Genauso utopisch, wie eine Gesellschaft, die im Angesicht von Computern und Robotern für jeden Arbeit hat.

Das heisst aber: Jetzt ist die Zeit um diese Utopie Realität werden zu lassen.

Die Gesellschaft so zu verändern, dass Mittel und Möglichkeiten der Gesellschaft auch meine Mittel und Möglichkeiten sind, dass ich meinen Beitrag leiste, dass ich aber auch gehalten werde und mich nach den Möglichkeiten dieser Gesellschaft frei entfalten kann, das ist ein ausgesprochen anspruchsvolles Programm. Und dieses Programm nennen die beiden Autoren „Kommunismus".

Uns soll im folgenden interessieren, wie wir dieser Utopie im Hier und Heute näher kommen können, auch wenn wir den alten Namen für dieses Programm heute nicht mehr verwenden können.

Es ist die Utopie von der Identität individueller und kollektiver Interessen.

Das bedeutet aber, erst wenn ich leben kann und in der Lage bin „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden", erst wenn diese Bedingung gegeben ist, bin ich frei.

Das kann aber nur so sein, wenn die notwendige Arbeit, die Arbeit, die wir leisten müssen um leben zu können, essen und trinken, wohnen und nicht frieren, mich hübsch kleiden, baden, waschen, ins Kino oder Theater gehen, nur noch einen Bruchteil unseres Lebens ausmacht.

Und wenn ich leben kann ohne in irgendeinem Zusammenhang funktionieren zu müssen.

Die Gesellschaft so zu verändern, dass Mittel und Möglichkeiten der Gesellschaft auch meine Mittel und Möglichkeiten sind, dass ich meinen Beitrag leiste, dass ich aber auch gehalten werde und mich nach den Möglichkeiten dieser Gesellschaft frei entfalten kann, das ist ein ausgesprochen anspruchsvolles Programm. Und dieses Programm nennen die beiden Autoren „Kommunismus".

Andre Gorz hat diese Marxsche Arbeitsutopie einer grundsätzlichen Kritik unterzogen.

Befreiung der Arbeit oder Befreiung von der Arbeit ?

Schlussbemerkung